

# JAHRBUCH

für Schlesische Kirchengeschichte

N.F.  
41  
1962



JAHRBUCH FÜR SCHLESIISCHE KIRCHENGESCHICHTE

Copyright 1962 by Verlag „Unser Weg“ Ulm-Donau  
Printed in Germany — Alle Rechte vorbehalten  
Gesamtherstellung: H. Frey, Ulm-Donau

# JAHRBUCH

---

für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge: Band 41/1962

Herausgegeben

von Dr. Dr. Gerhard Hultsch



VERLAG „UNSER WEG“ ULM-DONAU

# JAHRBUCH

der Gesellschaft für Naturkunde

der Universität Tübingen

ausgegeben von

der Gesellschaft für Naturkunde



jh 6269

## INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
J. Grünewald: Beiträge zur Kirchen- und Pfarrergeschichte von Neukirch an der Katzbach . . . . .	7
L. Radler: Wiedertäufer und Schwenckfelder im Schweidnitzer Land	40
G. Jaeckel: Die staatsrechtlichen Grundlagen des Kampfes der evang. Schlesier um ihre Religionsfreiheit . . . . .	46
W. Sachs: Das Pfarrergeschlecht Sommer . . . . .	75
F. W. Kantzenbach: Johann Gottfried Scheibel und der Breslauer Protest gegen die Preußische Union . . . . .	94
K. Müller: Luther und lutherische Pfarrer bei Gustav Freytag . . . . .	116
E. Schultze: Lebensabriß des Altpräses Erich Schultze . . . . .	127
E. Schultze: Berichtigung . . . . .	152
G. Hultsch: Mitteilungen des „Vereins für schlesische Kirchengeschichte“ . . . . .	153
G. Hultsch: Bücherbericht . . . . .	156



# Beiträge zur Kirchen- und Pfarrergeschichte von Neukirch an der Katzbach

Zu den ältesten und geschichtlich bedeutsamsten Ortschaften des ehemaligen Kreises Schönau gehört das 8 km südlich von Goldberg gelegene Kirchdorf *Neukirch*, das seinen Namen seiner nun alten und längst in Trümmern liegenden *Nova Ecclesia* verdankt, deren erhaltene romanische Kunstformen auf das frühe 13. Jahrhundert als Entstehungszeit deuten. Wenn auch die reichen Schätze des Archivs der Freiherren von Zedlitz und Neukirch mit dem Schlosse im Februar 1945 verbrannt sind, so ist es doch auf Grund der über Neukirch vorhandenen und erreichbaren Literatur möglich, die Geschicke dieser Kirche und ihrer Pfarrei über 7 Jahrhunderte zurückzuverfolgen und damit die Kenntnis der schlesischen Presbyterologie in der Erforschung einer Einz尔gemeinde zu vermehren<sup>1)</sup>.

## I. Urkundliche Nachrichten

Bereits Augustin Knoblich hat auf die erste urkundliche Erwähnung der Marienkirche zu Neukirch und ihres Plebans Arnold im Jahre 1217 hingewiesen<sup>2)</sup>. Als er jedoch diese Urkunde im Wortlaut veröffentlichte, meint er

Vorbemerkung: Der letzte evangelische Pfarrer von Neukirch, Herr Pastor Hermann Gohr, begeht am 8. Juni 1962 seinen 70. Geburtstag. Die Abhandlung über seine ehemalige Gemeinde soll als herzlicher Gruß des Gedenkens in seinen einsamen Ruhestand gehen, den er als Erblindefter in Lengfeld im Odenwald verlebt, zugleich im Namen des Vereins für schlesische Kirchengeschichte, dem er seit 1930 angehörte.

<sup>1)</sup> Es seien hier zunächst folgende Titel genannt: Grimmer, Gotthold Leberecht, Nachricht von dem ersten evangelischen Prediger in Schlesien. Bunzlauische Monatsschrift zum Nutzen und Vergnügen, 7. Jahrgang (1780) S. 305—15, 335—48, 369—80. Bergmann, Johann Carl Gottlob, Von Neukirch vor und seit dem Jahre 1743. Historischer Text zur vorläufigen Unterhaltung für die den 29. September 1793 jubilirende evangelisch-lutherische Kirchgemeinde Neukirch, Schönhausen, Rosenau, Herrmannswalde, Polnischhundorf, Taschenhof und Geyersberg, Liegnitz 1793 (Univ.-Bibl. Breslau 8 W 1366). — Derselbe, Neukirch vor 300 Jahren. Ein Wort aus unserer Geschichte zur Feier des Reformationsfestes 1817. — Ulbrich, Heinrich Theodor, Kurze Geschichte der evangelischen Gemeinde Neukirch, Kreis Schönau vom Jahre 1743 bis 1843 bei ihrem hundertjährigen Kirchenjubiläum, Dom. XVII. post Trinit., derselben übergeben von ihrem Seelsorger. Mit einer Ansicht der Kirche. Goldberg 1843. — Sirowatky, Karl, Jubelbüchlein, enthaltend die Denkwürdigkeiten der evangelischen Kirchgemeinde Neukirch. Zum Feste ihres 150jährigen Bestehens am 22. Okt. 1893. Die zuletzt genannten 3 Schriften, die auf keiner Bibliothek nachweisbar sind, stellte mir liebenswürdigerweise Herr Kantor Bruno Tischer, früher Neukirch, jetzt Altenbruch/Niederelbe, zur Verfügung. — Eberhard, Frhr. von Zedlitz und Neukirch, Die Zedlitz und ihre Heimat. Glatz 1925. — Robert, Frhr. von Zedlitz und Neukirch, Das Geschlecht der Herren, Freiherren und Grafen von Zedlitz in Stammtafeln vom ersten Auftreten bis zur Gegenwart. Berlin 1938.

<sup>2)</sup> Kirchliche Kunstdenkmäler im schlesischen Gebirge. In: Schlesisches Kirchenblatt. Eine Zeitschrift für Katholiken aller Stände, hg. von Dr. Franz Lorinser, 29 Jg. Breslau 1863 S. 559.

den *Biztric* genannten Pfarrort mit *Wiesenthal* deuten zu müssen<sup>3)</sup>. Das in Röchlitz ausgestellte, mit den Siegeln Herzog Heinrichs, des Bischofs Laurentius, des Domkapitels und der Herzogin Hedwig versehene bischöfliche Dokument betrifft die Ausstattung einer neu begründeten Pfarrei im Bereiche der Kastellanei Lähn<sup>4)</sup>). Der Bischof weist der Kirche der seligen Maria in Biztric die Zehnten dreier Ortschaften (Nelezino, Ztrisoua und Pilhouic) zu, Herzog Heinrich I. und seine Gemahlin übereignen den Zehnt des vorher dem Pfarrer Heinrich Bavarus von Wlan (Lähnhaus) dezempflichtig gewesenen Biztricer Gebietes, das offenbar Eigentum des Herzogs war, und wandeln die bisher in Eichhörnchenfellen geleistete Abgabe in Getreidezehnten um. Zur weiteren Dotierung erhält die neue Pfarrei den Zehnt des herzoglichen ztan, der pozedine genannt wird und in Getreide besteht, ferner einen Dezem von Honig, Marderfellen und 6 Mark jährlich. Dazu kommen noch eine Mühle mit 2 Wirtschaftshäusern in Biztric, der Ort (*villa*) selbst, 4 Ochsen und ein Pferd sowie die Saat für Sommer- und Wintergetreide

Welches ist nun das mit Biztric gemeinte Dorf, in welchem 1217 auf diese Weise die Pfarrstelle ausgestattet wurde? Während Lambert Schulte<sup>5)</sup> und nach ihm Edmund Michael<sup>6)</sup> in Biztric das heutige Probsthain vermuten, hat Heinrich Appel überzeugend nachgewiesen, daß es sich zweifellos um Neukirch handelt<sup>7)</sup>. Seine Beweisführung stützt sich vor allem auf die Signatur der Urkunde, die auf der Rückseite in Schriftzügen aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts als ihren Empfänger den Pfarrer Arnold von Biztric nennt: *Privilegium Laurencii episcopi de biztric — Zusatz von wenig späterer Hand: quod contulit Arnaldo ejusdem ecclesie*<sup>8)</sup>. Diesen Pfarrer kennen wir aus einer anderen Urkunde: bei Vermittlung eines Dezemtausches zwischen Abt Günther von Leubus und dem herzoglichen Burgkaplan Heinrich von Lähn, den Bischof Lorenz am 27. April 1228 bestätigt<sup>9)</sup>, wird neben dem Dompropst Otto auch „Arnoldus plebanus de noua ecclesia“ erwähnt<sup>10)</sup>. Die Urkunde von 1217 läßt rein slawische Verhältnisse erkennen. Biztric kann nicht mit der Pfarrei eines der neu gegründeten deutschen Kolonistendorfer gleichgesetzt werden<sup>11)</sup>. Mit den oben genannten drei Ortschaften, deren Zehnten für die Marienkirche bestimmt wurden, könnten Schönhausen, Rosenau und Hermannswalda gemeint sein, von denen bei der Visitation 1677 gesagt wird<sup>12)</sup>, daß

3) Chronik von Lähn und Burg Lähnhaus am Bober. Breslau 1863 S. 232 f.

4) Schlesische Regesten Nr. 191, die die Gleichsetzung Biztric = Wiesenthal übernehmen.

5) Die Trebnitzer Urkunde des Breslauer Bischofs Lorenz von 1217 o. T. über Probsthain. In der Zeitschrift des Vereins für Gesch. Schlesiens 48. Bd. (1914), S. 309 ff.

6) Die schlesische Kirche und ihr Patronat im Mittelalter unter polnischem Recht. Görlitz (1926) S. 82 f.

7) Zur Siedlungsgeschichte der Kastellanei Lähn (Zeitschrift 73. Bd., 1939, S. 1—10).

8) Knoblich, Lähn S. 232.

9) SR Nr. 332 und 333. H. Neuling, Schlesiens Kirchorte (1902) S. 205.

10) Knoblich a. a. O. S. 236.

11) Ausführlich bei Appel a. a. O. S. 2 f.

12) Joseph Jungnitz, Visitationsberichte der Diözese Breslau. Archidiakonat Liegnitz I. Teil (1908) S. 83.

sie „Kirchengüter“ heißen, die einst zu keinerlei Arbeiten für die weltlichen Herren verpflichtet waren, sondern nur dem Pfarrer Dezem zahlten. Das ebenfalls zur Kirchengemeinde Neukirch gehörige Polnisch-Hundorf läßt noch an seinem Namen seine vordeutsche Entstehung erkennen. Möglicherweise ist auf die Ausstattung der Pfarrei bald nach 1217 die Aussetzung des Ortes zu deutschem Rechte erfolgt und dabei dem Pfarrdorfe in Erinnerung an die Gründung der „Neuen Kirche“ dieser neue Name anstelle des slawischen Biztric<sup>13)</sup> gegeben worden, wie die Urkunde von 1228 bezeugt.

Dem urkundlichen Befunde nach muß der Pfarrer als Grundherr von Neukirch angesehen werden, da ihm 1217 die *villa* von Biztric — offenbar durch den Herzog — zugewiesen wurde. Später erscheinen Ort und Kirchenpatronat wieder in herzoglichem Besitz. So ist am 29. November 1307 in Striegau eine Urkunde ausgestellt worden, derzu folge die Herzogin Beatrix dem von ihr gestifteten Benediktinerinnenkloster in der Stadt Striegau zum besseren Unterhalt der Nonnen u. a. das „*Jus patronatus ecclesie in villa, que Nova ecclesia dicitur prope Schonau, quod ad triginta marcas se extendit*“<sup>14)</sup>, verleiht. Die drei Söhne, Heinrich, Bernhard und Bolko, bestätigen am 3. Februar 1308 diese Schenkung ihrer Mutter und bemerken, daß sie zum Seelenheile ihres Vaters Bolko und ihrer Vorfahren erfolgt sei<sup>15)</sup>. 1312 verkauft Herzog Heinrich von Jauer *Neuenkirche* an Heinrich von Dytmansdorf und seine Nachkommen<sup>16)</sup>. Von diesen muß es dann an die Zedlitz gekommen sein, deren Geschichte aufs engste mit Neukirch verbunden ist.

Die Familientradition<sup>17)</sup> läßt Titze (Dietrich, Dietz, Tieczko) von Zedlitz, der als Stammvater der schlesischen Linie gilt, unter der Regierung Herzog Heinrichs I. aus dem Vogtlande nach Schlesien kommen (um 1200) und durch Heirat mit Jutta, Tochter Wittichs von Czern, in den Besitz von Maiwaldau bei Hirschberg gelangen. Einer von seinen neun Söhnen, Peter von Zedlitz, soll

<sup>13)</sup> Biztric wird von Schulte a. a. O. als Flußname = „die Schnelle“ gedeutet. Er denkt darum an Probsthain, das die Schnelle Deichsa durchfließt. Die Gründe, die gegen Probsthain sprechen, macht H. Appel a. a. O. geltend. Alle in der Urkunde hervorgehobenen Einzelheiten passen gut zur Gleichsetzung von Biztric mit dem an der Katzbach gelegenen Neukirch.

<sup>14)</sup> SR Nr. 2962. H. Neuling a. a. O. S. 205. Text der Urkunde bei J. Filla, Chronik von Striegau (1889) S. 17.

<sup>15)</sup> SR Nr. 2985.

<sup>16)</sup> SR Nr. 3308. Grimmer, Bunzl. Monatschrift (1780) S. 308. Heinrich v. D. (auch Dittmarsdorf) kommt noch 1337 als Urkundzeuge vor, mehrfach zusammen mit Brüdern v. Zedlitz.

<sup>17)</sup> Bei Caspar Gottlieb Lindner, Deutsche Gedichte und Übersetzungen. Breslau und Leipzig 1743. 80. Darin veröffentlicht er (S. 380—510) „Das lateinische Gedichte M. Johann Fechners auf die Katzbach in Schlesien, und das Lobs des uralten, weltberühmten Hochadelichen und Freyherrlichen Geschlechtes derer von Zedlitz aus dem Hause Neukirch, nebst der deutschen Übersetzung und historischen Anmerkungen verfertigt 1738“. Er benutzte, wie aus einer älteren handschriftlichen Kopie Lindners im Schloßarchiv zu Neukirch hervorging, die älteste Niederschrift über die Herkunft des Geschlechts aus den hinterlassenen Papieren des Landschreibers Peter (Petermann) v. Zedlitz (um 1370). Vgl. Robert Frhr. v. Zedlitz, Stammtafeln (1938) Tafel 2, Ann. 1, 2—8. Nach einer anderen Version der Überlieferung, die Bergmann a. a. O. S. 12 auch unter Berufung auf das Manuscript Petermanns wiedergibt, hieß der Geschlechtsahne Otto von Zedlitz, „ein Gast aus dem Vogtlande“.

einer alten Nachricht zufolge, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts Pfarrer in Neukirch gewesen sein<sup>18)</sup>). Diese Angaben stimmen mit den urkundlichen Zeugnissen überein, wenn man sie auf reichlich 100 Jahre später datiert! Die nach den Quellen gearbeitete Familiengeschichte in Stammtafeln des Freiherrn Robert von Zedlitz und Neukirch bestätigt die Herkunft Titzes aus dem Vogtland, setzt aber seine Lebensdauer von etwa 1250 bis um 1316 an<sup>19)</sup>). Von seinen 9 Söhnen begegnen uns Bernhard<sup>20)</sup> und der wohl auf Alt-Schönau gesessene Titze der Jüngere<sup>21)</sup> wiederholt in herzoglichen Urkunden. 1321 verreicht Heinrich von Jauer dem Brüderpaar die Erbgerichte der Stadt Schönau<sup>22)</sup>). Die geistlichen Zwillingssöhne Peter und Nickel werden um die Mitte des 14. Jahrhunderts ihres Amtes gewaltet haben. Nickel, der Pfarrer von Schönau war, erscheint noch am 24. Oktober 1365 als Urkundszeuge, am 14. Juli 1366 ist er tot<sup>23)</sup>). Über Peter läßt sich nichts Näheres feststellen. Zwischen 1358 und 1379 kommt Bernhard von Zedlitz urkundlich als Pfarrer von Neukirch vor; er verschriftet 1376 einen Zins auf Schönau seinem Schwesternsohn Niklas von Wilkau<sup>24)</sup>.

Die älteste sichere Bezeugung Neukirchs im Besitze der Familie Zedlitz finden wir am 1. Juni 1399, wo bei einem Zinsverkauf in Triebelwitz Heinze Zedlitz von der Neukirche genannt wird. Er und seine Frau Anna geb. von Schwenckfeld, die 1408 Anna von der Neukirche heißt und nach 1408 starb, stifteten in der Pfarrkirche zu Neukirch einen Altar<sup>25)</sup>. Kunze von Zedlitz, der 1418 bis 1465 urkundlich mit Siegmund auf Neukirch vorkommt, dotiert 1461 diesen Altar gemeinsam mit seinen Neffen Ernst und Siegmund von Zedlitz<sup>26)</sup>.

Von Siegmund weiß die bis etwa 1600 zurückzuverfolgende Überlieferung zu berichten, daß er als Jüngling 1415 auf dem Konzil zu Konstanz Augenzeuge der Verbrennung von Hus gewesen sei und als treuer Anhänger seiner Sache sein ganzes Leben über — er soll 110 Jahre alt geworden sein — im Streit mit der Kirche und seinen Ortsfarrern gelegen habe<sup>27)</sup>). Man sagt ihm den Spruch nach: „Gottes Freund, des Bischofs von Breslau und aller Pfaffen

<sup>18)</sup> Vgl. Bunzl. Monatschrift (1780) S. 308; Bergmann, Jubelbüchlein (1793) S. 6 und danach, immer wiederholt, z. B. Silesia sacra (1927) S. 525, zuletzt von Bruno Tischer, Die Marienkirche in Neukirch (in den Goldberg-Haynauer Heimatnachrichten 10. Jg. 1959 Nr. 2, S. 4).

<sup>19)</sup> a. a. O. Tafel 2.

<sup>20)</sup> z. B. 1307 (SR Nr. 2967), 1309 (SR Nr. 3077), 1316 (3577, 3617), 1317 (3700), 1319 (3906). Bernhard soll seit 1319 Herr auf Neukirch und Röversdorf gewesen sein (Die Zedlitze und ihre Heimat S. 42).

<sup>21)</sup> Robert Frhr. v. Zedlitz, Stammtafeln 3, Anm. 1 — Schles. Regesten 3634 (1316).

<sup>22)</sup> SR Nr. 4177.

<sup>23)</sup> Zedlitz, Stammtafel 2, Anm. 9. Auch Bergmann a. a. O. S. 7.

<sup>24)</sup> ebenda Tafel 17, Anm. 4.

<sup>25)</sup> Stammtafel 37, Anm. 5. Es handelt sich wohl um dieselbe Fundation, für die Knoblich, Lähn S. 96, das Jahr 1411 angibt.

<sup>26)</sup> Stammtafel 37, Anm. 12.

<sup>27)</sup> Ehrhardt, Presbyterologie des evang. Schlesiens 3. Teil, 2. Hauptabschnitt (1784), S. 11. Knoblich, Lähn S. 96.

Feind“<sup>28)</sup>. Ein altes Manuskript versichert, Herr Sigismund habe sich aus dem päpstlichen Bann und der Citation nach Rom wenig gemacht, weil seine Gedanken von der Ungültigkeit solchen Bannes hussitisch gewesen, und wer von seinen Untertanen es ihm zu arg machen wollte, den steckte er auf seinem Schlosse in das Gefängnis tief in der Erde, bis er dem gebannten Herrn neuen Gehorsam gelobte<sup>29)</sup>). Auch der Pfarrer blieb vor solcher Gewalttätigkeit nicht verschont<sup>30)</sup>.

Die ehrwürdige Tradition muß zugunsten der historischen Wahrheit an einigen Punkten ein wenig korrigiert werden. Auf einem Seitenaltar in der Neukircher Pfarrkirche aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der die Wappen der Söhne Georgs von Zedlitz trug<sup>31)</sup>, war das Geburtsjahr von Siegmund mit 1397 angegeben<sup>32)</sup>, eine Zahl, die mit allen urkundlichen Zeugnissen aus seinem Leben unvereinbar bleibt. In den Urkunden, die ihn von 1448 bis 1507 erwähnen, wird Siegmund Zedlitz de Neukirch erstmalig am 22. April 1448 genannt und als *iuvensis* bezeichnet<sup>33)</sup>. Er kann also nicht vor 1415 bis 1420 geboren sein. Inwieweit Hinneigung zu hussitischen Glaubenslehren die Ursache seiner Streitigkeiten mit den Pfarrern gewesen ist, läßt sich auf Grund des Urkundenbestandes nicht entscheiden. Colmar Grünhagen (Die Hussitenkämpfe der Schlesier 1872, S. 281) lehnt auch die Annahme hussitischer Traditionen in der Familie Zedlitz als nicht zu erweisen ab. Die Differenzen Siegmunds mit dem Pfarrer Johannes Ackermann sollen 1458 angefangen haben<sup>34)</sup>. Ob der Pfarrer, wie der Gewährsmann meint, ein unruhiger Mann gewesen ist oder sich gegen willkürliche Eingriffe des Grundherrn in Gerechtsame der Kirche zur Wehr gesetzt hat, wissen wir nicht; jedenfalls mußte der Bischof mehrfach Kommissarien nach Neukirch entsenden, die die Wogen vorübergehend glätteten und angeblich Partei für Zedlitz nahmen<sup>35)</sup>. Die Feindseligkeiten flammten jedoch bald wieder auf. Pfarrer Stanislaus Schönwälder war 1473 von Neukirch nach Goldberg gegangen und hatte sein Amt zum Verdruß des Gutsherrn unmittelbar in die Hände des Papstes niedergelegt. Daraufhin befahl Papst Sixtus IV. dem Bistumsadministrator Johann Girdanus, als neuen Pfarrer Christoph Schönwälder, einen Bruder (oder Vetter) des vorherigen, bei der Kirche

<sup>28)</sup> Grimmer a. a. O. S. 309. Anders, Historische Statistik der ev. Kirche Schlesiens (1867), S. 670. H. Eberlein, Aus der Geschichte des Kirchenkreises Schönau. In: Kirche und Heimat. Zur Erinnerung an die Generalkirchenvisitation im Kirchenkreise Schönau (1927) S. 79.

<sup>29)</sup> Bergmann, Jubelbüchlein 1793, S. 15 f.

<sup>30)</sup> Knoblich a. a. O. S. 96. — Die Sage erzählt, daß im sogenannten „Hexengange“ vor dem Tode des jeweiligen Besitzers ein Pfarrer, der während der Streitigkeiten im Verließ endete, mit dem Kopfe unterm Arm „erscheinen“ soll (V. Schaetzke, Schlesische Burgen und Schlösser 1912, S. 30).

<sup>31)</sup> Vermutlich ist es der Lutheraltar, von dem weiter unten noch die Rede sein wird. Die Namen der Brüder Zedlitz stehen auch auf der 1556 gegossenen großen Glocke.

<sup>32)</sup> Zedlitz, Stammtafeln 38, Anmerkung 4.

<sup>33)</sup> ebenda.

<sup>34)</sup> Bergmann, Jubelbüchlein von 1793, S. 7.

<sup>35)</sup> ebenda S. 8.

St. Mariae in Neukirch zu investieren<sup>36)</sup>), ohne auf die Proteste von Zedlitz zu achten, der, wie Knoblich meint, einen hussitischen Geistlichen berufen wollte<sup>37)</sup>). Da Zedlitz dem neuen Pfarrer die Einkünfte zurückhielt, u. a. die Rechte anfocht, die letzterer unter Berufung auf eine Stiftung Kunzes von Zedlitz (vor 1465) geltend machte, wonach der Kirche die Gerichtsherrschaft über Hermannswaldau und Schandhaus (= Schönhausen) zustand, endete der Streit mit der Bannung Siegmunds<sup>38)</sup>). Im Zusammenhang mit diesen Mißhelligkeiten mag der vorübergehende Amtsverzicht des Pfarrers stehen, auf den man nach einer Notiz im Goldberger Stadtbuche schließen muß. Schönwälder erschien 1486 im sitzenden Rate der Stadt und übergab dem Goldberger Schlosser Pilatus den Kirchschlüssel von Neukirch, den dieser angefertigt hatte, um vor dem Rate zu bezeugen, daß er keinen Schlüssel nach Neukirch mehr habe<sup>39)</sup>). Er wollte sich weiterer Verdächtigungen durch bösen Leumund, der ihn der Untreue in seinem Amte beschuldigt hatte<sup>40)</sup>, entziehen. Die Schlichtungsverhandlungen 1493, 1502 und 1507 durch Vertreter der Breslauer Bischöfe und päpstliche Kommissare hatten das Ergebnis, daß Siegmund dem Pfarrer die Erbzinse und die Landvogtei über die streitigen Untertanen überlassen mußte und vom Banne befreit wurde<sup>41)</sup>). Die Vergleiche befanden sich im Neukircher Schlosse, und ein altes Manuskript fügt hinzu: „Der Vertrag war ohne Herze und ist nur wegen der gesetzten Pöne gehalten worden, bis endlich durch die Reformation die evangelischen Lehrer die katholischen Herrschenden abgelöst und mehr Frieden gebracht haben“<sup>42)</sup>). Dieser Zusatz beweist klar, daß es kaum religiöse Belange waren, die Siegmund — etwa als Anhänger von Hus — vertrat, sondern die Absicht im Vordergrunde stand, die Macht über die Kirche zu erlangen, woraus sich später auch — in geschickter Ausnutzung der Zeitlage und in Erinnerung an die geführten Kämpfe — die frühe Berufung evangelischer Prediger nach Neukirch mit erklärt.

Daß Siegmund von Zedlitz als alter, erblindeter Mann nach Beilegung der Streitigkeiten mit seinem Ortspfarrer im Frieden mit der Kirche gelebt hat, geht aus seiner Stiftung eines Altars in der Klosterkirche der Franziskaner zu Goldberg hervor, die er für die Mutter Gottes in Mailand und die heilige Ottilia im Jahre 1505 gemacht hatte, damit er sein Augenlicht wieder erhalte; auch bestellte er ein Requiem für seine Eltern, Frau<sup>43)</sup> und seinen Sohn<sup>44)</sup>). 1507

<sup>36)</sup> H. Neuling, Schlesiens Kirchorte (1902) S. 205.

<sup>37)</sup> Knoblich, Lähn S. 97.

<sup>38)</sup> Stammtafel 38, 4.

<sup>39)</sup> Johann Adam Hensel, Aurimontium vetus diplomaticum (Mscr. 1759) II, cap. 3, § 1. — Grünwald, Aus Goldbergs kirchlicher Vergangenheit, im Jahrbuch für schlesische Kirchengeschichte XXXI (1941) S. 40.

<sup>40)</sup> L. Sturm, Geschichte der Stadt Goldberg in Schlesien (1888) S. 70.

<sup>41)</sup> Stammtafel 38, 4. Über die Bestimmungen des Vergleichs von 1493 in Hensels protestantischer Kirchengeschichte der Gemeinen in Schlesien (1768) S. 130.

<sup>42)</sup> Bergmann a. a. O. S. 10.

<sup>43)</sup> Seine Gemahlin war Margaretha von Nosititz, eine Tochter Caspary von N. auf Rothenburg und Tzschocha (Stammtafel 38, Anm. 4). Unter den aus der verfallenen Kirche im

bedachte er das Goldberger Franziskaner-Kloster erneut, indem er ihm „zweene Scheffel Hafer jährlicher Zinße, die er auf dem Monchwalde des Klosters bei Reichenwalde<sup>45)</sup>, im Hirschbergischen Weichbilde gelegen“, gehabt, verabreichte, was Ulrich Schoff, Ritter vom Kynast und auf Greiffenstein, als königlicher Hauptmann der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer am 22. Januar 1507 bekannt<sup>46)</sup>.

Die Lokalüberlieferung, wonach Pfarrer Schönwälder bei seinem Zanke alt geworden und 1519, „in der Morgendämmerung einer neuen Zeit“, als Pfarrer von Neukirch gestorben sein soll<sup>47)</sup>, wird im übernächsten Abschnitt noch zu prüfen sein.

## II. Das Kirchengebäude

Die Tatsache der frühen urkundlichen Erwähnung eines Gotteshauses in Neukirch und die erhaltenen Kunstformen sprechen gegen die Behauptung von H. Lutsch, die Kirche sei erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in spätromanischen Formen erbaut worden<sup>48)</sup>, worauf H. Tintelnot neuerdings mit Recht hingewiesen hat<sup>49)</sup>. Schon vor 100 Jahren schrieb A. Knoblich im schlesischen Kirchenblatt: „Die Kirche war ein alter romanischer Steinbau. Ihre Überreste überraschen durch ihre Kunstvollendung. Jedermann muß die Säulenkapitale von hoher Schönheit bewundern, welche nur von ausländischen Künstlern, die damals noch an der Pfeilerbasilika gleichen Stiles zu Trebnitz arbeiteten, gefertigt sein können“<sup>50)</sup>. Das ziemlich langgestreckte Gebäude<sup>51)</sup> ist aus Bruchstein errichtet; von den Kunstformen aus rotem Sandstein sagt Lutsch, daß sie vollkommener nicht an Musterbauten des westlichen Deutschlands zu finden seien<sup>52)</sup>. Das Gewände des Westportals war aus gelblichem Sandstein gefertigt; figürliche Einzelheiten, die an das romanische Portal von St. Maria Magdalena in Breslau erinnern, kann man an den Abbildungen in

Schloßhofe zu Neukirch aufgestellten Grabsteinen sind solche für Siegmund und seine Frau nicht vorhanden.

44) Stammtafel 38, 4.

45) Reichwaldau bei Schönau. Ob der Pfarrbusch — zwischen Herrmannswaldau und Reichwaldau — oder der Mochenwald gemeint ist?

46) Monumenta Germaniae Franciscana. P. Chrysogonus Reisch, OFM, Urkundenbuch der Kustodien Goldberg und Breslau 1. Teil 1240—1517. Düsseldorf 1917, S. 343.

47) Bergmann, Jubelbüchlein S. 10.

48) Die Kunstdenkmäler des Reg.-Bezirks Liegnitz (Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien Band 3) 1890, S. 429.

49) Die mittelalterliche Baukunst Schlesiens (1951) S. 20.

50) 29. Jg. Breslau 1863, S. 559.

51) Der Grundriß bei Zygmunt Świechowski, Architektura na Śląsku do połowy XIII wieku (Architektur in Schlesien bis Mitte des 13. Jh.) Warschau 1955, S. 168 und bei Bożena Steinborn, Złotoryja — Chojnów — Swierzawa (Goldberg — Haynau — Schönau) Breslau 1959, S. 123. — T. Kożaczewski, Jednowarwe Kościoly romańskie na Dolnym Śląsku (einschiffige romanische Kirchen Niederschlesiens) in: Hefte der Technischen Hochschule Wrocław II (1957) S. 33—63.

52) Lutsch a. a. O. 430.

dem Werke von Z. Swiechowski studieren. Bauliche Veränderungen erfuhr die Kirche am Ausgange des Mittelalters durch eine neue Einwölbung<sup>53)</sup> und im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts durch zwei Nebenräume, die zwischen Chor und Langhaus an der Nordseite als Sakristei und an der Südseite (mit der Jahreszahl 1625 über der Tür) als Gruftkapelle errichtet wurden. Der vermutlich in ein steiles Zeltdach auslaufende Turm stürzte 1660 in sich zusammen und ist erst am Ende des 18. Jahrhunderts wieder aufgebaut worden<sup>54)</sup>. Die Wetterfahne über der das Dorfbild höchst stimmungsvoll beherrschenden Barockhaube trägt die Jahreszahl 1799. Unbegreiflich ist, wie man bei diesem Turmbau den schlechten Bauzustand der Kirche übersehen konnte. 1820 war sie so baufällig, daß die Abhaltung des Gottesdienstes polizeilich untersagt werden mußte<sup>55)</sup>. Der Fiskus und das bischöfliche Amt stellten keine Mittel zur Wiederherstellung zur Verfügung, die Eingaben des Pfarrers Joseph Neukirch von Falkenhain blieben erfolglos, die sehr kleine katholische Gemeinde aber konnte die Kosten nicht tragen, und so verfiel die Kirche nach dem Einsturz der Dächer und Gewölbe seit 1821 zu einer wüsten Ruine. Nur einige wenige kirchliche Ausstattungsgegenstände wurden gerettet. So gelangte ein bedeutender Altarschrein (wahrscheinlich vom ehemaligen Hochaltar) aus dem 15. Jahrhundert in das Falkenhainer Pfarrhaus, wo er 1863 in der Speckkammer stand<sup>56)</sup> und später verloren gegangen ist. Der in den äußeren Schloßhof versetzte mittelalterliche Taufstein war noch bestens erhalten und hat auch die Zerstörung des Schlosses 1945 überstanden. Der kunstvoll gearbeitete Kanzelfuß trug einen Altan auf der Südseite des Schlosses, und einem seiner Innenräume gereichte die Ewiglichtlampe zur Zierde. Die Epitaphien der Zedlitz'schen Familie mit den Figuren der Verstorbenen aus dem Presbyterium der Kirche fanden in den Höfen des Schlosses eine würdige Aufstellung<sup>57)</sup>. Im Glockenturme, der nach 1920 stark verfallen war<sup>58)</sup> und 1931 renoviert werden konnte<sup>59)</sup>, hingen 3 wertvolle Bronzeglocken: die älteste ohne Jahreszahl

<sup>53)</sup> ebenda S. 429.

<sup>54)</sup> Bergmann 1793 S. 4, 1817 S. 34, Bruno Tischer in den Goldberg-Haynauer Heimatnachrichten 1959 Nr. 2, S. 5.

<sup>55)</sup> Ulbrich, Jubelbüchlein 1843, S. 62 — A. Nowack, Das schlesische Heisterbach, in: Schles. Volkszeitung 51. Jg. (1919) Nr. 14.

<sup>56)</sup> Knoblich im schles. Kirchenblatt 1863, S. 559. Über den Verbleib des Altars ist nichts bekannt (freundl. Mitteilung des Herrn Erzpriesters Dr. Waibel in Tettnang und des Erzbischöflichen Diözesanarchivs in Breslau). — Auf dem Falkenhainer Pfarrhausboden befanden sich einige Figuren aus Neukirch, von denen Lutsch vermutet, daß sie von einem spätmittelalterlichen Triumphkreuz stammen (a. a. O. S. 423); vielleicht sind es auch die Überreste des von Knoblich genannten Schnitzaltars.

<sup>57)</sup> In dem Buche von Eberhard Frhr. v. Zedlitz und Neukirch, Die Zedlitz und ihre Heimat (1925), sind folgende Abbildungen von Zedlitz-Grabsteinen: Friedrich von Zedlitz und Neukirch († 1606), Christoph v. Zedlitz und Neukirch († 1606), Wenzel († 1567), für den Kammerpräsidenten Sigmund Frhr. v. Z. u. N. († 28. 11. 1616) und seine Gemahlinnen Barbara von Logau aus dem Hause Kinsberg († 3. 2. 1575) und Katharina Freifrau v. Z. u. N. geb. von Seidritz a. d. H. Kratzkau.

<sup>58)</sup> Bericht des Provinzial-Konservators der Kunstdenkmäler der Prov. Niederschlesien 1927—1929 S. 83.

<sup>59)</sup> B. Steinborn a. a. O. S. 123. — Bericht über die Erneuerung in den „Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins zu Liegnitz“ 13. Bd. (1930 u. 31) S. 189.

stammte aus dem 15. Jahrhundert<sup>60)</sup>, die große von 1556 ist die vielgenannte Melchior-Hoffmann-Glocke<sup>61)</sup>, und die kleine war 1740 in Liegnitz umgegossen worden. Nach einer Notiz im ältesten Neukircher Kirchenbuch konsekrierte der Weihbischof Elias Daniel von Sommerfeld am 11. Oktober 1718 drei Glocken in Neukirch.

Bei Ausgrabungen im Inneren der Kirchenruine wurden 1936 zahlreiche Fundstücke von Gewölberippen, Kelchkapitellen und Säulenresten aus Schutt und Erde geborgen<sup>62)</sup>. Wesentliche Architekturelemente kamen 1953 in das schlesische Museum nach Breslau<sup>63)</sup>.

Der Friedhof um die Kirche war wehrhaft und ist mit einer teilweise noch erhaltenen hohen Mauer umgeben. An dem malerischen Torhaus ist eine Pechnase angebracht<sup>64)</sup>.

### III. Die Pfarrer von Neukirch

#### 1. In vorreformatorischer Zeit

Die Nachrichten über die Neukircher Pfarrer vor der Reformation verdanken wir in erster Linie dem fleißigen Pastor Bergmann, der das Schloßarchiv wissenschaftlich durchforscht und die aufgefundenen Namen in sein heute noch lesewertes Jubelbüchlein von 1793 aufgenommen hat<sup>65)</sup>. Daß das Verzeichnis nur lückenhaft geboten werden kann, dürfte verständlich sein.

1316, am 20. Mai, wird *Nicolaus von Ulock* (Aulock) als Pfarrer von Neukirch und herzoglicher Kaplan erwähnt<sup>66)</sup>. Die Urkunde, die Herzog Heinrich in Löwenberg für das Nonnenkloster in Naumburg am Queis ausfertigen läßt,

<sup>60)</sup> Inschrift bei Lutsch a. a. O. 430: o rex glorie veni cum pace. O König der ern kom mit frede mit fred (!). Sie ist erfreulicherweise erhalten geblieben und läutet heute auf dem Turme der kath. Kirche zu Lohfelden bei Kassel (freundl. Mitteilung von Herrn Pfarrer Hauffen in Lohfelden).

<sup>61)</sup> Leider hat sie nicht den Krieg überdauert, wie Sigismund Frhr. von Zedlitz-Neukirch (in Verwechslung mit der ältesten Glocke) behauptet. Sigismund Frhr. von Zedlitz-Neukirch, Geschlecht der Zedlitz 700 Jahre in Schlesien, in: Otto Brandt, Heimatbuch der Altkreise Goldberg — Haynau — Schönau, 2. Folge (1956) S. 84.

<sup>62)</sup> Niederschlesische Heimatblätter, Beilage zu den Görlitzer Nachrichten Jg. 1936 Nr. 48, S. 190: F. Wiedermann, Eine Kirche wird aus dem Boden gegraben!

<sup>63)</sup> Z. Swiechowski a. a. O. S. 51. Abbildungen einzelner Gebäude- und Architekturelemente Nr. 137—153.

<sup>64)</sup> Wir besitzen kein Bild der Kirche vor dem Einsturz. Abbildungen der Kirchenruine finden sich u. a. in Franz Schroller, Schlesien 2. Bd. (1885) S. 59, Skizze der Südostecke des Chores von Th. Blätterbauer; Zum Winkel, Liegnitz-Goldberg, das schöne Katzbach (1925), S. 74 f; Die Ruine der Marienkirche zu Neukirch bei Goldberg i. Schl., in "Wir Schlesier!" 7. Jg. (1927) S. 372; Elfriede Springer, Niederschlesische Kunstdenkämäler, 2. Aufl. 1932, S. 58. Ein besonders schönes Photo in dem Buche von Eberhard Frhr. v. Zedlitz u. Neukirch, Die Zedlitz und ihre Heimat (S. 64), zeigt die Ruine von der Südseite.

<sup>65)</sup> Seite 7 ff.

<sup>66)</sup> SR 3577.

bezeichnet den Pfarrer als Inhaber einer Pfründe am Kreuzstift zu Breslau<sup>67)</sup>.

Er kommt als Kanoniker noch 1330 und 1338 urkundlich vor<sup>68)</sup>.

Um 1350 Peter von Zedlitz<sup>69)</sup>.

Zwischen 1358 und 1379 *Bernhard von Zedlitz*.

1384 war Pfarrer *Johann Sunsenheim* und

1388 Kaplan *Andreas* in Neukirch<sup>69a)</sup>.

„Anno 1400 *Alexius von Namslau*, Parochus in der Newkirche. Zu seiner Zeit war noch kein Buch im Dorfe, und außer ihm und dem Gutsherrn konnte niemand weder lesen noch schreiben“<sup>70)</sup>.

1411 *Nicolaus Tschöncheyn*, Altarist. Er wird bei der Altarstiftung Heinzes von Zedlitz genannt<sup>71)</sup>.

1447 *Nicolaus Hartmann*, Altarherr. Die Erwähnung dieser beiden Altaristen lässt an der Anstellung mehrerer Geistlicher die Bedeutung der Kirche erkennen. Unmittelbar vor der Reformation sollen neben dem Pfarrer sieben Altaristen tätig gewesen sein<sup>72)</sup>. Indes bleibt die Behauptung der Visitation von 1677 urkundlich unbestätigt, daß der Pfarrer den Titel Propst geführt habe<sup>73)</sup>.

Um 1458 ist *Johannes Ackermann* aus Glogau Pfarrer, dem 1460 *Nicolaus Sauer* folgte. Beide lebten mit Sigmund von Zedlitz in ständiger Fehde<sup>74)</sup>.

1470—1473 *Stanislaus Schönwälder*, aus Goldberg gebürtig, bekleidete gleichzeitig ein Altaristenamt an der Goldberger Pfarrkirche und nahm dort 1473 die Stelle des Predigers an. Er war ein sehr geachteter und vermögender Mann und vermachte neben vielen Spenden für die Pfarrkirche 30 Gulden zur Wölbung des Chores in der Klosterkirche (1499)<sup>75)</sup>. 1508 war er noch am Leben, er verkaufte in diesem Jahre eines seiner Häuser<sup>76)</sup>.

<sup>67)</sup> Caecilie Kuchendorf, Das Breslauer Kreuzstift in seiner persönlichen Zusammensetzung von der Gründung (1238) bis 1456. Zur schlesischen Kirchengeschichte Nr. 29 (1937) S. 140.

<sup>68)</sup> SR 4944 a und 6150. — 1335 wird in der Zehntenabrechnung des päpstlichen Nuntius Galhardus de Carceribus die Kirche in Nova ecclesia in der sedes Aurei Montis (Archipresbyterat Goldberg) aufgeführt (SR 5409), während sie in den Notariats-Instrumenten des ausgehenden 14. Jahrhunderts nicht vorkommt (vgl. J. Jungnitz, Beiträge zur mittelalterlichen Statistik des Bistums Breslau, in der Zeitschrift 33. Bd. 1899 S. 385 ff.).

<sup>69)</sup> Falls er mit dem in Anm. 17 genannten Landschreiber Peter (oder Petermann) v. Z., der geistlichen Standes war, identisch ist, so stand er von etwa 1343 bis 1370 als Protonotarius Bolkos II. und seiner Witwe Agnes in herzoglichen Diensten und starb 1381. Vgl. Eberhard Frhr. v. Zedlitz u. Neukirch, Die Zedlitz und ihre Heimat S. 42 f. — 1399 stirbt im Breslauer Domstift ein „Dominus Petrus de Czedelicz Canonicus“ (ebenda S. 73).

<sup>69a)</sup> Dank gütiger Mitteilung von Herrn Professor Dr. Hermann Hoffmann in Leipzig.

<sup>70)</sup> Bergmann S. 7.

<sup>71)</sup> s. Anm. 25.

<sup>72)</sup> Knoblich im schles. Kirchenblatt 1863, S. 599. — Nur einen kennen wir mit Namen: 1502 Simon Reinhard. Bergmann a. a. O. S. 10 nennt ihn Altarist oder Kaplan.

<sup>73)</sup> Jungnitz, Visitationsberichte Archidiakonat Liegnitz (1908) S. 243.

<sup>74)</sup> Bergmann S. 7 f. — Ackermann studierte 1440 in Leipzig (freundl. Mitteilung der Univ.-Bibl. Marburg).

<sup>75)</sup> Monumenta Germaniae Franciscana 1. Teil (1917) S. 315.

<sup>76)</sup> L. Sturm, Geschichte der Stadt Goldberg (1888) S. 669.

1473—1486 und etwa 1493 bis vor 1506 *Christoph Schönwälder*, ebenfalls ein Goldberger und naher Verwandter seines Vorgängers. Die Streitigkeiten mit dem Grundherrn<sup>77)</sup> nötigten ihn zu zeitweiliger Niederlegung seines Amtes. In der Zwischenzeit verwaltete der Goldberger Altarist Johann Heuseler die Pfarrei<sup>78)</sup>. Die letzte Zeit seines Lebens (nach 1506) verbrachte Christoph Schönwälder in Goldberg. Noch am Anfang des 18. Jahrhunderts befand sich sein Epitaph in der dortigen Stadtpfarrkirche, das ihn vor der Mutter Gottes knieend zeigte, von deren Schoß ein Schriftband ausging mit den Worten: *Sola potens memor esto JOVEM placare ministri Ao. 1507.* Diese Zahl kann nicht Schönwälders Todesjahr meinen — er hat das Denkmal zu seinen Lebzeiten errichten lassen —, und die weitere Inschrift „in hac quondam urbe sacerdos“<sup>79)</sup> muß später hinzugefügt worden sein. Denn er erlebte noch die Einführung des evangelischen Gottesdienstes 1522, blieb jedoch beim alten Glauben und gilt als der letzte katholische Pfarrer Goldbergs vor der Reformation<sup>80)</sup>. Er ist also keinesfalls 1519 als Pfarrer von Neukirch gestorben, sondern hat dort wenigstens schon

1506 *Christoph Langnickel* als Nachfolger gehabt. Dieser wird am Mittwoch nach Laetare in einem Goldberger Ratsprotokoll unter den Testamentariern des in den Fasten 1506 verstorbenen Models dorfer Pfarrers Martin Keil als *Pfarrherr* zu Neukirch genannt<sup>81)</sup>. 1507 ließ er mit Zustimmung des Bischofs Johannes IV. den reich dotierten Altar zum heiligen Leichnam und der Jungfrau Maria in der Kirche abbrechen und die Stiftungen auf den Altar der heiligen Märtyrer übertragen<sup>82)</sup>. Langnickel, der aus Goldberg stammt<sup>83)</sup>, kommt noch 1518 und 1523 in Goldberger Dokumenten als Pfarrer von Neukirch vor, zum letztenmal 1526: er kauft in diesem Jahre, *am Montage nach Quasimodogeniti*, in Goldberg ein Haus und gestattet den bisherigen Be-

<sup>77)</sup> „Den Pfarrer Schönwälder sperrte Zedlitz in das Verließ des Neukircher Schlosses und erklärte ihm, er habe an seinem Verließ ein sehr viel wirksameres Mittel als der Papst an seinem Bannfluche“ (Die Zedlitz und ihre Heimat S. 62).

<sup>78)</sup> Sturm a. a. O. S. 670.

<sup>79)</sup> Jahrbuch für schlesische Kirchengeschichte XXXI. Bd. (1941) S. 40.

<sup>80)</sup> Die Goldberger Kirche besaß 2 alte Bildtafeln aus Holz, die die letzten beiden katholischen Geistlichen (Christoph Schönwälder und Christoph Pflantze) darstellen sollten. Die Inschrift der einen Tafel lautet: „Herr Christof Schönwälder Letzter Catholischer Pfarr bey Alhisiger Stadt Pfarr Kirche, er baht sich bey der grossen Religionsverenderung Anno 1522 aus, eine Capelle anzubauen, auf seine Kosten, welche Capelle er nebst seinem Vermögen zu der Pflantziischen Stiftung Legiret hat, därum er auch seine Freundschaft zu gleicher genissung eingeschoben hat.“ Die Tafeln stammten aus neuerer Zeit, frühestens aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Lutsch hält die Bilder für Darstellungen der Apostel Andreas und Bartholomäus (Kunstdenkämäler 3. Bd., 298).

<sup>81)</sup> G. Eberlein im Correspondenzblatt VII 2 (1901) S. 211 (nach dem Goldberger Stadtarchiv im Breslauer Staatsarchiv).

<sup>82)</sup> Welchen Märtyrern der Altar geweiht war, wird nicht gesagt. Pastor Bergmann, der (a.a.O. S. 10) diese Nachricht offenbar aus Neukircher Originalurkunden überliefert, bezeichnet Langnickel dabei als Substituten von Schönwälder.

<sup>83)</sup> Zu seiner Sippe gehört auch Georgius Langnickel de Goltperg, der 1522 in Wittenberg studierte und 1524 erster evangelischer Prediger in Hirschberg wurde. In H. Hoffmann, Stanislaus Saurers Hirschberger Pfarrbuch von 1521 (Zur schlesischen Kirchengeschichte Nr. 37 Breslau 1939) S. 27 wird Christoph mit Georg L. verwechselt und behauptet, letzterer sei vorher Pfarrer in Neukirch gewesen. Georg Langnickel, der am 17. 1. 1531 in Hirschberg starb, war verheiratet mit Regina Tilesius († 31. 10. 1572).

sitzern Adam Schönwälder und seiner Frau Hedwig, noch bis Martini darin wohnen zu bleiben. Der Vermutung Gerhard Eberleins, Langnickel habe die Pfarrei für Martini 1526 aufgekündigt und seinen Wohnsitz nach Goldberg verlegt<sup>84)</sup>, ist bedenkenlos zuzustimmen. Wenn Eberlein jedoch aus dem Umstande, daß Langnickel 1523 als Testamentsvollstrecker eines in der Nachbarschaft verstorbenen Geistlichen gemeinsam mit dem reformatorisch gesinnten Liegnitzer Prediger Johann Sigmund Werner genannt wird, den Schluß zieht, der Neukircher Pfarrer sei der neuen Bewegung wahrscheinlich zugetan, mindestens aber nicht feindlich gewesen, so will dieses Argument ebensowenig überzeugen wie die Mutmaßung seines friedlichen Abgangs. Langnickel hätte dann schwerlich resigniert, sondern wäre gewiß der erste evangelische Pfarrer von Neukirch geworden.

## 2. Von der Reformation bis zur Kirchenreduktion

Die Frage nach der „ersten evangelischen Predigt in Schlesien“, die der Überlieferung zufolge in Neukirch gehalten worden sein soll<sup>85)</sup>, hat *Gerhard Eberlein* in einem Aufsatz untersucht und darin die historische Wahrheit aus dem legendären Traditionsgut herausgeschält<sup>86)</sup>. Demnach steht fest, daß Georg von Zedlitz, der Sohn Sigismunds<sup>87)</sup>, frühzeitig ein Anhänger Luthers wurde<sup>88)</sup> und als „*der Ersten Einer*“ auf seinem Schlosse die neue Lehre verkündigen ließ<sup>89)</sup>. Bis etwa 1526 soll er schon drei Lehrer des „reinen Wortes“

- <sup>84)</sup> Zur Besetzung der Pfarre in Neukirch mit dem ersten evangel. Geistlichen im Jahre 1526 (Correspondenzblatt VII, 2, 1901, S. 211).
- <sup>85)</sup> Hensel, Kirchengeschichte (1768) S. 130 (nach Gottfried Hoppes Evangelium Silesiae, Mscpt. um 1680); Anders, Geschichte der ev. Kirche Schlesiens (1883) S. 17. — Ehrhardt, Presbyterologie III 2 (1784) S. 12 u. 116 ff. unterzieht als Erster die von Grimmer a. a. O. S. 312 verteidigte Tradition einer scharfsinnigen Kritik, schießt aber weit über das Ziel hinaus, wenn er den ersten evangelischen Pfarrer Melchior Hoffmann für ein Non-Ens erklärt. — Julius Köstlin, Joh. Heß, der Breslauer Reformator, Zeitschrift VI (1865) S. 187.
- <sup>86)</sup> Die erste evangelische Predigt in Schlesien, im Correspondenzblatt IV 2 (1894) S. 65—77.
- <sup>87)</sup> Er trat 1508 den Neukircher Besitz an und kommt urkundlich 1492—1551 vor (Stammtafeln 1938 Nr. 38; Die Zedlitz und ihre Heimat S. 123).
- <sup>88)</sup> Joh. Caspar Eberti, Cervimontium Literatum (1726) S. 128. — E. K. . . e in Leipzig, Die evang. Kirche in Schlesiens, insbesondere die Verdienste der freiherlichen Familie von Zedlitz-Neukirch um dieselbe, in: Schles. Provinzialblätter, Neue Folge 4. Jg. (1865), S. 672 ff. Dieser Aufsatz wiederholt fast nur Grimmer.
- <sup>89)</sup> In einem Briefe der Brüder Sebastian, Heinrich und Sigmund v. Zedlitz vom 15. 8. 1573 an den Liegnitzer Superintendenten Krentzheim heißt es: „Wir können mit wahrheit doch sonder Rhum von uns schreiben. Als der Allmechtige Gott Inn diesen letzten Zeiten sein heilges göttliches wort durch seinen auserwehlten Man D. M. Luther. Hlg. gedechtnus Deutschlanden hatt lauter vnd rein offenbaret vnnd geschenket, vnnd vnser seliger Vatter Inn diesen Landen der Ersten Einer gewesen, welcher dasselbe aus gottes begnadung angenommen Auch den Anfang mit großer gefahr Leibes vnnd geltes bekandt vnnd wider die Bäbstler vertreten helffen; Hatt er von selbem Zeit an vnnd bis an sein Ende aus göttl. Verleyung auch allezeit dahin gesonnen, daß Er die Kirchen des Herrn Christi lme vertrauett vnnd selbem ort versammelt mit Gottfurchtigen treuen mennern, welche beide an Lehre vnnd Lebenn vntadelich gewesen, versehen.“ Die Unterschrift des Briefes lautet: Sebastian, Heinrich vnd Sigmund von Zettlitz, Brüder auf Lehenhaus, Neukirchen vnd Taschenhoff. Der Brief, der in der Hs. R 652 (Krentzheimiana) des Breslauer Stadtarchivs vorhanden war, ist nach Auskunft der Biblioteka Uniwersytecka Wrocławia 1945 verloren gegangen.

bei sich gehabt haben<sup>90)</sup>, ohne jedoch einem von ihnen die Pfarrei übertragen zu können, da das Kirchlehen die Benediktinerinnen von Striegau besaßen. Nach dem Tode des Königs Ludwig hoffte Zedlitz, das Patronatsrecht an sich zu bringen, auch mußte ihm die Amtsniederlegung des letzten katholischen Pfarrers in diesem Jahre gelegen kommen, nun in der Kirche einen evangelischen Geistlichen einzuführen. Um dazu den geeigneten Mann zur Hand zu haben, wandte er sich an Luther. Hier scheint der historische Kern der seit über 300 Jahren zäh tradierten Nachricht von der Gesandtschaft nach Wittenberg zu liegen<sup>91)</sup> — die ältere Geschichtsschreibung versetzt sie in die Anfangszeit der Reformation<sup>92)</sup> —, die die Entsendung Melchior Hoffmanns nach Neukirch zur Folge hatte. Dieser ist natürlich nicht der erste evangelische Prediger in Schlesien gewesen, wohl aber der erste lutherische Pfarrer von Neukirch geworden: seit 1532 auch in der Ortskirche, da in diesem Jahre der Streit mit dem Striegauer Stift zugunsten von Zedlitz ausging und er mit Hilfe seines Sohnes das Kirchlehen käuflich erwerben konnte<sup>93)</sup>.

Georg von Zedlitz, der wegen seiner zahlreichen Nachkommenschaft der „Fruchtbare“ genannt wird<sup>94)</sup>, segnete das Zeitliche in einem Alter von über 100 Jahren am 20. Juli 1552 und liegt in der Familiengruft begraben<sup>95)</sup>. Sein

<sup>90)</sup> Eberlein a. a. O. S. 72 mit Angabe der Literatur (Tentzels historischer Bericht vom Anfang und ersten Fortgang der Reformation Lutheri, mitgeteilt von Cyprian 1717, Lindner, Deutsche Gedichte und Übersetzungen 1743 S. 465, nach einem Neukircher Manuskrift von 1600).

<sup>91)</sup> Als Georg von Zedlitz die Kunde von Luthers Tat vernahm, schickte er alsbald zwei seiner Untertanen, die Wittwer genannt, zu Luther, die ihn fragen sollten, ob er der Schwangere, von dem Hus auf dem Scheiterhaufen geweissagt habe. Luther antwortete, die Zeit würde es geben, was Gott mit ihm würde machen wollen (bei Eberhard v. Zedlitz a. a. O. S. 123).

<sup>92)</sup> Veit Ludwig v. Seckendorf, Ausführliche Historie des Lutherthums 1714, Hensel a. a. O. 130, Grimmer S. 312, Bergmann S. 20, Ulbrich S. 7, Anders, Statistik (1867) S. 670. Diese Nachricht geht auf ein altes „bey denen weiblichen Descendenten der Hochadeligen Zedlitz. Familie bißher aufgehobenes Document“ zurück, das ebenfalls aus der Zeit um 1600 stammen dürfte. Eberlein a. a. O. S. 70. Danach soll Melch. Hoffmann schon 1518 nach Neukirch gekommen sein. — 1818 wurde eine Münze hergestellt, die sich noch beim Pfarramt in Neukirch befand. Sie zeigte auf der einen Seite den Umriss einer Kapelle mit Bibel und Kruzifix und die Umschrift: „Melchior Hoffmann bringt aus D. Luthers Munde dem Vater Zedlitz gute Kunde“ 1518. Auf der anderen Seite befand sich das Bild des Grundherrn mit der Inschrift: „Ritter Georg von Zedlitz führt im 74. Jahre seines Alters die evangelische Lehre ein. Das dankt ihm noch das evangelische Neukirch“ 1818. (Hellmut Eberlein, Aus der Geschichte des Kirchenkreises Schönau, Festschrift 1927 S. 68).

<sup>93)</sup> Edmund Michael, Das schlesische Patronat (1923) S. 49. Die kaiserliche Bestätigung von 1532 war 1793 noch im Original im Neukircher Schlosse vorhanden (Bergmann S. 22).

<sup>94)</sup> Bei Knoblich, Lähn S. 96 heißt er fälschlich der „Furchtbare“! Er war zweimal verheiratet: 1. Johanna Podwinsky aus Böhmen († 1518), 2. (mit 76 Jahren) 1520 Margaretha von Hohberg, Tochter Friedrichs von H. auf Güttmannsdorf († 12. 10. 1568 in Wiesenthal, □ in Neukirch). In beiden Ehen hatte er 12 Söhne und 15 Töchter (Robert v. Zedlitz, Stammtafeln Nr. 38, Anm. 7; Eberhard v. Zedlitz, Die Zedlitze u. ihre Heimat, Stammbaum A S. 265). „In einer Kapelle der Kirche zu Neukirch ist an der Mauer ein Gemälde mit Wasserfarben zu sehen, welches diesen George v. Zedlitz auf dem Sterbebette vorstellt, um welches seine Kinder, Enkel und Urenkel mit aufgehobenen Händen herumknien. Es fängt aber an zu verschwinden und zum Theil unkennlich zu werden“, schreibt Grimmer 1780. Mit dem Zerfall der Kirche ist es ebenso zugrunde gegangen wie das in der nächsten Note angeführte Epitaph.

<sup>95)</sup> Die Grabmäler Georgs und seiner 2. Frau, früher am Hochaltar der Kirche, stehen im Schloßhofe zu Neukirch. Bedeutsam ist die Inschrift eines Epitaphs, das sich in einer anderen Kapelle der Kirche befand und 1780 noch sehr frisch in seinen Farben war (auf

Sohn Sebastian, seit 1567 Herr auf Lehnhaus, studierte 1540 in Wittenberg und war dort, wie er selber sagt, Luthers Schüler bis zu dessen Tode gewesen<sup>96)</sup>. Als Anhänger des Flacius Illyricus vertrat er später in der an religiösen Kämpfen reichen Zeit den orthodoxen Standpunkt der Gnesio-Lutheraner und erwarb sich 1556<sup>97)</sup> mit der Vertreibung der Schwenckfelder aus seiner Herrschaft wenig Ruhm. Caspar von Schwenckfeld schreibt davon in einem Traktat gegen Flacius<sup>98)</sup>: „Wenn der Junker Zedlitz in Wittenberg nicht bessere Wahrheiten hätte lernen wollen als Schwenckfeld zu widerlegen und fromme Leute zu vertreiben, so hätte er besser getan, wenn er zu Hause geblieben und seine Hasen auf dem Dorfe gehetzt hätte.“ 1574 gab Sebastian zuerst auf Lehnhaus, dann im Schlosse zu Langenau, seinem ehemaligen Lehrer Flacius Gelegenheit zu theologischen Disputationen über die Lehre von der Erbsünde mit den Pfarrern der Umgegend, deren Wortführer der Neukircher Pfarrer Jacob Coler war<sup>99)</sup>). Im selben Jahre hatte Sebastian von Zedlitz mit seinen Brüdern zur Förderung des religiösen und sittlichen Lebens ihrer Untertanen eine Dreidings-

Holz gemalt, zeigte es in der einen Hälfte die Geschichte des Sündenfalls, in der anderen die Erlösung durch Christus:

Es liegt allhie und ruht in Got  
Georg von Zedlitz nach seinem Tod  
Welcher Erbherr gewesen ist  
Hier zur Newkirch ein lange Frist.  
Ein edler ehren vester Man  
In großer Würd bey jederman.  
So bald das Evangelium  
Die reine Lehr von Gotes Suhn  
Ist ausgangen durch Gotes Gnad  
Dieselb Lehr angenomen hätt,  
Gelernet recht und wohlbedacht  
Und für sein höchsten Schatz geacht  
Mit seines Bluts und Guts gefär  
Ohn Scheu bekannt frey offenbar  
Zu wider dem giftigen Haß  
Des Teufels und der Gliedemaß.

Beharret drauf auch an sein End  
Gwiß Got sein Sel nam in sein Hend.  
Drumb ihn auch der gewaltig Got  
Sein Leben lang gefrischt hot  
Über 100 Jar ein lange Zeit  
Mit gesundem und frischen Leib  
Darzu ihm Leibes Frucht beschert  
Dadurch sein altes Gschlecht vermert.  
Er sah Kind's Kindes Kind  
Welcher ein groß Anzahl sind.  
In seiner Schlafkammer er nu  
Wartet in stiller sanfter Ruh  
Der Zukunft des Herrn Jesu Christ  
Welcher ihm zu der letzten frist  
Wird die ewige Freud und Leben  
Samt allen gläubigen geben.

Ist in Gott selig vorschieden am Tage Heliae, welches war  
der 20. Jul. des 1552 Jares.

Für dem Altar zur lincken Seit  
In Got ruhend begraben leit  
Herr Georg von Zedlitz Gemal  
In Eren berühmt überal  
Geboren von der Hochberger Stam  
Zu Gütmannsdorf Margaretha mit Nam,  
Welch allermassen wie ihr Man  
Sich Gotes Wort nam herzlich an

Und glaubt an Christum ihren Herr  
Reicht auch ihr Hand den armen gern,  
Das Kirchen amt so viel an ihr  
Alzeit föderl mit Hülf und Zier.  
Nachdem sie nu entschlaffen ist  
Selig im Herrn Jesu Crist  
Gewartet hie in kurzer Zeit  
Ewiger Freud und Seligkeit.

Ist in Got selig entschlaffen am Tage Maximiliani  
den 12. Octob. An. 68.

(Vgl. Grimmer a. a. O. S. 310 ff.).

<sup>96)</sup> Ferdinand Bahlow, Leonhard Krentzheim, der „heimliche Calvinist“ in Liegnitz (in den „Mitteilungen des Geschichts- und Altertums-Vereins zu Liegnitz“, 15. Band für 1934 u. 1935. Liegnitz 1936 S. 157).

<sup>97)</sup> Die Zedlitze und ihre Heimat (1925) S. 152.

<sup>98)</sup> Hensel Kirchengesch. S. 201, Grimmer S. 338.

<sup>99)</sup> Des Flacius Lebenslauf bei Ehrhardt III 2 S. 410 ff. Über die Disputationen vgl. Hermann Buschbeck, Des Matthias Flacius Illyricus Religionsgespräche auf Burg Lehnhaus und Schloß Langenau im Jahre 1574 (im Jahrbuch des Vereins für schles. Kirchengeschichte XXIV. Band 1934 S. 3—23. Dort auch die ältere Literatur).

ordnung erlassen<sup>100</sup>). Der fromme Sinn der Brüder Sebastian, Heinrich und Sigmund von Zedlitz spricht auch aus einer Erbteilung, die sie „auf ratsames Bedenken unserer alten fommen und lieben Frau Mutter“ am 27. Mai 1567 in Gegenwart ihres Pfarrers Johann Hauptmann aufrichteten und die sich, von Sebastians Hand aufgesetzt, im Neukircher Schloßarchiv befand<sup>101</sup>). In dem Artikel „Kirchlehn“ verpflichten sich die Brüder zu gemeinsamer Unterhaltung von Kirche, Pfarr- und Kaplanhof zu Neukirch und zu einträglicher Berufung der Diener Christi und der Kirchschreiber. In solchem Werk Gottes wollen sie nicht spaltig werden, sondern Gottes Worts, Sacraments, Kirchen und seiner Diener wahrnehmen, „daß sein heiliges Wortt, welches nunmahlen bei Leben unsers frommen, Christlichen, undt lieben in Gott ruhenden Vatern, und unßernen Zeiten, in die 40 Jahr lang, der Augstburgischen Confession nach lauter, rein und unverfälscht in dieser Kirchen gelehret und gepredigt . . . , möge gelehret, geprediget und gehandelt werden“<sup>102</sup>).

Das ist geschehen durch *die Pfarrer*, deren Katalog nun folgt<sup>103</sup>).

1526—1556 *Melchior Hoffmann*. Über sein Leben wissen wir kaum etwas. Er soll aus Goldberg stammen und wie Luther ein Augustinermönch gewesen sein<sup>104</sup>). Den in einer von Ehrhardt berichteten Skandalgeschichte genannten Franziskanermönch Melchior Hoffmann von Goldberg, der 1522 in Zittau wegen Ehebruchs aus dem Kloster gefagt worden sein soll<sup>105</sup>), wird man nicht für personengleich mit dem ersten evangelischen Pastor von Neukirch halten dürfen. Daß Hoffmann in Wittenberg studiert habe, läßt sich aus der Universitätsmatrikel nicht belegen<sup>106</sup>). Einmütigkeit besteht in Überlieferung seiner 30jährigen Amtstätigkeit in Neukirch, die nicht schon 1548 geendet haben kann<sup>107</sup>), sondern wenigstens bis 1556 gereicht haben muß, da sein Name noch

<sup>100</sup>) Dreiding: 1. Wie sich der Mensch Gott gegenüber, 2. wie sich der Untertan der Obrigkeit gegenüber und 3. wie der Mensch sich seinem Nächsten gegenüber zu verhalten habe (Schroller, Schlesien II, S. 55). „Kurzer Unterricht von dem numehr veralteten vnd verlohschenen, aber doch hochnützlichen vnd Gottgefälligen Dreydinge . . .“ herausgegeben von Georg Bezzold, Pastor und Superattendens in Liegnitz (1595).

<sup>101</sup>) Robert v. Zedlitz, Stammtafeln Nr. 38, Anm. 31—33.

<sup>102</sup>) Eberlein, Correspondenzblatt IV (1894) S. 74. Es wird der Spruch überliefert: Wo die Zedlitz halten Hut / stehts um Kirch und Pfarre (oder Schule) gut (Anders, Statistik 670).

<sup>103</sup>) Zugrunde liegen die Pfarrerverzeichnisse bei Ehrhardt a. a. O. S. 117 ff und in Burkert-Grünewald, Predigergeschichte des Kirchenkreises Schönau (1939) S. 24 ff.

<sup>104</sup>) Hensel a. a. O. S. 130.

<sup>105</sup>) Ehrhardt III 2 S. 226.

<sup>106</sup>) Grimmer S. 315. Auch in den anderen Universitätsmatrikeln Deutschlands ist er nicht zu finden, so wie er keinesfalls identisch ist mit dem 1492 in Bologna immatrikulierten honorabilis vir Melchior Hofman de Legnitz clericus Wratislaviensis dioecesis (E. Friedländer u. C. Malagola, Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis, 1887). Dieser in Bologna immatriulierte Melchior H. dürfte der später (1500 ff) in Liegnitz-Brieger Diensten stehende Licentiat in Kaiserrechten, Dechant zu Liegnitz und Kanzler M. Hoffmann sein (vgl. C. Grünhagen, Urkunden der Stadt Brieg 1870, Cod. dipl. Sil. IX. Bd. Nr. 1183—1198).

<sup>107</sup>) Pastor Ulrich (Jubelbüchlein 1843 S. 10) sagt, daß M. H. nach „vorhandenen Nachrichten“ 1548 gestorben sei; noch die Silesia sacra (1927) S. 525 hat diese falsche Jahreszahl, während Hellmut Eberlein (Schles. Kirchengesch. 1952 S. 56) Hs. Amtsantritt ins Jahr 1526 setzt.

auf der in diesem Jahre gegossenen großen Glocke stand<sup>108)</sup>. Ein Grabstein ist für ihn in Neukirch nicht vorhanden gewesen. 1556 dürfte Melchior Hoffmanns Todesjahr sein. Vielleicht sind die beiden Frankfurter Studenten Christophorus Hofman Neukirchensis (S 1554) und Melchior Hoffmannus Goldbergensis (16. 10. 1575)<sup>109)</sup> seine Söhne.

1556—1572 *Johannes Hauptmann*, der ein Löwenberger ist, muß 1556 oder 1557 nach Neukirch gekommen sein. Denn in dem bereits genannten Briefe<sup>110)</sup> vom 15. August 1573 berichten die Gebrüder Zedlitz dem Superintendenten Krentzheim von ihrem Bemühen, nach dem Tode ihres Pfarrers, „der in die 16 Jahr dem Schafstall zu Neukirch treu vorgestanden“, einen anderen geeigneten Mann zu berufen. Er war vorher Pastor in Schönwaldau, wozu er als Kantor von Hirschberg am 17. Oktober 1548 in Wittenberg ordiniert wurde<sup>111)</sup>. Seit Mai 1544 hatte er dort studiert. Sein mit 1501 angegebenes Geburtsjahr wird demnach kaum stimmen und eher bei etwa 1520 liegen<sup>112)</sup>. In der Kirchhofsmauer neben dem westlichen Ausgange zum Pfarrhaus hin ist das jetzt stark verwitterte Sandsteinepitaph zu sehen, das nach seinem am 17. April 1572 erfolgten Tode errichtet wurde und den Verstorbenen lebensgroß im Ornat vor dem Krucifixus knieend zeigt<sup>113)</sup>. 1563 wollten ihn die Goldbergen zu ihrem Pfarrer haben; zur Berufung kam es aber nicht<sup>113a)</sup>. Hauptmann war verheiratet und hat mehrere Kinder gehabt. Zwei Söhne, die Geistliche wurden, kennen wir: Johannes, seit 1571 in Jauer, zuerst als Baccalaureus an der Schule, dann 20 Jahre als Diakonus, zuletzt von 1593—1603 Pastor in Schönaeu<sup>114)</sup>; Heinrich, der als Neukirchensis S 1592 in Leipzig studierte, wurde

<sup>108)</sup> Mit dem Glockenguß von 1556 setzten die Gebrüder Zedlitz ihrem Goldberger Lehrer Valentin Trozendorf ein Denkmal. Die Inschrift der Glocke lautet: AURAE PROPAGATIONI AC HONORI SS TRINITATIS ECCLESIAE NEOKIRCHENSI PECVLO · WENZEL · SEBASTIAN HENRICH VND SIGISMUND V. ZEDLITZ GEBRVEDER · MELCIAR HOFMAN · PFARHER · A · D · 1556 D · 26 APRILIS STARB H · V · TROEZENDORFF · JORGE HVEBENER KANNENGISSER ZV LEMBERGK 1556. (A. Knoblich, Lähn S. 98; H. Lutsch a. a. O. S. 430; Ulbrich S. 10 und nach persönlicher Kenntnis).

<sup>109)</sup> E. Friedländer, Frankfurter Matrikel I (1887) S. 130, 14 und 249, 29.

<sup>110)</sup> Vgl. Correspondenzblatt IV (1894) S. 73.

<sup>111)</sup> „Joannes Heubtman vom Lemberg, Cantor zu Hirssberg, Beruffen gein Schoenewalde zum Pfarambi“ (G. Buchwald, Wittenberger Ordinierbüch I 1894 Nr. 968).

<sup>112)</sup> Ehrhardt (a. a. O. S. 118) hat 1501 als Geburtsjahr offenbar frei erfunden, um Hauptmanns angebliche 46 Amtsjahre zu untermauern. Grimmer (S. 336) will uns sogar „höchst glaublich“ versichern, „daß er bis gegen 50 Jahr allhier (anfangs als Diakonus von Hoffmann) gelehret habe, da man gewiß weiß, daß er ein hohes Alter erreicht hat.“ Letzteres entnimmt Grimmer dem Werkchen Leorinum eruditum (Wratisl. 1726 S. 19) des aus Neukirch stammenden Johann Caspar Eberti, der Hauptmann als senex bezeichnet und sich dabei auf das verschollene Manuskript „Die Ehre seiner geliebten Neukirche“ des aus Neukirch gebürtigen Probstthainer Pastors Georg Brise beruft.

<sup>113)</sup> Lutsch 430. Die jetzt unleserlich gewordene Inschrift lautet (nach Eberti 19, Grimmer 336 und Ehrhardt 119): Anno supra sesquimillesimo septuagesimo secundo XVII. (oder 18.) Aprilis hora noctis sexta, ex hac militante Ecclesia in triumphantem illam evocatus est viri DEI DOCTORIS Martini discipulus Dr. Joannes Hauptmannus, Leobergensis, Vir reverendus et pius, qui Evangelium Christi in antiqua Ecclesia hac Neokirchiana in mortem usque fideliter docuit, cuius anima requiescat in pace.

<sup>113a)</sup> G. Bauch, Valentin Trozendorf und die Goldbergenschule (1921) S. 204.

<sup>114)</sup> Über ihn und seine Familie vgl. Jahrbuch für schles. Kirchengeschichte 37 (1958) S. 45.

um 1600 Pastor in Prausnitz bei Goldberg, wo er 1633 noch lebte<sup>115)</sup>). Zwei weitere Söhne, Georg<sup>116)</sup> und Friedrich<sup>117)</sup>, starben früh.

1573—1575 *Dr. Jakob Colerus (Köbler)*. Er ist ein typischer Vertreter streng lutherischer Orthodoxie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, deren es in Schlesien nicht allzu viele gibt. Da die Literatur über ihn zahlreich<sup>118)</sup> und sein Lebensbild eindeutig ist, können wir uns hier der gebotenen Kürze wegen mit den bloßen Daten begnügen. Sein Vater Jakob war seit 1533 Superintendent in Greiz<sup>119)</sup>, wo der Sohn Jakob 1537 geboren wurde, die Mutter Magdalena Dittmarsch. Schulen in Greiz, 2 Jahr in Zwickau, 3 Jahr in Freiberg, 1554—64 Student in Frankfurt. 1564 Berufung zum Pastorat in Lauban, das er 1565 durch einen Streitfall mit den Katholiken verlor. 1566 kam er nach Schlesien und wurde Pfarrer in Adelsdorf bei Goldberg<sup>120)</sup>, 1567 in Wohlau<sup>121)</sup>, von wo er „Anno 1573 ordentlicher Weise / als da jhme eine Verfolgung nach der andern begegnet / nach der Newkirchen zum Prediger vociret worden / denn Gott wil ja nicht die seinigen in stetiger Vnruhe lassen / sondern dieselben nach gehabter Mühe wider erquicken / jedoch so ist er alldar auch nit ganz vergessen wordē / sondern mit Leonardo Crentzheimen, Lignitzschen Calvinischen Superintendenten sich vber der Person Christi / im Kampff begeben müssen<sup>122)</sup> / ist an solchem Dienst nicht lenger denn 2. Jare geblieben / hat aber in dieser Zeit auch ein schönes Colloquium mit... Matthia Flacio Illyrico... von der Erbsünde gehalten<sup>123)</sup>.“ 1575 Professor der hebräischen Sprache in

<sup>115)</sup> Jahrbuch 32 (1953) S. 36 f.

<sup>116)</sup> Er starb als Schüler in Goldberg und hat dort an der Stadtpfarrkirche einen Leichenstein mit folgender Aufschrift: Anno partus virginei MDLXXXIII. XV. Calend. Februarii optimae spei et bonae indolis adolescens GEORGIVS HAVPTMAN. in medio stdiorum suorum cursu migravit in coelestem academiam in vera Filii Dei agnitione Anno aetatis suaee XVIII. Cuius anima requiescat in Domino.

<sup>117)</sup> Sein Grabstein ist neben dem für seinen Vater: Nach Christi Geburt 1562 den 2. Mart. ist aus diesem elenden Leben selig abgeschieden Herrn Johann Hauptmans Pastoris dieser Kirchen Söhnlin Friedrich seines Alters 1 Jar 34 woch. welchs Leib auf diesem Gottesacker ruhend auf die Zukunft Jesu Christi wartet. Georg Hauptman dieses Pfarrherrn Bruder zu Lewenberg.

<sup>118)</sup> Johannes Hildebrandus, Τυμβολογία oder Christliche Leich Predigt beiß dem Begräbnis des Ehrwürdigen... Herrn Jacobi Coleri, der H. Schrift Doctori vnd Fürstlichen Mecklenburgischen Superintendenter, wie auch des Fürstl. Consistorii zu Rostogk Assessorn, Gehalten im Thumb zu Güstrow Anno Domini 1612, 13. Martii. Wittenberg 1615. 40. Vorhanden u.a. in der Univ.-Bibl. Breslau 4 S 127. Mit Colers Bildnis. — Joh. Caspar Eberti, Schlesiens Hoch- und Wohlgelehrtes Frauenzimmer, Breslau 1727. 80 (Univ.-Bibl. Berlin 50 zc). — Gottlob Kluge, Schles. Jubelpriester 1763 S. 26 ff. — Karl Gottlob Dietmann, Priesterschaft in der Oberlausitz (1777) S. 491 ff. — Ehrhardt III 2 (1784) S. 119. — Schimmelpfennig in der ADB Band 4, S. 399/400. — Otto Fischer, Brandenburgisches Pfarrerbuch (1941) II, 1 S. 129.

<sup>119)</sup> Reinhold Grünberg, Sächsisches Pfarrerbuch II, 1 (1940) S. 448.

<sup>120)</sup> Armin Kraudt, Nachrichten über die Parochie Adelsdorf (Liegnitz 1846) S. 50.

<sup>121)</sup> ... „alldar er in der Teuffel Badstuben gekommen / alldieweil er in dieser Stadt durch-einander wonend funden hat heuffig Calvinisten / Widertäuffer vnd Schwenckfeldianer / mit welchen Sectirer vnd Teuffelsboten er sehr viel zu schaffen vnnd zu thunde bekommen... darumb jme denn die Sacramentirer sehr auftsetzig worden sind / vnd hefftig nach dem Leben gestellet“. Aus der Leichenpredigt (C 1).

<sup>122)</sup> Hierzu außer der in Note 96 genannten Schrift den Aufsatz von G. Eberlein, Leonhard Krentzheim im Corr.-Bl. IV. (1894) S. 111 ff, der die Beziehungen Colers zu Krentzheim aufzeigt.

<sup>123)</sup> Aus dem Lebenslauf der Leichenpredigt.

Frankfurt/Oder, Promotion zum Dr. theol., 1576 Propst an St. Nicolai in Berlin, 1600 Superintendent in Güstrow, dort starb er am 7. März 1612. Dreimal verheiratet: 1. Görlitz 1566 Ursula Teichmann, Tochter des Ratskämmerers Anton T. in Görlitz<sup>124</sup>), 11 Kinder. Sie war eine gelehrte Frau und starb am 14. Oktober 1598 in Berlin. 2. 1601 Katharina Halicke, Tochter des Bürgers Hans H. in Wismar; † 1602. 3. 1603 Elisabeth Riestorf<sup>125</sup>).

1575 ff *Michael Stabenau*. Daß er aus Goldberg stammt, läßt sich ebenso wenig belegen wie sein Studium in Wittenberg<sup>126</sup>). Als Pastor von Lähn — dort wahrscheinlich seit 1568 — wohnte er dem Religionsgespräch mit Flacius auf Lehnhaus bei und wurde 1575 von Sebastian von Zedlitz nach Neukirch versetzt. Er scheint mit dem Goldberger Rektor M. Martin Thabor befreundet gewesen zu sein<sup>127</sup>); mit ihm werden St. und Frau mehrfach von der Zedlitz'schen Familie zu Gevattern gebeten, der Pfarrer noch 1589 und angeblich 1593<sup>128</sup>). Über sein Todesjahr herrscht Unklarheit: 1598<sup>129</sup>) oder 1591<sup>130</sup>). Vielleicht stimmen beide Angaben nicht! Bei Forschungen in der Kirchenruine 1936 fand ich die Trümmerstücke eines Grabsteins, dessen Inschriftresten zu folge am 5. November 1595 ein „SEELSORGER DER CHRISTLICHEN GEMEINE ALHIER ZVR NEVKIRCHE“ gestorben ist. Weitere Teile des Steines waren nicht zu finden. Sollte er einst Stabenaus Grab bedeckt haben<sup>131</sup>)? Der 1580 in Frankfurt immatrikulierte *Michael Stabenau Aurimontanus* könnte sein Sohn sein<sup>132</sup>).

1598-1609 *Caspar Poppe*, geb. 1536 in Haynau<sup>133</sup>). Nachdem er die Schulen in Breslau und Goldberg besucht hatte (1551 in Frankfurt immatrikuliert), studierte er seit dem 17. 10. 1553 in Wittenberg und wurde (auf Trozendorfs

<sup>124</sup>) Ihr Bruder Johannes Teichmann war 1571-73 Diakonus in Jauer (Jahrbuch 37, 1958, S. 44).

<sup>125</sup>) Colers Schriften stehen verzeichnet bei Ehrhardt a. a. O. S. 123.

<sup>126</sup>) Alles, was wir von ihm wissen, stammt von Grimmer (a. a. O. S. 341).

<sup>127</sup>) G. Bauch, Valentin Trozendorf und die Goldberger Schule (1921) S. 220.

<sup>128</sup>) Nach handschriftlichen Nachrichten von der Familie Zedlitz, die Grimmer vorgelegen haben (S. 341 Anm. i.).

<sup>129</sup>) So Grimmer und Ehrhardt „im Anfange des Jahres 1598“. Grimmer sagt, daß von St. weder Epitaph noch weitere Nachrichten vorhanden seien.

<sup>130</sup>) A. Knoblich, Lähn (1863) S. 127 läßt ihn bis 1591 in Lähn amtieren und beruft sich auf einen früher dort vorhanden gewesenen Grabstein. Er schreibt: „Michael von St. segnete das Zeitzische 1591. Die Inschrift seines steinernen Denkmals, welches nun vom Kirchhofe verschwunden, bekundete, daß damals zu Lähn noch die ganze oder italienische Uhr gebräuchlich war, denn jener Denkstein besagte: Der von Stabenu starb am 1. Februar 1591 Glock 22. Ihm folgte im Amte ein gewisser Christoph Egehler.“ Die Problematik die sich aus diesen Angaben ergibt, vermag ich z. Zt. nicht zu lösen. An 2 verschiedene Männer gleichen Namens ist kaum zu denken. Fest steht auch, daß Eichler bereits 1576 am 9. Mai sich in einem Briefe an Sebastian v. Zedlitz als Pfarrer von Lähn unterschreibt (Ehrh. a. a. O. S. 274).

<sup>131</sup>) In der Predigergeschichte von Schönau S. 26 dachte ich bei dem 1595 unbekannt Verstorbenen an einen Neukircher Diakonus.

<sup>132</sup>) Friedlaender I S. 280 b 25.

<sup>133</sup>) Gottlob Kluge (im „zweyten kurzen Beytrag zur Schlesischen Priesterquelle“ Jauer (1766) vorh. Univ.-Bibl. Breslau Sammelband 4 W 111, S. 5 ff) müht sich um den Nachweis, daß Poppes Vater Christoph evang. Pfarrer in Haynau gewesen sei, wofür er aber keine Belege bringen kann.

Empfehlung) 1555 Kantor in Neumarkt, 1560 Rektor in Haynau, 1564 Pastor in Kreibau und Altenlohm, 1566 Diakonus in Neumarkt, 1575 Diakonus und Hofprediger in Brieg und 1578 Pfarrer in Neumarkt. Im September 1590 erhielt er das Pastorat in Goldberg. Nach dem Sturze Krentzheims war die Macht der lutherischen Orthodoxie im Liegnitzischen erschüttert, und der um sie eifernde Poppe konnte sich wohl in dem damals konfessionell bewegten Goldberg nicht mehr halten. „Ao. 1598 hat der stürmische und aufführsche Pfaffe C. P. seine Valet-Predigt getan, am Sontag nach Crucis, 18. May, und Pastor im benachbarten Neukirche worden<sup>134)</sup>.“ Hier ist er am 12. Januar 1609<sup>135)</sup> gestorben<sup>136)</sup>. Seine Frau hieß Hedwig Pförtner<sup>137)</sup>. Zwei Söhne waren Pastoren<sup>138)</sup>.

1609—1647 *M. Martin Fechner* war auch, wie sein Vorgänger, ein eifriger Lutheraner. In Glogau am 28. September 1579 geboren, war er Schüler daselbst und in Breslau und seit dem Wintersemester 1597 Student in Leipzig, wo er am 26. 1. 1602 den Magistergrad erwarb<sup>139)</sup>. Am 19. 4. 1603 wurde er zum Diakonus an die Bergkirche in Eilenburg (Sachsen) ordiniert, 1604 kam er nach Schlesien als Pastor von Freystadt, erhielt aber schon 1606 seine Entlassung wegen Streitigkeiten mit dem Rat. Bis 1608 war er Pastor in Tschemesna (Böhmen). In seiner langen Neukircher Amtszeit erlebte er die Schrecken des

<sup>134)</sup> Nach dem Goldberger Pfarrerkatalog in der handschriftl. Agende des Diakonus George Sperer. 1600 wollte man Poppe nach Goldberg zurückhaben; unter seinem zweiten Nachfolger M. Joh. Buchwälder, der reformiert war, ließen die Goldberger scharenweise zu ihrem alten Pfarrer nach Neukirch in die Predigt, so daß man am Sonntagmorgen die Stadtore verschließen mußte, um das Auslaufen zu verhindern.

<sup>135)</sup> Nicht 1608, wie Ehrhardt (I 680) nachweist.

<sup>136)</sup> Sein Grabstein aus weißem Sandstein lag noch 1780 unter den Frauenbänken in der Kirche mit dieser Inschrift: „Ao. 1608 (!) den 12. Jan. früh zwischen 5 und 6 der halben Uhr hat Gott seinen nach Vermögen getreuen Diener und dieser Kirche zur Neukirch Pfarrherrn, den Ehrwürdigen, Achtbaren und Wohlgelehrten Herrn Caspar Popen, nachdem er in Kirchen und Schulen . . . Fürsten . . . 52 im Amt, 72 Jahr gelebt . . .“ (Grimmer S. 342). Er hat eine Schrift *Confessio de persona Christi et de S. Coena* herausgegeben.

<sup>137)</sup> Ehrhardt I 680.

<sup>138)</sup> M. Caspar Poppe, 1560 in Neumarkt geb., 1581 Univ. Frankf. u. Rostock, 1582 Wittenberg, 1583 Konrektor in Brandenburg, 1585—1624 Pastor in Kunzendorf bei Steinau (Kluge, Priesterquelle S. 11). Daniel Poppe, geb. 1567 in Neumarkt, 1586 Univ. Frankf., 1593 Wittenberg; ord. in Liegnitz 13. 5. 1602 nach Groß Mohnau bei Schwerin, 1603 Pastor in Schönau, 1610 Simsdorf bei Bolkenhain, 1620 in Oelse bei Striegau (Jahrbuch 38 / 1959, S. 69).

<sup>139)</sup> G. Erler, Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig (1909) S. 103.

<sup>140)</sup> 1640 mußte er mit vielen Gemeindegliedern Neukirch verlassen und Zuflucht in Goldberg nehmen. So ließ am 1. 5. 1640 der Neukircher Kirchschreiber David Stritus seine Tochter Maria in Goldberg taufen. Paten waren: Hanß Pohl, Obermüller zur Newkirch, Fr. Margaretha, H. M. Martin Fechners Pfarrers zur Newkirch Ehefrau, Fr. Maria, H. Martin Reichsteins Diakoni zu Newkirch Ehefrau. — Melchior Brise von Newkirch läßt am 28. 5. 1640 seine Tochter Barbara, am 21. 4. 1642 seine Tochter Elisabeth taufen (Goldberger Kirchenbuchauszüge).

<sup>141)</sup> Das Gut wurde nach dem Tode des Kammerpräsidenten Siegmund Frhr. von Zedlitz (geb. Mai 1536 als Georgs Sohn 2. Ehe, 1. 3. 1610 in den Reichsfreiherrenstand erhoben, 1585 Präsident der schles. Kammer, † 28. 11. 1616, in Neukirch begr.) 1620 ein Kreditwesen und bis 1636 von Konrad v. Zedlitz auf Wiesenthal verwaltet. In diesem Jahre kommt es an Hermann v. Zetritz auf Schatzlar und Langhellwigsdorf, der die Erbschaft nach erfolgter Schuldenfeststellung ausschlägt. 1656 kauft Siegmund von Falkenhain das Gut (vgl. Stammtafeln 28 Nr. 7). Erst 1719 gelangt Neukirch durch Kauf von Siegmund Seyfried von Zedlitz (1648—1735) wieder in Zedlitzischen Besitz (Stammtafel 42, Nr. 37).

30jährigen Krieges<sup>140</sup>) und den Niedergang Neukirchs<sup>141</sup>). Er starb am 2. März 1647<sup>142</sup>). Dreimal ist er verheiratet gewesen: 1. seit 6. Sept. 1602 mit Magdalena Lamberg, geb. 7. 7. 1566, Tochter des Leipziger Bürgers Adrian L. aus Kärnten; in erster Ehe verheiratet (6. 2. 1587) mit Aegidius Hainold, Pfarrer zu St. Georg in Leipzig († 13. 3. 1596), gestorben am 11. Dezember 1618 in Neukirch<sup>143</sup>). 2. Catharina Speth aus Glogau. 3. Seitendorf 5. 2. 1636 Margaretha Scholtz, Tochter des Pastors Friedrich Sch.<sup>144</sup>), die um 1656 in Neukirch starb<sup>145</sup>). Er hinterließ aus erster Ehe den Sohn Johannes<sup>146</sup>).

1647—1652 *David Giebel*, in Lauban 1618 geboren — sein Vater Caspar G., Ratsherr, starb am 14. 9. 1632 an der Pest —, war seit September 1639 auf der Universität Wittenberg und empfing in Liegnitz am 2. Nov. 1647 die Ordination für Neukirch. Schon am 20. März 1652 ist er gestorben und erhielt einen Leichenstein auf dem Kirchhofe<sup>147</sup>). Seine Frau hieß Anna Bartsch.

1652—1654 *Wenzeslaus Kahl*, geb. am 3. November 1598 in Arnsdorf bei Schmiedeberg, seine Eltern sind Wenzel K., Bauer daselbst, und Margarete geb. Efner. Am 27. 9. 1617 wurde er Schüler bei St. Maria Magdalena in Breslau, für S 1623 ließ er sich in Leipzig und im Mai 1623 in Wittenberg immatrikulieren.

<sup>142)</sup> Ein steinernes Denkmal ist ihm in Neukirch nicht errichtet worden. Sein Sohn widmete ihm einen lateinischen Nachruf (*Manes beatissimi viri . . . M. Martini Fechneri Gloga Sil. Pastoris ecclesiae Christi in Neukirch egregie meriti . . . Vratisl. 40*, vorh. Univ.-Bibl. Breslau 4 O 344) mit folgender Epigraphe sepulcralis: *D. O. M. S. Adsta viator et specta mortalitatis simulacrum hoc sub tumulo condita sunt ossa ossa M. MARTINI FECHNERI Glog. Sil. Qui gente honesta prognatus mente bona instructus puer in schola patriae pietatem et humanitatem literariam mature hausit, adolescens in Lipsiensi Academia studium et stadium philosophiae et theosophiae feliciter percurrit. Jurenis honores Magisteriales indeptus et ad munus ecclesiasticum adscitus est, quo vir jam factus in locis I. Eulenbergae in Misnia, II. Freistadii in Silesia, III. Tschemesnae in Aula Silweria in Bohemia, IV. Neukirchi in dioecesi Cervimontana rite et recte perfunctus est gregem commissum, verbo piae veritatis docendo, exemplo verae pietatis ducendo. Tandem officio pariter et vita bene et pie defunctus Anno aerae Christianae MDCXLVII. d. II. Martii aetatis LXVII. Ministerii XLIV. inter ardentissimas ad Christum preces e calle et valle exili in patriam supernam placide et beate commigravit secutus II uxoris premissas, Magdalena Lamberti Lipsiensem et Catharinam Spethii Glogoviensem, reliquias viduam tertiam Margaretam Sculpeti cum filio et ex coniugio primo filio, qui lugens, sed lubens hoc ipsi monumentum chartaceum, quia marmorium non potuit, posuit. In memoria aeterna erunt justi.*

<sup>143)</sup> Leichenpredigt von Johann Kreisling, Pfarrer in Schönwaldau (Stolberg Nr. 9335).

<sup>144)</sup> Tagebuch des Pastors Joh. Daniel Rausch 1619 bis 1687 im Correspondenzblatt III (1887) S. 75.

<sup>145)</sup> Sie besaß ein Vorwerk in Neukirch, Kreisling genannt.

<sup>146)</sup> Über ihn vgl. Ehrhardt I S. 107 f; Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena zu Breslau (1893) S. 22 (der Geburtsort Fechners ist Freystadt, nicht Fraustadt, wie dort steht); Alfred Rüffler, Johannes Fechner (1604—1686) und seine poetische Landeskunde von Schlesien, in der Zeitschrift des Vereins f. Gesch. Schlesiens 70. Bd. (1936) S. 275 ff; Arno Lubos, Geschichte der Literatur Schlesiens 1. Bd. (1960) S. 123, 298. Joh. Fechner erwähnt in zwei seiner Dichtungen seine Neukircher Heimat: *Epigrammatum miscellorum manipulus I. II. (Breslau 1649) und Cattus, sive idyllium honori meritissimo . . . familiae Zedlitziorum, Neukirchiana potissimum domo ortorum consecratum editumque (Vratisl. 1664, 40)*.

<sup>147)</sup> Die Inschrift des nicht mehr vorhandenen Grabmals lautet: „Im Jahr 1652. den 20. März ist in Jesu Namen nach 7 Uhr des Morgens selig entschlafen der weil. Ehrwürdige, Achtbare und Wohlgelahrte Herr David Giebel, bey dieser Kirche treuliebiger Seelsorger fünfthalb Jahr. Hat auch ebenso viel Jahr mit der Ehrbaren viel Ehr und Tugendreichen Fr. Anna geb. Bartschin in friedlicher Ehe gesessen, und mit derselben durch Gottes Segen gezeugt 3 Töchterlein, von welchen die älteste allhier ruhet an seiner Seiten. Ist seines Alters 33 Jahr und 25 Wochen, dessen Seele ewig bey Gott lebt“ (Grimmer 345).

trikulieren<sup>148</sup>); in Wittenberg blieb er bis Mitte 1625 und wurde nach seiner Rückkehr in die Heimat Hauslehrer in Buchwald, 1631 Substitut des Pastors Melchior Freudenberg in Arnsdorf [ordiniert in Wittenberg am 12. 8. 1631<sup>149</sup>] und 1632 Pfarrer daselbst. Von 1642—1650 ohne Amt unter ärgsten Bedrängnissen, zeitweise in Haft<sup>150</sup>). 1650 kam er als Pastor nach Schönau und am 2. 8. 1652 nach Neukirch. Als er 1654 (2. März) Kirche und Gemeinde verlassen mußte, hielt er sich zuerst in Taschenhof auf, bis er Pfingsten 1654 nach Neudorf bei Liegnitz berufen wurde<sup>151</sup>). Sein bewegtes Leben beschloß er 1675 in Liegnitz als Archidiakonus an der Stiftskirche zu St. Johannes (seit 1659)<sup>152</sup>). Seine Ehefrau war Anna Werner, älteste Tochter des Pastors Georg W. in Schmiedeberg<sup>153</sup>), die 1687 mit 76 Jahren starb. Von 10 Kindern überlebten den Vater 5 Söhne und eine Tochter<sup>154</sup>).

### Die Neukircher Diakone

In der Erbteilung von 1567 wird die Diakonatswohnung *Kapellanhof* genannt. Das Diakonat lag an der nördlichen Kirchhofsmauer unmittelbar neben dem Torhause und ist vermutlich im 16. Jahrhundert neu erbaut worden. 1693 wurde das überflüssig gewordene Gebäude verkauft; sein Besitzer hieß der

<sup>148)</sup> H. Kienitz, Die Schüler der St. Maria-Magdalenen-Schule 1617—1643 (in: Der schlesische Familienforscher 2. Bd. Heft 3/4, 1937, S. 41); G. Erler, Leipziger Matrikel (1909) S. 212; B. Weissenborn, Album Academiae Viteberg. 1602—1660 (1934) S. 253.

<sup>149)</sup> Correspondenzblatt XIV (1914) S. 105, Nr. 295.

<sup>150)</sup> Ausführlich bei Ehrhardt a. a. O. S. 125.

<sup>151)</sup> Gerhard Eberlein, Urkunden-Sammlung zur Geschichte der ev. Kirche Schlesiens, 2. Band: Die Generalkirchenvisitation im Fürstentume Liegnitz von 1654 und 1655 (1917) S. 24 f. Dort heißt es von Kahls Eingabe an die Visitatoren: „Bittet Dehmüttig Ew. Fürstl. Gn. gnädige Resolution wegen seiner gewesenen Kirch Kinder zum Taschenhoff, Steinbrig und Geiersberg, welche noch offters seiner Ambtsdienste in Ihren Dörffern und Behausungen begehen, ob nun zwar dieselben vor diesem zur Neukirch eingepfarrt gewesen, gleich sehr Ew. fürstl. Gn. Cammergüter und in dehro Fürstenthum gelegen, haben Bis auf E. F. Gn. gnädige erfolgende Resolution wir ihm solches abzuschaffen bedenken getragen, sondern hiermit gehorsamlich relationieren wollen.“

<sup>152)</sup> Ehrhardt IV S. 187.

<sup>153)</sup> In der Zuschrift der Leichenpredigt auf Georg Werner, der Kirchen und Gemeine Gottes zu Schmiedeberg in die 50 Jahre Wölderndienst Seelsorgers, gest. 5. 3. 1661 zu Gebhardsdorf, gehalten von M. Melchior Exner (Liegnitz; Sammelband 63 Nr. 15 der ehemaligen Peter-Paul-Bibliothek zu Liegnitz, jetzt in der Univ.-Bibl. Breslau).

<sup>154)</sup> Aus Arnsdorf haben sich Reste von Kirchenbüchern (Taufen und Begräbnisse) aus evangelischer Zeit 1628—1649 erhalten, die Mikrofilme befinden sich im Zentralarchiv in Potsdam. Darin werden folgende Kinder von Kahl erwähnt: 1637, 18. Aug. ward Herrn Wenceslao Kahlen Pfarrherrn Alhier von Gott ein junger Sohn gegeben, getauft den 11. p. Trin. Sein Taufnahme Johannes. Paten: Herr Mattheus Ende, Pfarrer zu Jannowicz, Frau Maria. Herrn Christophori Rotterts Pfarrers zue Seidorff Ehel. Haußfrau. 1639, 24. Juli eine Tochter Anna geb., getauft am 27. durch Pastor Georg Werner in Schmiedeberg. 1641, 22. Dez. ein Töchterlein Christiana, dieses Kind hat Herr Wenzel, Pfarr, ihm selbsten getauft. Am 13. Juli 1642 wardt H. Wenczel Kahls gewesenes Pfarrs Töchterlein Christiana begraben. Der am 14. Juni 1645 — angeblich in Arnsdorf — geborene Sohn Wenceslaus (im Kirchenbuch steht er nicht) wurde 1670 Adjunkt des Vaters an St. Johannis in Liegnitz, Pastor 1675 dort bis zu seiner Vertreibung 1698, er starb am 4. 5. 1704 als Pastor an der Dreikönigskirche zu Dresden (Ehrhardt IV S. 186; R. Grünberg, Sächs. Pfarrerbuch II 1940 S. 406).

Pfarrgärtner<sup>155)</sup>). Wahrscheinlich sind nicht ständig zwei Geistliche gleichzeitig an der alten Kirche tätig gewesen. Von den „Kaplänen“ kennen wir nur einige mit Namen.

Bis 1558 *Laurentius Geßner*, aus Löwenberg. 1553 Student in Frankfurt. 1558 wird er zum Pastor von Lauterseiffen berufen, er kann aber dort wegen der Schwenckfelderunruhen nicht wohnen und hält von Neukirch aus den Gottesdienst in Lauterseiffen, bis er 1560 auf sein dortiges Amt verzichtet<sup>156)</sup>.

1558 ff *Zacharias Körber*, aus Görlitz, „diaconus zur Newkirchen in der Schlesia“, ordiniert in Wittenberg am 21. Dezember 1558<sup>157)</sup>.

Bis 1574 (?) soll N. N. *Schlegel* Prediger in Neukirch gewesen sein<sup>158)</sup>.

1574—1582 *Tobias Sibeth*, geb. 1542 in Marklissa. 1582 geht er als Pastor nach Heinersdorf bei Friedland in Böhmen und von da 1586 nach Ludwigsdorf bei Schönau, wo er Ende 1607 gestorben ist. Seine Frau hieß Anna Thirse, Tochter des Bürgers Joh. T. in Goldberg<sup>159)</sup>.

Seine nächsten Nachfolger sind unbekannt.

1611 *M. Johann Fechner*, jüngerer Bruder des Pastors M. Martin F., geb. 1583 in Glogau, 1599 Student in Frankfurt, S 1601 in Leipzig, 29. 1. 1607 daselbst Magister<sup>160)</sup>; am 1. 3. 1611 trat er den Dienst in Neukirch an und starb schon am 3. April 1611<sup>161)</sup>.

bis 1634 *Johann Häßler*, von ihm ist nur bekannt, daß er Anfang des Jahres 1634 als Pastor nach Ludwigsdorf ging und dort am 25. Juli 1634 an der Pest starb<sup>162)</sup>.

etwa 1640 ff *Martin Reichstein*, aus Hirschberg. Er studiert W 1623 in Leipzig, seit 23. 4. 1624 in Wittenberg. Noch 1643 ist er als Diakonus von Neu-

<sup>155)</sup> Grimmer S. 373.

<sup>156)</sup> Friedländer, Frankfurter Matrikel I 124, II. Grünwald, Predigergeschichte von Löwenberg I und II (1940) S. 85 (nach Sutorius, Die Geschichte von Löwenberg 1784).

<sup>157)</sup> Buchwald, Wittenberger Ordiniertenbuch I Nr. 1831, II S. V.

<sup>158)</sup> Grimmer S. 370.

<sup>159)</sup> Samuel Scholtz, Die Bottschafften an Christi stadt / Beschrieben von dem Boten Gottes Paulo II. Cor. V, 20—21. Leichenpredigt auf Sigismund Sibeth, Pastors zu Probsthain, † 15. 1. 1683. Görlitz 1685, 4. Vorhanden i. d. Oberlaus. Bibl. d. Wissensch. in Görlitz.

<sup>160)</sup> Erler, Jüngere Matrikel d. Univ. Leipzig I 1559—1634 (1909) S. 103.

<sup>161)</sup> Er hatte früher einen Grabstein auf dem Kirchhofe mit der Inschrift: „Im Jahre 1611 d. 3. Apr. am heiligen Ostertage früh zwischen 4 und 5 Uhr ist in GOT selig verschieden der Ehrwürdige und Wohlgelehrte Herr M. Johann Fechner von Glogau, dieser Kirche verordneter und wenig Wochen gewesener treuer Mit-Seelsorger und Diaconus seines Alters 27 Jahr und 18 Wochen, welches Körper hier liegt. Gott lasse ihn ruhn in seinem Friede und gebe ihm am jüngsten Tage eine fröhliche Auferstehung zum ewigen Leben. Das Blut Jesu Christi, des Sohnes GOTtes, macht uns rein von allen Sünden“ (Grimmer S. 371).

<sup>162)</sup> Leichenpredigt auf Sigismund Sibeth S. 51. — Der 1577 in Breslau geborene Johann Heßler (1599 Stud. in Frankfurt, 1609—16 Pastor in Zessel bei Ols) dürfte ein anderer sein (Gottfried Kliesch, Der Einfluß der Universität Frankfurt (Oder) auf die schlesische Bildungsgeschichte, Qu. u. Darst. 5. Band 1961, S. 139).

kirch bezeugt<sup>163</sup>). Etwa 1650 ist er als Pastor von Märzdorf bei Goldberg gestorben. Seine Witwe Maria — Tochter des Pastors Friedrich Scholtz in Seitendorf (Schwester der Frau Margareta Fechner) — heiratete am 26. Juli 1652 den Pastor Johann Georg Hähnisch in Ludwigsdorf und starb am 10. 12. 1657 in Probsthain<sup>164</sup>).

Reichstein ist wahrscheinlich der letzte Diakonus gewesen.

Über die am 2. März (Montag nach Reminiscere) 1654 erfolgte Schließung der Kirche für den evangelischen Gottesdienst hat die Reduktionskommission folgendes protokolliert<sup>165</sup>): „Neukirche [Notabene: Hier war ein Altar, der Luthern mit seinem Anhange mitten und auf der Seiten predigend und sonst dem Worte dienend, abgemahlet<sup>166</sup>] ], ein Kreditwesen, sonsten sollten 3 Herrschaften sein, die das Kirchlein miteinander haben, als 1. der Herzog zu Liegnitz wegen Taschenhof und Steinberg<sup>167</sup>), 2. die Herrschaft dieses Schlosses zu Neukirche und 3. Freiherr Karl Christoph von Zedlitz wegen Rosenau und Herrmannswalda, wozu denn Hundorf mit eingepfarrt ist. Siegmund von Falkenhain auf Konradswalda hält das Gut Neukirch in Miethung und war zugegen<sup>168</sup>). Der Prädikant ist zwar weg, aber hält sich zum Taschenhofe, weil es im Liegnitzschen und dem Herzoge zuständig, auf. Die Kirche ward reconciliirt und P. Georgius Ignatius Seifert, der Schönausche Pfarrer<sup>169</sup>), eingeführt. Allhier waren 4 Glocken, worunter eine zersprungene<sup>170</sup>), 1 silberner und 1 zinnerner Kelch, 4 zinnerne Leuchter, 1 kupernes Taufbecken, 1 Altartuch, 2 Chorröcke, 1 Meßglöcklein<sup>171</sup>), 100 Schock Schindeln und die dazu gehörigen Nägel. Der Pfarrhof bauständig, wobei über Winter und Som-

<sup>163</sup>) Als solchen entdeckte ich ihn und seine Frau im Goldberger Taufbuche, wo er noch am 31. 5. 1643 als Pate verzeichnet steht.

<sup>164</sup>) Ehrhardt III 2 S. 368. Predigergeschichte von Goldberg (1940) S. 25.

<sup>165</sup>) J. Berg, Die Geschichte der gewaltsmäßen Wegnahme der ev. Kirchen und Kirchengüter (1854) S. 193.

<sup>166</sup>) Dieses Lutherbild ist nicht durch die Kommission „schleunigst vernichtet“ worden, wie Eberhard Frhr. v. Zedlitz a. a. O. S. 210 behauptet. Es gehörte vermutlich zu dem Seitenaltar, der 1687 nur noch als leerer Tisch dastand (Jungnitz, Visitationsberichte 1908 S. 243). Das Bild ist erhalten geblieben und befindet sich im Breslauer Diözesanmuseum. A. Nowack, Führer durch das Erzbischöfliche Diözesanmuseum in Breslau (1932) Nr. 197. Dem Diözesanarchiv verdanke ich eine Photographie des Gemäldes. Božena Steinborn (a. a. O. S. 122) datiert es auf 1580.

<sup>167</sup>) Vgl. Anm. 151.

<sup>168</sup>) Bei ihm blieben die Kommissarien in Konradswalda über Nacht, „was noch keinem Unkatholischen von Adel widerfahren, dahero leicht zu erachten, wie sich der hiesige Patron vernünftig und willig erwiesen haben muß“ (Berg a. a. O. S. 194).

<sup>169</sup>) Er war als Weltpriester 1652 Pfarrer von Schönau geworden und erhielt am 24. 5. 1654 die Pfarrei Kupferberg. Sein Leben im Archiv für schles. Kirchengesch. Bd. XVII (1959) S. 228 u. 231 f.

<sup>170</sup>) Die vierte Glocke gehörte zur Turmuhr, die nach Einsturz des Turmes nicht mehr anzu bringen gewesen sein möchte, da die späteren Visitationsberichte nur 3 Glocken erwähnen.

<sup>171</sup>) Über den Gebrauch dieses Glöckchens in der ev.-luth. Kirche im allgemeinen vgl. Paul Graff, Geschichte der Auflösung der alten gottesdienstlichen Formen in der ev. Kirche Deutschlands 1. Bd. (1921) S. 192. Noch bis 1736 wurde in Breslau bei der evangelischen Konsekration das Verwandlungsglöckchen gebraucht. 1786 war es anscheinend wieder üblich geworden; der Oberkonsistorialrat Gerhard versucht in diesem Jahre vergeblich, es bei St. Maria Magdalena abzuschaffen (Otto Aust, Die Agendenreformen in der ev. Kirche Schlesiens 1910, S. 64).

mer 8 Malder können gesät werden, itzo über Winter sein 7 Schffl. gesät. Decem ist vor Alters gewest 27 Malder, itzo aber nur 4 Malder, der Pfarrer hat auch Etwas zu fischen und das Holz auf der Widmuth.“

### *3. Die katholischen Pfarrer seit 1683*

Die evangelische Pfarrei Neukirch hörte 1654 auf zu bestehen. Nachdem Pfarrer Seiffert in Schönau von zwei Jesuitenpatres abgelöst worden war, nahmen diese auch Neukirch in Mitverwaltung<sup>172)</sup>. 1683 mußten die Jesuiten auf Neukirch und Falkenhain verzichten. Für beide Pfarreien wurde ein Weltpriester berufen, der seinen Sitz nach Falkenhain verlegte.

Die Visitationsberichte von 1677 und 1687 geben uns ein anschauliches Bild von den Verhältnissen nach der Reduktion der Kirche. Das Wichtigste daraus<sup>173)</sup> teile ich in deutscher Übersetzung mit.

Am 15. Juli 1677 kam der Liegnitzer Archidiakonus Johann Maximilian Strauß zur Visitation nach Neukirch. Collator der Kirche ist die nicht katholische Witwe Eva Falkenhain. Der Patron der Kirche ist unbekannt und auch aus dem nicht geweihten Altar nicht festzustellen. Kirchweih wird von altersher am Sonntag nach Michaelis gefeiert. Welche Dörfer hierher gehören, steht unter D.

Das Kirchengebäude ist schön und ziemlich groß, halb gewölbt, zum größeren Teil aber mit einer bemalten Bretterdecke versehen. Der Altar, die von den Lutherischen errichtete Kanzel, die gute Anordnung der Bänke, die Chöre oder Emporen und die Epitaphien der Adligen gereichen dem Bauwerk zur Zierde. Die Sakristei ist gut verschlossen, sie enthält aber kein Gerät. Der Taufstein ist ohne Wasser, und für das Meßopfer sind keinerlei Apparamente vorhanden. An der Westseite soll einst ein stattlicher Turm gestanden haben, aber er ist eingestürzt, jetzt liegt ein großer Haufen Steine da, und man kann von dort leicht in die Kirche hinein. In den Anbauten auf beiden Seiten, die wie Kapellen aussehen, soll viel Blut von Soldaten vergossen worden sein. Auch Grüfte der Adligen sind in der Kirche, und unter dem Hochaltar finden sich, wenn man einen Deckel aufhebt, einige Gräber. Auf dem Kirchhofe, der ziemlich ausgedehnt ist, steht ein Türmchen aus Holz, das 3 Glocken enthält. Kirche und Kirchhof schützt eine hinreichend hohe Mauer mit einem massiven Torhause, das „die Wachtstube“ heißt, deshalb wird vermutet, hier hätten einst die Templer gewohnt, die die Herren dieses Ortes und der benachbarten Dörfer gewesen sein sollen und neben dieser Kirche ihren Sitz gehabt hätten, was auch das Pfarrhaus (oder die Propstei) vermuten läßt, das auf einer kleinen An-

<sup>172)</sup> Hermann Hoffmann, *Die Jesuiten in Hirschberg (Zur schlesischen Kirchengeschichte Nr. 7)* 1934, S. 36 ff (die Schönauer Mission).

<sup>173)</sup> J. Jungnitz, *Visitationsberichte der Diözese Breslau, Archidiakonat Liegnitz I. Teil* 1908, S. 79 ff und S. 243 ff.

höhe, angenehm mit Bäumen bestanden, liegt; die ansehnliche Wohnung hat nach alter Sitte zwei Geschosse mit ganz dicken Mauern und spärlichem Licht, die Zimmer sind wie kleine Zellen angeordnet. Nicht weit davon steht ein Wohnhaus für das Gesinde, das Erdgeschoß ist massiv, der obere Teil aus Holz. Außerhalb des Hofes und Tores ist eine geräumige Scheune für die Erntevorräte der Pfarrei. Die Ruinen einer Brauerei und von Ställen deuten auf einen umfangreichen Wirtschaftsbetrieb. Das zweistöckige Kaplanhaus liegt gegen Norden, in ihm sind zwei Zimmer, daneben liegt ein Garten, der Kaplansgarten genannt wird und den der Ortsfarrer für 6 Floren verpachtet. Der Schulmeister hat ein ansehnliches zweistöckiges Haus; gern würde er seine Amtspflichten erfüllen, aber der Zustand der Gemeindeglieder ist völlig verwirrt. Diese Kirche grenzt nämlich an das Herzogtum Liegnitz, alle Gemeindeglieder — die wenigen treuen, aber auch schwankenden, ausgenommen — entlaufen zu den Lutheranern. Da die Herrschaft im Verdacht stand, gewisse Schriftstücke über die Kirche bei sich zu haben, wurde die Witwe unter Drohungen aufgefordert, sie herauszugeben. Es waren nur einige Blätter einer Schrift aus dem vorigen Jahrhundert, die jedoch nichts weiter wert waren als vernichtet zu werden, es handelte sich nämlich um eine Verbriefung von Kirchenplätzen für die Gemeindeglieder. Nach dem übrigen befragt, erwiderte sie, es sei sonst nichts weiter in der Sakristei gefunden worden. Welch eine ketzerische Falschheit! Was die Pfarrländerien dem Kuratus einbringen, ist aus anliegender Aufstellung ersichtlich: 26 Reichstaler, 20 Floren Steuer, Dezem 3 Malter 7 Scheffel Weizen, 9 Malter Winterweizen, 9 Malter Hafer. Diese Früchte erhalten die Schönauer Patres S. J. als die Missionare der hiesigen Gemeinde.

Unter D stehen noch folgende Einzelheiten über die eingepfarrten Ortschaften: Zu dieser Parochie gehören außer Neukirch: Schönhausen (damals Schandhausen), Rosenau, Hermannswaldau, Hundorf, Steinberg oder Stimberg im Fürstentum Liegnitz, ein verwüstetes Gut mit ein paar kleinen Häusern im gleichen Fürstentum, Geiersberg genannt. Es hat eine Kaplanei, Fischgerechtsame in einem Teil der Katzbach und einen Steinbruch bei den Pfarrräckern. Die drei genannten Dörfer Schönhausen, Rosenau und Hermannswaldau heißen *Kirchengüter*<sup>174)</sup>, die einst zu keinerlei Arbeiten für die weltlichen Herren verpflichtet waren, sondern nur dem Pfarrer Dezem zahlten, jetzt aber, da sie den weltlichen untertänig sind, geben sie kaum Dezem und können ihn auch kaum aufbringen. Das Dorf Steinberg existierte nicht mehr, als die Jesuiten die Schönauer Mission anfingen<sup>175)</sup>. Dieses Dorf hat ein Adeliger namens Spiller

<sup>174)</sup> Vgl. Ann. 12.

<sup>175)</sup> Das Dorf war durch Pest und Krieg völlig entvölkert. Trotz langjähriger Prozesse, die Pfarrer Krebs um die Rückgewinnung Steinbergs für die Pfarrei Neukirch führte und die lediglich einen Dezemvergleich für Pfarrer und Schulmeister 1705 ergaben, ging Steinberg auch nach Errichtung des neuen evangelischen Kirchensystems 1743 für Neukirch verloren. Die Gemeinde hielt sich gastweise nach Pilgramsdorf, wohin sie 1883 definitiv eingepfarrt wurde (S. Knörrlich, Der Heimat Bild, Kreis Goldberg-Haynau 1928, S. 412; Grimmer a. a. O. S. 343 f.; Kirchliches Amtsblatt des Konsistoriums der Prov. Schlesien 27. Jg. 1880, S. 47; Ulber Jubelbüchlein 1843 S. 18).

wieder aufgebaut und sich mit den Untertanen von seiner Kirche und Pfarrei losgelöst, aus Haß gegen den wahren Glauben. Die Patres S. J. haben Anstalten getroffen, dieses Dorf zum alten Glauben zurückzuführen, und jener Herr hat auch vom königlichen Amte eine entsprechende Anweisung erhalten.

Der Bericht über die Visitation vom 21. Juli 1687 ist sehr ausführlich; es kann hier nur ein Auszug aus dem Protokoll gegeben werden:

Das Kirchengebäude ist weiträumig aus Stein errichtet, der vordere Teil gewölbt, der hintere mit einer alten Bretterdecke gedeckt. Wieviel Menschen früher an dieser heiligen Stätte sich einzufinden pflegten, beweist die große Zahl der Sitzgelegenheiten noch heute. An den Festtagen verlangt man nach nichts hier so sehr als wie nach Zuhörern. Die Sakristei ist sehr hell, ihre Fenster sind mit eisernem Gitterwerk versehen. Innen ist hinreichend Gerät für die Feier des Meßopfers vorhanden. Der übrige Bedarf und was zur Verwaltung der Sakramente gehört, wird an seinem Ort ordentlich und sauber verwahrt. Der Hochaltar ist ein kunstloses Werk, uralt und entweiht. Von einem kleineren Altar ist nur der Tisch noch vorhanden. Auf beiden Seiten schließen sich wie Kapellen die Krypten der Adeligen an. Alle Gebäude haben gut ausgebesserte Dächer. Der Turm ist zerstört und auch noch nicht wieder hergestellt, wie bei der vorigen Visitation angeordnet, noch das klaffende Loch — wie vor zehn Jahren verfügt — geschlossen, so daß ein bequemer Zugang zur Kirche besteht. Den Kirchhof umgibt eine Mauer, die auf der Ostseite bis zu 12 Ellen zerstört ist. Über dem Kirchhofeingang ist ein Raum wie eine Warte, von wo aus ein Nachtwächter einst Kirche und Kirchhof beobachtete und bewachte. Der Glockenturm ist aus Holz und steht neben der Kirche; wenn er nicht von Stützen gehalten würde, wäre er längst eingestürzt. Drei ausgezeichnete Glocken von sanfter Harmonie hängen darin. Um einer Gefahr vorzubeugen und damit die schweren Glocken nicht herunterfallen, ist dem Pfarrer energisch aufgegeben worden, den Glockenturm so stark wie möglich herrichten zu lassen.

Das Patronatsrecht hat der Baron von Falkenhain, der sich vor einigen Jahren in Wien zum katholischen Glauben bekannt hat; er hat aber diesen Ort seinem leiblichen Bruder, einem Lutheraner, verpachtet.

Über den Zustand der Gemeindeglieder. Außer dem erwähnten Baron, der jedoch niemals am Orte sich aufhält, finden sich einige rechtgläubige Seelen, besonders der Kirchschreiber und Pächter des Pfarrhauses mit seiner Familie. Die übrigen halten sich zu der Sekte der Lutheraner.

Gottesdienst hält der in Falkenhain wohnende Kuratus und predigt abwechselnd, die Pfarrangehörigen erscheinen aber spärlich, gehen vielmehr in hellen Scharen ins Fürstentum Liegnitz. Mit erhaltenem Abmeldeschein suchen sie

die benachbarten Prediger auf, gehen am Orte nicht zu den Sakramenten, lassen sich aber nach dreimaligem Aufgebot trauen.

Das massive Pfarrhaus verrät, daß hier früher eine ansehnliche Propstei gewesen sei. Die Bediensteten und ihre Familien wohnten für sich besonders, so daß die Priester in keiner Weise belästigt wurden. Jetzt ist das Gesindehaus in so große Gefahr gekommen, daß ohne falsche Furcht der tägliche Einsturz zu befürchten ist. Der Pächter mit dem Gesinde bewohnen es jetzt mit Lebensgefahr. Schuld, weshalb es nicht repariert wird, ist die Schläfrigkeit derer, die bisher im Einfordern der Zinsen und mit der Rechnungslegung säumig waren. Zur Zeit der Lutheraner war die Bevölkerung so zahlreich, daß ein Geistlicher nicht ausreichte, so daß ein Kaplan angestellt werden mußte. Dieser wohnte in einem der Kirche benachbarten Häuschen am Kirchhof, das fast eine Ruine ist.

Der Kirchendiener, der vor über 20 Jahren katholisch geworden ist, heißt Matthias Missigbrodt. Er ist in seinem Dienst so eifrig, daß der jetzige Kuratus mit seiner Hilfe eine gute Kenntnis der Zustände in Neukirch erhalten hat.

Die Pfarrliegenschaften, zu denen auch ein Steinbruch gehört, sind dem aus Liebenthal stammenden Verwalter für 50 Gulden 6 Kreuzer jährlich verpachtet worden. Den ihm zustehenden Teil der Katzbach befischt der Pfarrer selber.

Die Reihe der katholischen Pfarrer von Falkenhain und Neukirch eröffnet 1683—1725 *Israel Sebastian Krebs*. Er war aus Schömberg gebürtig und bei der Visitation 1687 32 Jahre alt, also 1655 geboren. Er hat in Prag Philosophie und in Breslau Theologie studiert. Nach seiner Priesterweihe 1681 war er Kaplan in Freiburg und an der Kollegiatkirche in Glogau. In Falkenhain und Neukirch hat er sich sehr um die Wiederherstellung der Kirchen bemüht und sehr rührig in der Seelsorge erwiesen. Am meisten zu beklagen ist, daß er so unglückliche Zeiten antrifft und bei der Wiedergewinnung der Seelen keine Unterstützung findet. Was sonst dem Pfarrer obliegt, erledigt er gewissenhaft; wenn er tauft, tut er es deutsch nach der in neueren Agenden vorgeschriebenen Weise. Beerdigungen begleitet er unverdrossen, wenn er dazu gerufen wird. Heiratslustige bietet er vorschriftsmäßig auf; im übrigen führt er ein priesterliches Leben<sup>176)</sup>). Wenige Jahre vor seinem Tode überließ er die Pfarrei seinem Kaplan und starb 1725 in Falkenhain. Sein lebensgroßes Bild befand sich in der Kirche. (Nach freundlicher Auskunft des derzeitigen polnischen Pfarrers ist es nicht mehr vorhanden.)

1725—1739 *George Franz Olbrich*, geweiht 30. 3. 1720, Kaplan in Falkenhain. † 1739.

1739—1766 *Philipp Winkler*, geb. 1705 in Breslau, gew. 21. 5. 1728, Kaplan in Kladau. 1732 Dr. theol. † 16. 10. 1766.

<sup>176)</sup> Jungnitz a. a. O. S. 246. — Für wesentliche Hilfe bei Aufstellung des Pfarrerkatalogs habe ich Herrn Professor Dr. Hermann Hoffmann in Leipzig und Herrn Archivar Ks. Alfred 'Swierk in Breslau herzlich zu danken. — Letzterer übersandte mir folgenden, aus dem Falkenhainer Kirchenbuch gezogenen Katalog der Kapläne:

1766 *P. Ausentius Karinger*, Minorit aus Löwenberg, Administrator.

1767—1799 *Johann Joseph Heinrich*, geb. 1729 in Bunzlau, gew. 18. 9. 1751. Kaplan in Bunzlau, 1755 in Primkenau, 1757 Oberherzogswaldau, 1765 Administrator von Schönfeld, 1767 von Falkenhain; 1770 Pfarrer. † 17. 2. 1800.

1800—1823 *Franz Porlack*, geb. 1766 in Breslau, gew. 7. 3. 1789. Kaplan in Liebenthal bis 1800. † 10. 10. 1823.

1824—1838 *Joseph Neukirch*, geb. 30. 11. 1800 in Matzdorf bei Füllstein, gew. 21. 9. 1822. 1822 Kaplan in Falkenhain und in Hirschberg; 1823 Administrator, 23. 2. 1824 Pfarrer von Falkenhain. 1838 nach Liegnitz, 13. 10. 1843 Domherr von Breslau, 4. 1. 1857 Generalvikar, 1871 Dompropst. † 19. 11. 1879.

1838—1883 *Joseph Pohl*, geb. 14. 8. 1808 in Hertwigswalde bei Münsterberg, gew. 20. 12. 1834. 21. 8. 1838 Administrator, 7. 9. 1840 Pfarrer. 16. 5. 1868 Erzpriester. † 13. 7. 1883.

Kapläne: 1865 Anton Prause. 1867 Ferdinand Doll. 1869 August Wende. 1871 Alois Linke. 1876—86 Joseph Leopold.

1886—1908 *Joseph Leopold*, geb. 17. 3. 1841 in Banau Kr. Frankenstein, gew. 28. 6. 1869. 27. 10. 1886 Pfarrer in Falkenhain. † 15. 2. 1908.

1908—1921 *Erhard Gebel*, geb. 12. 1. 1877 in Langenbielau, gew. 16. 6. 1901. 1. 5. 1908 Pfarrer von Falkenhain. 1921 i. R. nach Donnerau. 1934 Seelsorger in Erlengrund, Pfarrer in Friedland. † 15. 1. 1942.

1921—1927 *Bernhard Köhler*, geb. 17. 8. 1877 in Neisse, gew. 23. 6. 1902. 1902 Kaplan in Schweinitz und Grünberg, 1903 in Lauban, 1904 in Neumarkt. 1907 Pfarrer in Hoppenwalde, 1908 in Seidenberg, 8. 3. 1921 in Falkenhain, 1927 in Rathmannsdorf. 1946 Seelsorger in Brigittenhof bei Spremberg, 1948 Verwalter in Groß Postwitz bei Bautzen. 1949 Hausgeistlicher im Altersheim Seelingstedt Bez. Leipzig.

1927—1946 *Dr. phil. Edwin Waibel*, geb. 21. 3. 1876 in Hausen a. d. Roth, Kr. Schwäbisch Hall. Dr. phil. von Bonn. Im Schuldienst in Berlin. 1916—1918 Offizier der schweren Artillerie. Gew. 22. 8. 1919. 1919 Kaplan in Liebenthal, 1920 in Neisse (Hl. Kreuz), 1922 Schloß Groß Reichenau, 1924 in Freystadt, 1925 Wohlau, 1926 Guhrau. 27. 9. 1927 Pfarrer von Falkenhain. 1941 Ehrenerpriester. 1946 Regensburg, Bischoflicher Geschäftsträger bei der Militär-Regierung, 1947 Hofkaplan auf Schloß Haus bei Regensburg, 1951 an der St. Georgskirche in Schwangau; seit Juli 1961 Seelsorger am Bezirkskrankenhaus in Tettnang/Bodensee.

1738 Michael Schubert, 1739 Johannes Navoyer, 1741 Laurentius Lichtel, Johannes Hellwig, 1748—57 Georg Hippauf, 1757 Joseph Hentschker, 1764 Benedict Wünsch, 1765 Joseph Hentschker, 1765 Jos. Heinrich, 1767 Joh. Beyer, 1775 Franz Walter, 1779 Jos. Schindler, 1785 Joh. Beyer, 1787 Jos. Radeck, 1788 Heinrich Wagner, 1790—95 Jos. Kaufmann, 1795 Anton Rothe, 1796 Augustin Hellmich, 1799 Karl Handlos, 1802 Joh. Scholz, 1823 Jos. Kern.

#### 4. Die evangelischen Pfarrer seit 1743

Das evangelische Neukirch hielt sich nach 1654 zu den benachbarten Kirchen des Liegnitzer Fürstentums, besonders nach Hermsdorf; der Weg über Neu-ländel dorthin wurde der Kirchsteig genannt, und in der Hermsdorfer Kirche konnte man an einigen Kirchständen noch Neukircher Namen lesen. Nach erlangter Religionsfreiheit durch Friedrich den Großen fand im alten Turme des Schlosses am 18. Oktober 1743 im Einverständnis mit dem Lehnsherrn Baron Conrad Gottlieb von Zedlitz die erste öffentliche Gebetsversammlung statt, die Pastor Matthaei aus Hermsdorf leitete; es war in demselben Raum, in welchem die ersten Prediger in der Reformationszeit die ersten evangelischen Gottesdienste gehalten hatten. Die königliche Konzession zur Errichtung eines Bethauses war im Original beim Neukircher Pfarramt noch vorhanden und hat folgenden Wortlaut:

„Seine Königliche Majestät in Preußen, unser allergnädigster Herr, ertheilen hiermit denen evangelischen Gemeinden zu Neukirch, Herrmannswalda, Rosenau, Polnischhundorf, Taschenhof und Geiersberg im Fürstenthum Jauer die gnädigste Erlaubniß, ein eigenes Bethaus zu Neukirch anzurichten, jedoch, daß in demselben die Sacra durch den Prediger zu Herrmannsdorf verrichtet werden, wie nicht weniger dem Römisch-Katholischen Parochio loci, und sonsten Jedermann an seinen wohlhergebrachten Gerechtsamen, ohnabrüchig. — Signatum Berlin, den 23. Novbr. 1743. Friedrich<sup>177</sup>).“

Pastor Matthaei verrichtete 14tätig den Gottesdienst, an den dazwischenliegenden Sonntagen predigten Kandidaten<sup>178</sup>). Als er 1749 nach Liegnitz berufen wurde, verlangte die Gemeinde nach einem eigenen Geistlichen, der ihr auch gewährt wurde. Bereits 1743 war das Schulhaus erbaut worden; am 29. Mai 1748 legte Hans Caspar Conrad Freiherr von Zedlitz den Grundstein zu dem neuen Gotteshause, das nach dem Modell der Tiefhartmannsdorfer Kirche aufgeführt und am 9. November 1749 durch Pastor Grimmer eingeweiht wurde<sup>179</sup>). Man hatte sich jahrelang mit dem Schloßsaale begnügt, anstatt eilig wie die Nachbargemeinden ein wenig dauerhaftes Fachwerkbethaus zu errichten, und so besaß Neukirch nun eine stattliche, massive Kirche<sup>180</sup>). Altar, Kanzel und Orgel sind übereinander auf der Ostseite angelegt; der Turm stammt aus dem Jahre 1853<sup>181</sup>). Der Pastor hatte bis zum Bau des

<sup>177</sup>) Abgedruckt bei Ulrich, a. a. O. S. 19. — Reinhold Schaefer, Die Bitugesche evangelischer Schlesier an Friedrich den Großen (Quellen zur schles. Kirchengeschichte Bd. 2) 1941, S. 5.

<sup>178</sup>) Bergmann a. a. O. S. 42. Sie hießen Odenwald, Tietze und Pücher.

<sup>179</sup>) Ulrich S. 22.

<sup>180</sup>) Abbildung in F. B. Werner, Perspectivische Vorstellung derer . . . Beth-Häuser 2. Teil (1749) Nr. 19.

<sup>181</sup>) Abbildungen u. a. in Zum Winkel, Liegnitz-Goldberg, das schöne Katzbachtal (1925) S. 72; in „Kirche und Heimat“, Festschrift zur Generalkirchenvisitation 1927, S. 17.

Pfarrhauses, 1756, im Schlosse gewohnt. 1889 wurde oberhalb der Kirche der evangelische Friedhof seiner Bestimmung übergeben. Am 13. Juni 1927 fand Generalkirchenvisitation statt<sup>182)</sup>). Am 31. Oktober 1943 feierte die Gemeinde ihr 200jähriges Kirchenjubiläum.

1945 war Neukirch Frontgebiet. Das 1899 umgebaute Schloß brannte aus, die Kirche blieb erhalten, nur der Turm erlitt durch Beschuß schwere Beschädigungen. Bis 1947 hat der letzte evangelische Pfarrer seiner Gemeinde in Treue gedient. Heute ist die Kirche ein polnisch-katholisches Gotteshaus; das Innere ist umgestaltet, der Altar auf die Westseite versetzt worden. Im Pfarrhause wohnt der katholische Organist. Ein Stübchen darin können die wenigen deutschen evangelischen Gemeindeglieder zu Lesegottesdiensten benützen<sup>183)</sup>). Die katholischen Kirchenbücher von Neukirch, die 1668 beginnen, befinden sich im Erzbischöflichen Diözesanarchiv in Breslau. Von den evangelischen Kirchenbüchern blieben nur geringe Reste erhalten, die die Gemeinde Rosenau 1809—1834 betreffen und im Staatsarchiv Breslau verwahrt werden.

Acht Pastoren haben in diesem Zeitraum in Neukirch amtiert<sup>184)</sup>.

1743—1749 *M. Johann David Matthaei*, geb. 16. 11. 1700 in Haynau. Vater: Friedrich Matthaeus, Bürger und Fleischer-Oberältester, Mutter: Rosina Kutte. 1717 Gymnasium St. Elisabeth in Breslau, 8. 10. 1721 Universität Wittenberg, 29. 4. 1724 Magister phil., 31. 10. 1724 Mag. legens<sup>184a)</sup>. 1725 Informator auf Nieder-Hermsdorf bei Goldberg. Ord. in Liegnitz 26. 9. 1735 zum Pastor in Hermsdorf, von wo aus er seit 1743 Neukirch mit verwaltet. 1749 nach Liegnitz zum Unterdiakonus an Liebfrauen berufen, 1753 Oberdiakonus, 1758 Pastor und Präses der Schulen. † 18. 1. 1767. Verheiratet seit 1736 mit Johanna Christiana Selbstherr, Tochter des Pastors Christian S. in Goldberg; 2 Söhne Pastoren<sup>185)</sup>.

1749—1784 *Gotthold Leberecht Grimmer*, geb. 22. 6. 1724 in Auerswalde bei Chemnitz<sup>186)</sup>. Vater: M. Siegmund G., Pastor<sup>187)</sup>, Mutter: Christiana Dorothea Laurentius. 1739—42 Schule in Freiberg, 23. 5. 1742 Univ. Leipzig. 1744 kam er nach Schlesien<sup>188)</sup> als Hauslehrer, zuerst nach Moschendorf bei

<sup>182)</sup> Bericht von Pfarrer Gohr in der Festschrift S. 24.

<sup>183)</sup> Nachrichten aus Neukirch Kr. Goldberg, in: Goldberg-Haynauer-Heimatnachrichten 12. Jg. 1961, Nr. 6.

<sup>184)</sup> Burkert-Grünwald, a. a. O. S. 25 f liegt zugrunde.

<sup>184a)</sup> Freundl. Mitteilung von Herrn Bibliotheksrat Dr. Junck in Halle/S.

<sup>185)</sup> Johann Christian Friedrich M., geb. 26. 4. 1737 in Hermsdorf, † 8. 12. 1791 als Diakonus an Unser Lieben Frauen in Liegnitz; Johann Sigismund M., geb. 11. 10. 1738 in Hermsdorf, † 3. 12. 1810 als Pastor in Gränowitz bei Liegnitz (Deutsches Geschlechterbuch 28. Bd. 1914 S. 431 ff).

<sup>186)</sup> Den wörtlichen Taufeintrag verdanke ich Herrn Pfarrer Schwarze in Auerswalde.

<sup>187)</sup> Er war von 1717 bis 1733 Pastor in Auerswalde, wo er nach 12jährigem Leiden am 9. 7. 1733 starb, 46 Jahr, 6 Mon., 1 Woche u. 1 Tag alt (freundl. Mitt. von Herrn Pfr. Schwarze).

<sup>188)</sup> Sein älterer Bruder, Johann Siegmund G., geb. am 29. 4. 1718, war von 1742—69 Pastor in Alzenau, der jüngere Ehregott Leberecht, geb. 24. 7. 1728, von 1761—82 Pastor in Petersdorf bei Hirschberg.

Haynau, dann nach Tiefhartmannsdorf. Ord. in Breslau 22. 3. 1749 für Neukirch. † 23. 12. 1784. Grabstein an der Kirche, Bild und Inschrifttafel in der Nähe des Altars. „Ein sehr hell denkender Mann, der die Wahrheit unermüdet aufsuchte.“

Verh. mit Johanna Elisabeth Hitzler, † 30. 1. 1800 mit 64 Jahren, 9 Monaten, 3 Tagen<sup>189)</sup>. Ein Sohn<sup>190)</sup>, drei Töchter.

1785—1823 *Johann Carl Gottlob Bergmann*, geb. 14. 10. 1758 in Lomnitz bei Hirschberg. Vater: George Friedrich B., Schneider und Kirchenvorsteher. Schule Hirschberg, 18. 4. 1780 Univ. Wittenberg, 9. 4. 1781 Halle<sup>191)</sup>. Hauslehrer in Lomnitz. Ord. in Breslau 3. 6. 1785. Durch sein mutiges Auftreten bewahrt er 1813 Neukirch vor Brandschatzung durch die Franzosen<sup>192)</sup>. Er legte im Herbst 1823 sein Amt nieder. † 29. 12. 1823, begr. 5. 1. 1824, die Leichenpredigt hielt Superintendent Dreßler aus Schönau über Hebr. 13, 7. Oelbild in der Kirche.

Verh. Nov. 1785 Susanna Helena Glauer, geb. 6. 6. 1759, † 9. 6. 1815. Der einzige Sohn Otto starb 17jährig 1812, die einzige Tochter Minna heiratete am 24. 5. 1825 den Pastor M. Joh. Gotthelf Hartmann in Konradswaldau bei Landeshut<sup>193)</sup>.

1824—1858 *Heinrich Theodor Ulbrich*, geb. 21. 8. 1798 in Braunau bei Lüben. Vater: Johann Gottlieb U., Pastor, Mutter: Henriette Zimmer aus Thommendorf. 1812—17 Gymn. Liegnitz, 1817—20 Univ. Breslau. 1820 Hauslehrer bei dem Landrat von Zedlitz-Neukirch auf Herrmannswaldau. Ord. in Breslau 21. 1. 1825. † 12. 2. 1858. 2 Bilder, das eine in der Kirche, das andere in der Sakristei<sup>194)</sup>.

Verh. Braunau 21. 8. 1825 Charlotte Luise Seydel, 4. Tochter des Domänenamtsadministrators S. in Lüben. Ein Sohn, eine Tochter<sup>195)</sup>.

1858—1893 *Karl August Hermann Sirowatky*, geb. 30. 12. 1820 in Schweidnitz. Vater: Bürger und Schuhmachermeister. Er wollte Volksschullehrer werden, dann besuchte er statt des Seminars das Gymnasium in Schweidnitz. 1845 Univ. Breslau. Hauslehrer in Salzbrunn. 1855 Vertreter des Pastors Moritz in Altwasser. Ord. in Breslau 22. 10. 1856 zum Schloßprediger in Kreppelhof und

<sup>189)</sup> Schles. Provinzialblätter 31. Bd. (1800) S. 182, wo sie irrtümlich eine geb. Postel genannt wird.

<sup>190)</sup> Ernst Lebrecht Seraphinus Grimmer, geb. 6. 12. 1763, 1788 Pastor in Jäntschen, 1801 in Jackschönau bei Oels, em. 1826, † 28. 4. 1843 in Oels (Rademacher, Oels 1935 S. 10, Ulbrich, Jubelbüchlein S. 31).

<sup>191)</sup> Nach freundl. Auskunft durch Herrn Dr. Junck.

<sup>192)</sup> Bergmann, Neukirch vor 300 Jahren (1817) S. 43, Ulbrich S. 34.

<sup>193)</sup> Ulbrich S. 33.

<sup>194)</sup> Lebensbild bei Ulbrich S. 36 ff und Sirowatky, Jubelbüchlein 1893 S. 19.

<sup>195)</sup> Der Sohn Paul Heinrich Rudolf U., geb. 16. 5. 1830, 1857—1876 P. prim. in Beuthen a. O. Die Tochter Maria Luise, geb. 14. 10. 1826, heiratete am 4. 5. 1858 der Pastor Oswald Krause in Neudorf am Gröditzberge.

Vikar des Kreises Landeshut, dazu Seelsorge in den Dörfern der gräfl. Stolberg'schen Herrschaft bis an den Schmiedeberger Kamm. 24. 12. 1858 Amtsantritt in Neukirch. Em. 1. 1. 1894. † 31. 7. 1895 in Goldberg, beerdigt in Neukirch, Bild in der Kirche<sup>196</sup>).

Verh. 26. 7. 1859 in Rankau Ida Elise Vogel, † 22. 4. 1891.

3 Kinder, der älteste Sohn starb am 19. 9. 1877; die Tochter Gertrud, geb. 3. 12. 1868, heiratete in Goldberg am 14. 10. 1895 den Pastor Adolf Baetcke in Körchow (Mecklenburg) und starb am 10. 8. 1930 im Stift Bethlehem zu Ludwigslust<sup>197</sup>.

1894—1922 *Johannes Wilhelm Noack*, geb. 2. 11. 1866 in Petershagen (Brandenburg). Vater Wilhelm N., Postsekretär (geb. 9. 3. 1835, † 22. 1. 1914), Mutter Antonie Groger. Gymn. Breslau, wohin der Vater versetzt worden war; Univ. Breslau. Lehrvikar in Ober-Stephansdorf. Ord. in Breslau 12. 2. 1894. Pfarrvikar, seit 1. 4. 1894 Pastor in Neukirch<sup>197a</sup>). † 27. 6. 1922 in Breslau (med. Univ.-Klinik), begr. in Neukirch. Bild in der Kirche.

Verh. Markt Bohrau 23. 5. 1894 Marie Helene Lucie Kolshorn, geb. 24. 1. 1869 in Buchwäldchen bei Lüben (Eltern: Otto K., Postvorsteher, Ernestine Becker); sie lebte bis 1945 in Maiwaldau und starb auf der Flucht am 7. 3. 1945 in Mühlhausen Kr. Tabor (Tschechoslowakei)<sup>198</sup>). 2 Töchter, Johanna, geb. 29. 3. 1895, med. technische Assistentin in Berlin; Ruth, geb. 12. 2. 1897, lebt in Baddeckenstedt über Salzgitter-Ringelheim.

1923—1925 *Gotthard Ernst Andreas Halm*, geb. 16. 3. 1894 in Netsche Kr. Oels. Vater Gustav H., Lehrer, Mutter Emma geb. Beschnitt. Gymn. Oels und Kempen (Posén). 1919—21 Univ. Breslau. 1921 Lehrvikar bei Sup. Besig in Frankenstein, 1922 als Pfarrvikar Verwalter der 2. Pfarrstelle am Diakonissenmutterhause Frankenstein. Ord. in Breslau 27. 10. 1922. Frühjahr 1923 nach Neukirch. 1925 Wittendorf Kr. Sprottau, 1928 Karoschke Kr. Trebnitz, 1933 Rosenberg O/S. Januar 1945 vertrieben, kurze Zeit Vertreter im Pfarramt Falkenhain, Mai 1945 Rückkehr nach Rosenberg, Juni 1946 ausgewiesen. Juli 1946 bis Mai 1947 Kreisflüchtlingspfarrer in Stadtoldendorf Kr. Holzminden; Juni 1947 bis Dezember 1949 St. Paulsgemeinde Frankfurt/M. (Sammlung und Wiederaufbau der „Trümmergemeinde“). Januar 1950 bis 30. 9. 1960 Mühlheim/Main. Ab 1. 10. 1960 im Ruhestand in Hochstadt Kr. Hanau.

Verh. 30. 8. 1923 Eva Lilge, Tochter des Pastors Richard L. in Herrnmotschelitz Kr. Wohlau<sup>199</sup>). Kinder: Gottfried, geb. 21. 2. 1926; Gerhard, geb. 24. 6. 1929.

<sup>196</sup> Sirowatky, Jubelbüchlein (1893) S. 19 f. u. 34.

<sup>197</sup> Deutsches Geschlechterbuch 76. Bd. (1932) S. 565 und freundl. Mitteilung von Frau Pfarrerin Elisabeth Koss in Rosenhagen über Perleberg.

<sup>197a</sup> Er bereitete den Humoristen Ludwig Manfred Lommel für das Gymnasium vor (vgl. Von Neukirch a. d. Katzbach nach „Ruxendorf“ in „Meine liebe Heimat Du“, Jahrbuch für die Stadt- und Landkreise des Riesen- und Isergebirges 1962, S. 112 ff.).

<sup>198</sup> Freundliche Mitteilung von Fräulein Johanna Noack vom 9. 10. 1960.

<sup>199</sup> Gütige Auskunft von Herrn Pastor Halm (12. 2. 1961).

1925—1947 *Hermann Gohr*, geb. 8. 6. 1892 in Kruchowo Kr. Mogilno (Posen). Vater: Karl Friedrich G., Brennereiverwalter, Mutter: Ottilie geb. Draeger. Progymnasium Tremessen, Gymn. Ostrowo bis 1914. 1914 Universität Breslau. Weltkriegsteilnehmer vom 3. 8. 1914 bis 1. 12. 1918. 1919—21 Univ. Breslau. 15. 7. 1922 bis 15. 7. 1923 Vikar in Jannowitz, 16. 7. 1923 bis 31. 8. 1923 in Bärsdorf-Trach, 1. 9. bis 15. 10. 1923 in Neustadt O/S; ord. in Breslau 11. 4. 1924. 1. 4. 1924 bis 31. 5. 1925 Pfarrvikar in Deutsch-Hammer Kr. Trebnitz. 1. 6. 1925 Pfarrer in Neukirch. Während des Krieges Verwalter von Falkenhain. 6. 8. 1947 ausgewiesen nach Sandersdorf bei Bitterfeld 1. 10. 1947 Pfarrer in Klein Wangen bei Nebra (Unstrut). Em. 1. 2. 1956. Seit 21. 11. 1956 in Lengfeld (Odenwald).

Verh. Breslau 6. 1. 1925 Leonie Wickert, geb. 8. 8. 1896 in Krotoschin (Vater Otto W., Justizinspektor, Mutter Ida Schulz), † 24. 9. 1958 in Lengfeld. Kinderlos<sup>200)</sup>.

*Johannes Grünwald*

<sup>200)</sup> Freundliche Ergänzungen verdanke ich Herrn Pfarrer Gohr.

## Wiedertäufer und Schwenckfelder im Schweidnitzer Land

Als Martin Luther am 31. Oktober 1517 in Wittenberg seine 95 Thesen angeschlagen hatte und im Anschluß daran die Reformation sich schnell über Deutschland ausbreitete, kam sie auch bald nach Schlesien. Breslau, Striegau und Schweidnitz gehörten zu den ersten Städten, in denen die neue Lehre Eingang fand; war es jedoch in Breslau die lutherische, so in Schweidnitz und Striegau die der Wiedertäufer und Schwenckfelder.

Der Begründer des schwenckfeldischen Bekenntnisses war der Edelmann Kaspar von Schwenckfeld, 1489 in Ossig Kreis Lüben geboren<sup>1)</sup>). Er ist nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Caspar Schwenckfeld, 1563 in Greifsenberg geboren, im Juni 1609 in Görlitz gestorben<sup>2)</sup>). Dieser war Stadtphysikus in Hirschberg, später in Görlitz und schrieb ein großes Sammelwerk über die damals üblichen und angewandten Heilmittel, ferner verfaßte er ein Buch über heimatische Fossilien. Beide Kaspars, der eine schrieb sich mit K, der andere mit C, stammten aus der alten Adelsfamilie derer von Schwenckfeld, die im 13. und 14. Jahrhundert das Dorf Schwengfeld bei Schweidnitz besaß. Die Familienmitglieder nannten sich nach ihrem Besitz Herren von Schwenckfeld oder Schwenckfeld und spielten damals in der Geschichte des Schweidnitzer Landes eine wichtige Rolle<sup>3)</sup>). Später verließen sie ihre engere Heimat und zerstreuten sich in Niederschlesien. Ein Familienmitglied erwarb das Dorf Ossig bei Lüben, wo also unser Kaspar von Schwenckfeld, der Konfessionsstifter, 1489 geboren wurde. Er studierte 1505 in Köln<sup>4)</sup>) und 1507 in Frankfurt an der Oder und war von 1509 bis 1516 an den Fürstenhöfen in Oels und Brieg tätig. Dann trat er in den Dienst seines Landesherrn, des Herzogs von Liegnitz, und wurde 1516 Liegnitzer Rat. Hier fielen ihm Luthers Schriften in die Hand, die ihn in religiöse Zweifel stürzten. Schließlich schloß er sich der Lehre Luthers an und war an ihrer Einführung in Liegnitz wesentlich mitbeteiligt (1522). Er gelangte aber in der Auffassung des Abendmahls zu Ansichten, die von denen Luthers abwichen, und beschloß daher, mit einigen von ihm verfaßten Schriften nach Wittenberg zu reisen, um in einer Aus-

1) Will Erich Peuckert, Schlesien, Biographie der Landschaft, 1950, S. 243.

2) Der Schlesier, Unabhängige Zeitung zur Wahrnehmung schlesischer Belange, 11. Jg. Nr. 24 (1959), S. 6 (Schlesiergedenktag).

3) Leonhard Radler, Esdorf, Schwengfeld, Erlicht, Tägliche Rundschau 1959, Nr. 12/13.

4) Elisabeth Zimmermann, Die schlesische Kammer und die Reformation in Schlesien, Archiv für schlesische Kirchengeschichte Bd. XIV, S. 143 f.

Kaspar von Schwenckfeld war 1507 als „Caspar Swengfeldt de Lignitz“ in Frankfurt a. O. immatrikuliert (Friedlaender, Matrikel der Universität Frankfurt I 1887, S. 19, 26).

Reinhold Pietz, Die Gestalt der zukünftigen Kirche — Schwenckfelds Gespräch mit Luther 1525 (Stuttgart 1959).

sprache mit Luther alles zu klären. Mitten im Winter ritt er von Ossig oder von Liegnitz aus bis Wittenberg und sprach Anfang Dezember 1525 mit Luther, jedoch blieben die Gespräche ergebnislos<sup>5)</sup>.

Kaspar von Schwenckfeld ging bald über die Ansichten Luthers hinaus, und schon 1525 zeigten sich erhebliche Unterschiede in ihren religiösen Auffassungen. Schwenckfeld deutete den Sinn des Abendmahls anders, vertrat auch abweichende Ansichten über den Wert der Taufe und näherte sich dabei der Lehre der Wiedertäufer, die damals gerade in Münster ihr „irdisches Reich“ errichteten. „Was kann die Taufe nützen, wenn der Glaube fehlt? Und wo ist beim Kinde, das man tauft, der Glaube? Daher müsse die Taufe im Alter, wo man sie verstehe, wiederholt werden!“ Um dieselbe Zeit kamen flüchtige Wiedertäufer wohl aus Mähren in die Liegnitzer Gegend und blieben dort, bis schließlich die Liegnitzer Wiedertäufergemeinde ins „Schwärmerische“ absank.

Im Februar 1529 ging Schwenckfeld nach Straßburg ins Exil<sup>6)</sup>, wurde dort 1533 abgeschoben, wanderte in Oberdeutschland umher und starb schließlich am 9. Dezember 1561 in Ulm. Sein Werk wurde in alle Himmelsrichtungen zerstreut. Anhänger sammelten jedoch die Manuskripte oder schrieben sie ab wie der Görlitzer Bürgermeister Scultetus oder der Striegauer Arzt Johannes Schulz, genannt Montanus<sup>7)</sup>, gestorben 1604, der auch in den Striegauer Bergen die terra sigillata, die Siegelerde, fand.

Um 1525 herum schon kam die Wiedertäuferlehre auch ins Schweidnitzer Land. In der Stadt selbst tauchte ein „Wiedertäuferhäuptling“ mit Namen Clement<sup>8)</sup> auf. Lange konnte er sich allerdings nicht halten, sondern flüchtete bald ins Fürstentum Wohlau. Dort hielt ihn Herzog Friedrich II. einige Wochen in einem Stadtturme gefangen und ließ ihn schließlich aus dem Lande ausweisen. Clement begab sich nach Glogau, wurde aber dort ebenfalls festgenommen und enthauptet.

Zur selben Zeit, als Clement in Schweidnitz wirkte, lebte und lehrte in Striegau der Prediger Johann Reichel, genannt Eilffinger (= Elffinger; wahrscheinlich hatte er 11 Finger an den Händen), nach allem, was von ihm bekannt ist, schwenckfeldisch gesinnt<sup>9)</sup>. Er hatte z. B., beeinflußt von der Schwenckfeld'

5) Will Erich Peuckert, a. a. O. S. 243 verlegt die Reise Schwenckfelds bereits ins Jahr 1521.

6) Elisabeth Zimmermann, a. a. O.

7) Julius Filla, Chronik von Striegau (1889), S. 171. Über Johannes Scultetus vgl. Cunrad, Silesia togata (1706) S. 281: Joh. Scultetus, cognomente Montanus, Reip. Patr. Stregens. Physicus, Philosophus et Medicus natus Stregae mens. Junio 1531 (1549 Univ. Frankfurt), † in patria 3. Junii 1604. Zu Barth, Scultetus siehe: Erich Worbs, B. S. Das Portrait eines Schlesiens aus dem Frühbarock in Schlesien, Vierteljahrsschrift für Kunst, Wissenschaft und Volkstum, 5. Jg. 1960, S. 164 f.

8) Heinrich Schubert, Bilder aus der Geschichte der Stadt Schweidnitz, S. 241/243.

9) Schweidnitzer Chronisten des 16. Jahrhunderts, Script. rer. Siles. Bd. 11, S. 131. Dazu Julius Filla, Chronik der Stadt Striegau, S. 187, ferner G. Croon, Zur Frage: Hinrichtung auf der Schweidnitzer „Judenwiese“ oder auf der „Juden Weise“, Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens Bd. 41 (1907), S. 407, sowie Johannes Grünwald, Kleine Beiträge zur schlesischen Presbyterologie, Jahrbuch für schlesische Kirche und Kirchengeschichte (1959), S. 38.

schen Anschauung über das Abendmahl, die Lehre verbreitet, daß das hl. Sakrament nicht wahrer Leib und wahres Blut Christi seien („von wegen dess Sacraments den leyb Christi ym brote wesentlich vorneynde“). Am 20. Mai 1527 kam der König Ferdinand von Böhmen von Breslau, wo er die Huldigung der schlesischen Stände entgegengenommen hatte, nach Schweidnitz. Am Tage darauf, am 21. Mai, huldigten ihm die Schweidnitzer, und als er am 27. Mai nach Böhmen zurückging, „ließ er den Striegener prediger Joannem Eylffinger yn der juden wyse (Judenwiese bei Schweidnitz) an eynem byrnbaum hencken von wegen dess sacraments den leyb Cristi ym brote wesentlich vorneynde“<sup>10</sup>). Da sich die Lehre der Wiedertäufer in Schlesien weit ausgebreitet hatte, ging der König scharf gegen sie vor. Mit Befehl vom 21. Dezember 1528 ließ er eine besondere Kommission für Schlesien einsetzen, die die Wiedertäufer ausrotten sollte<sup>11</sup>). Auf ihr Drängen schritt auch der Rat von Schweidnitz scharf gegen die Sektierer ein, wie folgendes Schreiben des Breslauer Rats an den von Schweidnitz am 26. August 1529 beweist. „Wir wollen euch nicht verhalten, daß vor uns in sitzendem Rate kommen ist Niclas Stoßer, euer Mitbürger, und ausgesagt: Demnach er ein Zeit lang in dem bösen Irrsal des Wiedertaufs aus etzlicher verfürischer Lehr verwickelt gewesen. wär er durch das Erkenntnis des götlichen Wortis off heut von solchem Irrsal abgeweist und denselben allinthalben widerruffen. Dieweil dann die Kö. Commission in solchen vällen nichts anders denn das Widerruffen des Wiedertaufs heischen und haben wollen, ist an euch unser freuntlich Bith: wollet obgenannten Niclas zu seiner häuslichen Narunge widerumb kommen lassen, Ine auch als euern Mitbürger handhaben und schützen. So werden auch on allen Zweifel viel ander, so in diesem übel ersoffen, in ansehen dieses seines Widerruffen sich von demselben Irrtum geben und abwenden.“

Noch im selben Jahr, am 21. Dezember 1529, erhielt der Landeshauptmann Hans von Seydlitz auf Schönfeld (Kr. Schweidnitz) den wiederholten Befehl, auf die Wiedertäufer genau zu achten, denn diese Irrlehre zeige sich in einigen Orten des Fürstentums aufs neue, so daß viele Kinder bereits ungetauft geblieben seien. Im April 1530 machte der König Ferdinand<sup>12)</sup> den Landeshauptmann von Schweidnitz darauf aufmerksam, „daß viel Adlige und auch andere den neuen Sekten anhingen und um eigenen Nutzens ihnen nachfolgten, auch den Vierdung und den Zins verweigerten“. Daraufhin begann der Landeshauptmann energisch den Kampf gegen die Wiedertäufer. Zunächst wandte er sich an den Rat der Stadt Schweidnitz, der ihm wohl nicht scharf genug gewesen war, und forderte ihn mit einem Schreiben vom 20. April 1530 auf, die

<sup>10)</sup> Eine andere Nachricht (Nicolaus Pol, Jahrbücher der Stadt Breslau, 3. Bd. S. 53 f.) berichtet: „1527, 27. Mai. Auf Anstiften des Dr. Johann Fabri ward Johann Reichel, Prediger zu Striegau, auf der Judenwiese an einen Baum gehangen.“

<sup>11)</sup> Heinrich Schubert a. a. O.

<sup>12)</sup> G. Eberlein, Die reformatorische Bewegung in Schweidnitz von ihren Anfängen bis zu ihrer Konsolidierung. Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens VII, 2 (1901), S. 138.

Wiedertäufer („die neuen bei ihnen angefangenen Secten mit Wiedertaufen und anderen Gerichten, die die heiligen Sakramente verachten“) ohne Ansehen der Person ins Gefängnis zu sperren. Sollte sich aber unter den Geschworenen und Ratsherren jemand finden, der sich wider die christliche Ordnung und den kaiserlichen Befehl auflehnen, also gegen seinen Eid handeln wolle, so solle er gleichfalls sofort ins Gefängnis kommen.

Bereits vorher, am 20. Januar 1530, hatte der Landeshauptmann auf Befehl des Kaisers dem Rate befohlen, alle Wiedertäufer und auch die Leute, die ihre Kinder gar nicht tauften, sofort aus der Stadt zu weisen, jedoch nahm er am 11. Dezember diesen Befehl wieder zurück und änderte ihn aus einer Vertreibung in eine Gefängnishaft um, „damit eine weitere Verführung der einfältigen Personen verhütet werde“.

Zwei Jahre später gab es immer noch Schwenckfelder im Schweidnitzer Land, von denen ein Teil freiwillig die Heimat verließ. „Desselben iares (1532) ist ein irthumb des sacraments des altares und der kinder tauffe halben entstanden, darein vil leuthe auff den dorffern in den Schweidnitschen, Strege-nischen und Legnitschen weichbildern verfurt sein, es teils auch gleich wansin-nig wurden und ir vil auss im lande getzogen etc. Der Widerteuffer irthumb ist dis iar ser gestillt wurden, also das sy sich des selbst geschemet haben und nicht gerne meher davon geredt, och etzliche wegetzogen etc<sup>13)</sup>.“

1536 tauchten trotz strengen Verbots des Königs Ferdinand die Wiedertäufer auch in Striegau auf<sup>14)</sup>. Dort wird ein gewisser Hans Scholz als Wiedertäufer genannt. Seine Güter wurden an Jakob Scholtz von Bolkenhain übergeben, ob mit Gewalt, ist aus der Eintragung nicht ersichtlich (Striegau, Georgi-Tag 1526 II. Stadtbuch). Eine andere Stelle des Striegauer Stadtbuches berichtet: „Auff heute sietzen fünff zur Strige. Der eine hat für der Strige uffm Berge, do etwan tempelherrn gewonet, geprediget, viel zulauffs gehabt usw.“ Um das Jahr 1530 amtierte<sup>15)</sup> als letzter katholischer Pfarrer zu Weizenrodau bei Schweidnitz Petrus Knott (auch Knot, Knotte und Knotsche geschrieben). Er stammte aus Schweidnitz, hatte 1515 an der Universität Frankfurt an der Oder studiert und später die Pfarrei Weizenrodau übernommen. Schon vor 1529 trat er zum neuen Glauben über<sup>16)</sup>. Seine Pfarrkinder glaubten, er sei Lutheraner geworden, in Wirklichkeit hatte er sich den Schwenckfeldern angeschlossen. In seinem Dorfe Weizenrodau bildete sich nun eine richtige kleine Gemeinde, jedoch trat der Pfarrer Knotte als Schwenckfelder Prediger nicht hervor, sondern überließ das einem gewissen David, Schneider von Beruf, der wohl mit

<sup>13)</sup> Paul Pfotenhauer, Die Pförtner von Neumarkt und ihre Aufzeichnungen, Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens Bd. 20 (1886), S. 267.

<sup>14)</sup> Julius Filla, Chronik der Stadt Striegau, S. 158.

<sup>15)</sup> Johannes Grünwald, Jahrbuch für schlesische Kirche und Kirchengeschichte 1959, S. 38.

<sup>16)</sup> G. Eberlein a. a. O. S. 143. „Pfarrer Knotte aus Weizenrodau soll bis 1536 katholisch gelehrt haben, dann aber auf der Kanzel widerrufen und nun auch die Messe abgeschafft haben, weil in Brot und Wein kein Sakrament sei.“

vollem Namen David Behmisch hieß und in Schweidnitz geboren war. Da griff der Landeshauptmann selbst ein und ließ nach dem Pfingstfest des Jahres 1536 den Weizenrodauer Schneider einsperren. Dieser muß wohl bald darauf aus dem Gefängnis entlassen oder entflohen sein, denn er tauchte nun in Ottmachau auf. Dort sperrte ihn der Rat von Ottmachau abermals ein und ließ ihn verhören. Das Ergebnis dieses Verhörs berichtete am 16. September 1536 der Ottmachauer Rat dem Schweidnitzer. David hatte zugegeben, im Winter 1535/36 sich in „Weisenrode“ (Weizenrodau) aufgehalten und dort täglich gepredigt zu haben. Es lebten dort viele Gesinnungsgenossen, er könne aber ihre Namen nicht mehr nennen. Der Schweidnitzer Rat ließ nun sofort die Angelegenheit untersuchen und wandte sich deswegen an den Pfarrer Knotte, der ein Verzeichnis der verdächtigen Personen anfertigen mußte. Pfarrer Knotte tat es auch und zählte die Personen in den einzelnen Häusern auf. Auch die Knechte und Mägde der Bauern gehörten meist dazu. Eine ganze Reihe Weizenrodauer Einwohner hatten die Prediger und Täufer aufgenommen und ihnen gestattet, in ihren Häusern zu predigen. Pfarrer Knotte war ja selbst schwenckfeldisch gesinnt und bat daher um Milde, indem er seiner Liste den Schlußsatz beifügte: „Ich bitth demutiglich, wolt darauf sehn, daß Zwangk vermieden möchte bleiben.“ David Behme wirkte dann noch außerhalb Schlesiens als Wiedertäuferapostel.

Bei dieser Angelegenheit geriet nun Pfarrer Knotte selbst in Verdacht. Zu seiner Kirche gehörte auch das Nachbardorf Wilkau, das in zwei Teile getrennt war, deren Grundherren die Edelleute von Zedlitz und von Niemitz waren<sup>17)</sup>. Der eine von ihnen, Johann von Zedlitz, verklagte nun seinen Pfarrer als Lutheraner beim Domkapitel in Breslau. Er leugne die Gegenwart Christi in Brot und Wein beim Abendmahl und predige geradezu, „es solle doch niemand glauben, daß Gott der Herr den Himmel verlassen und in das Brot kriechen sollte“. Was auf diese Anzeige hin erfolgte, ist uns leider nicht mehr bekannt<sup>18)</sup>.

Schwenckfelder tauchten auch im Hoheitsgebiet der verwitweten Frau Euphemia von Hochberg auf, die im Schlosse Fürstenstein wohnte. Als einer der Schwärmer nach Schweidnitz kam, ließ ihn der Landeshauptmann festnehmen und befahl<sup>19)</sup> dem Schweidnitzer Rat am 12. Juni 1536, ihn „in sonderlichem Gefängnis allein mit Wasser und Brot zu kümmlicher Notdurft zu erhalten“. Damit aber die „kümmlerliche Not“ nicht etwa zu milde gedeutet werde, erklärte der Landeshauptmann zwei Tage später (14. 6. 1536) seinen Willen dahin, den Gefangenen „mit Wasser und Brot, doch des nicht genug, sondern

<sup>17)</sup> Zimmermann, Beyträge zur Beschreibung von Schlesien, Bd. 5 unter Wilkau.

<sup>18)</sup> Peter Knotte muß schon vor 1529 geheiratet haben, da in diesem Jahre sein Sohn Samuel geboren wurde (Mitteilung von Herrn Pfarrer Joh. Grünewald). Samuel Knotte starb 1613 als Pastor von Langenöls bei Lauban. Peter Knotte selbst verließ freiwillig oder gezwungen infolge der unliebsamen Vorgänge in Weizenrodau 1536 diesen Ort, war 1536 bis 1541 Pastor in Goldberg, 1541 bis 1564 in Langenöls, wo er 1564 starb.

<sup>19)</sup> Heinrich Schubert a. a. O.

den andern und dritten Tag einmal zu versorgen und zu achten, daß niemand zugelassen werde, mit ihm zu reden, ob ihm vielleicht ein besserer Geist einkommen möchte". Übrigens sollte die „Unkost“ dieser spärlichen Versorgung noch „auf der Frauen zu Fürstenstein Schaden“ erfolgen.

Am 5. August 1536 forderte König Ferdinand I. abermals in einem Schreiben (gegeben zu Innspruck), „der verführerischen Sekte der Wiedertäufer ein Ende zu machen“. Der Landeshauptmann hatte das ja schon mit gewaltsgewaltsamen Mitteln versucht, aber wenig Erfolg gehabt, denn am 11. September beklagte er sich, daß er bei keiner Stadt so viele Unannehmlichkeiten erlebt habe als gerade bei Schweidnitz.

Noch viele Jahre vergingen, ehe die Wiedertäufer im Schweidnitzer Lande ganz ausgerottet werden konnten. Am 21. Mai 1545 wurde ein kaiserlicher Befehl bekannt gegeben, keinen Wiedertäufer im Lande zu dulden, und von Herrn von Schaffgotsch auf Kynast und Kröppelhof bei Landeshut, Oberhofmeister des Fürstentums Schweidnitz und kaiserlichem Rat, ist bekannt<sup>20)</sup>, daß er Anhänger Schwenckfelds war und erst 1573 zum lutherischen Glauben übertrat. Im Jahre 1524 verließen zwei Mönche das Franziskanerkloster zu Schweidnitz, Barthel Werner und Michael Steinberg. Beide gingen aus Schweidnitz weg und begaben sich in die Grafschaft Glatz, wo sie trotz der Achtung der Schwenckfelder Sekte als deren Prediger sich betätigten, Barthel Werner in Glatz und Michael Steinberg 1554 in Gabersdorf. 1558 führte der Johanniterkomtur Wenzeslaus Hase von Hasenberg von Strakonitz eine Untersuchung in der Grafschaft durch und erklärte 15 Prediger ihrer geistlichen Stelle verlustig, darunter fünf Schwenckfelder. Von Michael Steinberg meldet<sup>21)</sup> das Prüfungsprotokoll 1558: „uxorem habet, fide Schuenkfeldianus. Primo religiosus ordinis S. Francisci in Suidnicia, deinde pistor, postea iterum sacerdos, ritibus utitur Lutheranicis.“

Michael Steinberg mußte auf seine Gabersdorfer Pfarrei verzichten und zog nach Glatz, wo er seine Schweidnitzer Chronik vollendete<sup>22)</sup>. Die Schwenckfelder Sekte selbst hielt sich trotz aller Verfolgungen in der Löwenberger Gegend hauptsächlich in Harpersdorf. Ein Teil wanderte dann nach Pennsylvania aus, der Rest erhielt unter Friedrich dem Großen Religionsfreiheit. Schließlich brachen die Gemeinden auseinander, der letzte Schwenckfelder starb 1826 im Alter von 74 Jahren<sup>23)</sup>.

Dr. Leonhard Radler

<sup>20)</sup> Archiv für schlesische Kirchengeschichte Bd. XIV, S. 231.

<sup>21)</sup> Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens, Band 14 (1914), S. 26.

<sup>22)</sup> Herausgegeben von Dr. Schimmelpennig und Dr. Schönborn in Band 11 der Script. rer. Siles. (Breslau 1878).

<sup>23)</sup> W. E. Peuckert, Schlesien S. 246.

# Die staatsrechtlichen Grundlagen des Kampfes der evang. Schlesier um ihre Religionsfreiheit

## Teil V

### *Die evang. Schlesier im Widerstreit der Mächte des Dreißigjährigen Krieges und Beginn der Schutzmachtrolle Schwedens*

#### 1.

Der Eintritt der Krone Schweden in den Dreißigjährigen Krieg geschah nicht von heute auf morgen. Mit seiner Entwicklung wurde immer klarer, daß es der Kaiser darauf abgesehen hatte, die Reichsstände zu unterdrücken und seine Herrschaft auf die Ostsee auszudehnen, was bedeutete, daß die Ostsee spanisch-katholisch würde. Die schwedischen politischen und religiösen Interessen mußten durch das Erscheinen einer kaiserlichen Flotte in der Ostsee aufs schwerste betroffen werden. Schweden warf dem Kaiser zudem vor, daß es in Westpreußen, wo Schweden sich im Kampf gegen Polen festgesetzt hatte, von kaiserlichen Truppen angegriffen wurde, daß er Polen, mit dem es sich im Kriege befand, Truppen und Munition geliefert und den Friedensschluß mit Polen verhindert habe und daß man den schwedischen Handel mit dem deutschen Reich unterbinden wolle. Eins kam zum anderen und erhöhte die Spannung immer mehr, bis schließlich, um einer militärischen Einkreisung und kirchlichen Bedrohung zu entgehen, König Gustav Adolf sich zum Kriegseintritt entschloß<sup>1)</sup>.

Die Beziehungen Schwedens zu den deutschen Protestanten gehen auf das Jahr 1614 zurück, in welchem Gustav Adolf einen Gesandten des Landgrafen Moritz v. Hessen-Kassel empfing, der ihn bat, den russischen Krieg zu beenden, um im Verein mit mehreren Kurfürsten und Ständen des Reiches, England, den Niederlanden und der Schweiz die Religionsfreiheit zu verteidigen. Bald danach folgte ein Gesandter aus Heilbronn, wo die Protestanten gerade versammelt waren, mit einem Brief, der von Friedrich V. v. d. Pfalz, Johann II. v. Pfalz-Zweibrücken, Herzog Johann Friedrich v. Württemberg, Fürst Christian v. Anhalt und Markgraf Joachim Ernst v. Brandenburg unterzeichnet war. Noch aber war wegen der anderweitigen Bindungen die Zeit für den König nicht gekommen.

<sup>1)</sup> Chemnitz 1 S. 9—13.

Als nach der Niederlage des Winterkönigs, dem Gustav Adolf 1620 8 Kanonen und 4000 Kugeln geschickt hatte, England, Holland und Frankreich an Dänemark und Schweden herantraten, um sie zum Kriege gegen das Haus Österreich zu veranlassen, sagte der König 1625 zu, wobei er als einen von 4 Angriffswegen gegen die deutschen Katholiken bereits den nannte, der in der schwedischen Kriegsführung in Deutschland noch eine große Rolle spielen sollte: den nach Schlesien und Mähren, um das Haus Habsburg in seinen Erblanden zu treffen. Er kannte sehr wohl das Zielbewußtsein und die Einigkeit der kath. Partei, die es verstanden hatte, Unbeständigkeit, Trägheit, Wankelmut und Eigennutz der evang. Partei auszunutzen und deren Mitglieder gegeneinander auszuspielen, sie mit allen Mitteln zu entzweien und so von einer zahlenmäßigen Mehrheit zu einer Minderheit zu machen. Den Drang des Kaisers zum Meere faßte er als einen Versuch auf, die prot. Niederlande, Dänemark und Schweden zu bezwingen. Es bestand die Gefahr, daß die kaiserliche Partei ungeachtet der Erbansprüche Brandenburgs sich Pommerns bemächtigen würde. Die Belagerung der Seefestung Stralsund, des Schlüssels zur Ostsee, war 1628 der Anlaß zum 1. Kriegseintritt, da seine Einnahme eine Beherrschung der Ostsee und eine unmittelbare Bedrohung Schwedens durch die kaiserliche Macht nach sich gezogen hätte<sup>2)</sup>.

Als 1629 zu Lübeck Verhandlungen zur Abstellung der dänischen Unruhen begannen, hatte der König zwei Reichsräte bestimmt, um den kaiserlichen Kommissaren ihre guten Dienste anzubieten. Ihre Instruktion ließ klar den Hauptzweck erkennen: Wiederherstellung des Zustandes vom Jahre 1620. Dazu gehörte Entschädigung und Sicherheit für die Stadt Stralsund, die für den Kaiser den Schlüssel zur Ostsee, für Schweden den Schlüssel zum deutschen Kriege bedeutete. Diese Stadt hatte das neutrale Schweden, mit dem sie durch wirtschaftliche und religiöse Interessen verbunden war, um Schutz gegen die Angriffe der Kaiserlichen gebeten, und Schweden hatte der Bitte Folge geleistet, um zu verhindern, daß aus diesem Orte ein „Raubnest“, der Stützpunkt einer kaiserlichen Flotte, gemacht würde. Die schwedischen Gesandten wurden jedoch abgewiesen, und der Kaiser, der sich von einer Einmischung Schwedens nur eine Beeinträchtigung seiner Ziele versprach, beeilte sich, mit Dänemark unter Anerbieten großer Zugeständnisse Frieden zu schließen. Schweden fühlte sich mehr und mehr in seiner Sicherheit bedroht. Um nun sämtliche friedlichen Mittel auszuschöpfen, wandte sich der König an alle Kurfürsten und an den zum Herzog v. Mecklenburg ernannten Wallenstein mit einer Rechtfertigung seines Verhaltens und einer Aufzählung aller seitens des Kaisers gegen Schweden getroffenen unrechtmäßigen Maßnahmen und erklärte, daß er nur ehrlichen Frieden wolle. Sollte ihm aber die Anwendung anderer Mittel aufgezwungen werden, dann lediglich zur Wahrung seiner Sicherheit. Um sich aber vor jeder Übereilung zu schützen, beriet er in West-

<sup>2)</sup> Gejer S. 137—147.

preußen mit den vornehmsten Persönlichkeiten seines Landes die Lage im Falle eines Krieges gegen den Kaiser. Seine Ratgeber hatten Bedenken. Ein grausamer, langwieriger, mit riesigen Kosten verbundener Krieg sei zu erwarten, dessen Ende nicht abzusehen sei bei einem obstinaten, beharrlichen Feinde, dem Kaiser, dem es, mit den Waffen ganz Deutschlands hinter sich, auf einige Kriegsjahre nicht anzukommen brauche. Um seine Heeresmacht brauche sich Gustav Adolf zwar nicht zu sorgen, da sie genug Zulauf aus Deutschland habe. Nur müsse er daran denken, daß auch er menschlichen Zufällen unterworfen sei. Der König neigte mehr zum Kriege, mit der Begründung, daß, je mehr er Geduld zeige, desto mehr die kaiserliche Begehrlichkeit und Eroberungssucht geschürt würde. Es befänden sich diejenigen auf Irrwegen, die meinten, daß der gewaltige Brand, der bereits die Seekante erreicht habe, dort Halt machen würde. Vielmehr werde, wenn man weiterhin die kaiserliche Macht an der Ostsee stillschweigend hinnehme, in kurzer Zeit auch die spanische Macht dazustoßen und das ganze Meer in Flammen setzen. Er wolle lieber den Feind außerhalb seines Landes aufsuchen als daheim auf ihn warten. Nutzen und Vorteile aus einem solchen Kriege seien zwar gering, wenn man es auf Eroberung abstellen wolle. Der Nutzen würde in erster Linie darin bestehen, daß Schiffahrt und Handel wieder frei würden und die Freiheit der Ostsee wiederhergestellt und gesichert würde. Es könne nach einem Sprichwort niemand länger Frieden haben, als sein Nachbar wolle, auch er, der König, nicht. Der Kaiser habe sich selbst gegen ihn zum Feinde aufgeworfen, und er müsse sich gegen ihn wehren. Die Lage habe sich so weit entwickelt, daß gar keine Frage mehr sei, ob Schweden in den Krieg eintreten solle oder nicht, sondern welche Gegenmaßnahmen gegen den Kaiser zu treffen seien. Er habe zu diesem Zweck einen Reichstag ausgeschrieben. Sollte der Kriegseintritt befürwortet werden, erwarte er von seinen Ratgebern ihre volle Unterstützung für einen überschweren, langwierigen und harten Krieg, in dem Lob, Ehre und Ruhm nur durch schwere Arbeit, Mühe und Gefahr erworben werden könnten. Die kaiserliche Macht solle man nicht überschätzen, denn selbst den kath. Kurfürsten und Reichsständen mache sich seine große Kriegsmaschine verdächtig. Die Evangelischen seufzten entweder unter seinem Joch oder verlangten nach Veränderung. Er, der König, glaube, es mit den Kaiserlichen aufnehmen zu können. Seine schwedischen Soldaten verehrten ihn. Seine fremden Regimenter beständen aus altgedienten Soldaten, vornehmlich Deutschen, die durch den Krieg ihres Vaterlandes und ihrer Güter beraubt worden seien und von Anfang an gegen den Kaiser gefochten hätten und denen keine Hoffnung mehr übrig sei als die der Waffen. Da der Krieg außerhalb Schwedens zu führen sei, würden sich Mittel und Wege finden, durch die der Krieg wenigstens zum Teil sich selbst ernähren könne. Er selbst sei bereit, sein Leben zum Dienst am Vaterland und zum Wohle der ganzen evang. Christenheit in die Schanze zu schlagen <sup>3)</sup>.

<sup>3)</sup> Chemnitz 1 S. 9—23.

Die Meinung des Königs drang endlich durch und erhielt auch in dem zu gleicher Zeit in Schweden abgehaltenen Reichstag die Oberhand. Um die Gerechtigkeit seiner Sache nochmals klarzulegen, wandte er sich erneut an die Kurfürsten und darüber hinaus in einem besonderen Schreiben an den Kurfürsten v. Brandenburg, seinen Schwager, wobei er klar herausstellte, daß er von den Kaiserlichen ohne Kriegserklärung und ohne gerechte Ursache angegriffen worden sei, und daß ihr Bestreben eindeutig darauf hinausginge, die Unterdrückung der weltlichen und religiösen Freiheit auch über Deutschland hinaus auszudehnen. Da er jetzt im Kaiser seinen Hauptgegner erblickte, nahm er mit Polen Verhandlungen auf, und es kam am 6. Oktober 1629 durch Vermittlung Richelieus zu einer sechsjährigen Waffenruhe mit Polen. Jetzt war nur noch die Frage, ob man noch den Ausgang der von Dänemark betriebenen Verhandlungen zu Danzig abwarten sollte. Dagegen sprach, daß durch weiteren Aufschub die kaiserliche Macht verstärkt würde, und da Schweden gerade gerüstet und der Ausgang der Verhandlungen zweifelhaft war, beschloß man, deren ungeachtet die Waffen auf deutschem Boden einzusetzen und „unter Schild und Helm“ weiter zu verhandeln.

Während Schweden für die Danziger Zusammenkunft den Kanzler und damaligen Generalgouverneur für Preußen Axel Oxenstjerna, den Reichsschatzmeister Gabriel Oxenstjerna, Karl Banér und Peter Sparre abgeordnet hatte, sandte der Kaiser allein Karl Hannibal zu Dohna, was beim König von Anfang an die Unterredung nicht als sehr aussichtsreich erscheinen ließ. Aus formalen, von den Dänen geltendgemachten Gründen kam es auch garnicht erst zum Verhandlungsbeginn. Nachträglich teilten die Dänen den Schweden streng vertraulich mit, daß die Verhandlungen schon mangels ausreichender Vollmacht des kaiserlichen Vertreters gleich am Anfang gescheitert wären.

Bevor Gustav Adolf deutschen Boden betrat, ließ er die Ursachen seines Kriegseintritts veröffentlichen und richtete an sämtliche Kurfürsten ein Verwahrungs schreiben. Eine feierliche Erklärung des Kriegseintritts gegenüber dem Kaiser hielt er nicht für erforderlich, da es sich für ihn um eine Verteidigungsmaßnahme handelte<sup>4)</sup>.

Am Mittsommertag 1630, gerade 100 Jahre nach Übergabe des Augsburgischen Bekenntnisses, landete er auf Usedom. Seine Kriegsziele hinsichtlich Deutschlands äußerte er in Briefen an den schwedischen Reichskanzler und den Reichsrat: „Wir sind der Meinung, daß kein Vergleich abgeschlossen werden kann, es sei denn, daß für ganz Deutschland ein neuer Religionsfriede eingegangen und bestätigt werde und unsere Nachbarn in den vorigen Stand gesetzt werden, so daß wir durch ihre Sicherheit sicher sein können.“ Zur Verwirklichung dieser Ziele sollte der Kaiser in seinen Erbländen angegriffen werden, um ihn seiner eigenen Mittel zu berauben und der Kontributionen, die er von den evang.

<sup>4)</sup> a. a. O. S. 24—37.

Glaubensgenossen erpreßte, und die ganze Kriegslast sollte der päpstlichen Geistlichkeit auferlegt werden. Von den einzusetzenden Armeen sollten zwei unter Gustav Horn und Teufel die Herrschaft über die Oder sichern, und eine davon sollte in Schlesien eindringen<sup>5)</sup>.

Den evang. Reichsständen hatte der Kriegseintritt Schwedens einen neuen Antrieb gegeben. Je mehr ihnen der Kriegsverlauf Klarheit über die absolutistischen und restaurativen Ziele des Kaisers verschaffte, desto mehr sannen sie darauf, zu einem einheitlichen Vorgehen zu gelangen, und selbst den schwachen, auf die Durchsetzung eigener Pläne bedachten Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg gab die Entwicklung zu immer mehr Bedenken Anlaß, und der erste schrieb schließlich für den 16. Februar 1631 einen Konvent aller evang. Reichsstände nach Leipzig aus, wobei er auf Grund der drohenden Gefahren sogar die Reformierten nicht vergaß, um zu beraten, wie man die deutsche Libertät und deren religiöse und profane Freiheiten wahren könne. Überdies führte Gustav Adolf mit den dort Versammelten Geheimverhandlungen zu dem Zweck, sie zu einem größtmöglichen Zusammengehen zu veranlassen. Besonders lag ihm daran, den Kurfürsten von Sachsen zu gewinnen. Zu einem praktischen Ergebnis kam der Konvent allerdings nicht, und auch der sächsische Kurfürst konnte sich trotz guter Einsichten nicht zu einem festen Entschluß aufraffen. Erst als ihn der Kaiser allzusehr gedemüigt und Tilly Leipzig zur Übergabe gezwungen hatte, suchte der Kurfürst Verbindung mit dem König, um Land und Leute zu retten, und schloß am 11. September 1631 mit ihm ein Bündnis, worin sie sich verpflichteten, gegen alle beiderseitigen Feinde zusammenzuhalten und ohne Zustimmung des anderen weder zu verhandeln noch Frieden zu schließen. Gustav Adolf sollte die Leitung übernehmen<sup>6)</sup>.

Ein hochwichtiges Anliegen des Königs war, scharfe Disziplin zu halten und Übergriffe der Soldaten gegen die Zivilbevölkerung zu vermeiden. Die Schweden sind in Deutschland wegen ihrer barbarischen Ausschreitungen im 30jährigen Kriege in Verruf gekommen. Aber abgesehen davon, daß die Söldner der anderen auf deutschem Boden kämpfenden Staaten sich an Ausschreitungen nicht übertreffen ließen, muß man berücksichtigen, daß die unter den siegreichen schwedischen Fahnen Dienenden einschließlich der Offiziere meist aus Fremden, vor allem Deutschen, bestanden, und darauf ist auch die Rede abgestimmt, die Gustav Adolf am 7. September 1631 an seine Offiziere hieß und worin er ihnen vorwarf, daß sie dergl. Räubereien und Plündereien gestatteten, . . . „welche sowohl Gottes Mißfallen, Zorn und Strafe als der Menschen Unwillen, Widerwillen und Haß erregten; ihrem Vaterlande, dem sie die höchste Treue schuldig, alle Untreue und Frevel erwiesen und ihre Glaubensgenossen, zu deren Schutz sie die Waffen in die Hand genommen, selbst aufs äußerste ruinierten, verheerten und verderbten. Er hätte viel redliche, tapfere

<sup>5)</sup> Gejer S. 176/7.

<sup>6)</sup> Chemnitz I S. 133—138, 202/3

Leute, die er mit sich aus seinem Reich geführt, in diesem Krieg eingebüßt, ja sein königlich Blut, Leib und Leben für sie und ihre Freiheit, für ihre zeitliche und ewige Wohlfahrt aufs Spiel gesetzt. ... Jetzt aber müsse er hören, daß sie ihm und seinem Heere einen solchen bösen Namen machten und man öffentlich sage: Der König, der unser Freund ist, tut uns mehr Schaden und Überlast als unsere Feinde. Er bitte sie um Gottes Barmherzigkeit willen, sie möchten doch in ihr eigenes Herz und Gewissen gehen, ihrer Seelen Seligkeit und ihre zeitliche Ehre betrachten und erwägen, wie sie solches vor aller ehrbaren Welt und dermal vor dem gestrengen Richterstuhl Gottes zu verantworten gedachten.“ Gustav Adolf hat sich auch beim Feinde und bei seinen Verbündeten für die allgemeine Wahrung einer strengen Disziplin eingesetzt<sup>7)</sup>.

Die Zeit bis zur Schlacht bei Breitenfeld war für den König sehr schwierig, da er nicht wußte, ob er Sachsen und Brandenburg als Freunde oder Feinde zu betrachten habe. Schon die für die protestantische Sache so wichtige Reichsstadt Magdeburg war gefallen, weil Sachsen ihm den Weg zum Entsatz der von 24 000 Kaiserlichen belagerten Stadt versperrte und diese den Verhandlungen mit Tilly vertraute, und 2000 schwedische Soldaten mit ihrem Kommandanten fielen, weil sie es ablehnten, katholisch zu werden. „Die deutsche Nation“, so schreibt der König, „ist nun so unstät geworden, daß die Leute den einen Tag den einen, den andern Tag einen andern Herrn suchen“. Sein Heer litt an Nachschubmangel und war gezwungen, sich aus den besetzten Gebieten zu verspälen. Erst als Tilly in Sachsen einfiel und die sächsische Neutralität zerstörte, besserte sich seine Lage. Während seines Aufenthalts in Mainz zu Jahresbeginn 1632 legte er Bayern und anderen katholischen Ständen seine Forderungen zur Herstellung des Friedens in Deutschland vor, darunter Freiheit für beide Religionen, unangefochten und ohne Gewissenszwang; Wiederherstellung Böhmens, Mährens und Schlesiens im alten Zustand, Zurückrufung aller Flüchtlinge. Was seine letzte Forderung, seine Wahl zum Römischen König, betrifft, so erklärten die Nürnberger, daß sie keinen Besseren und Gesegneteren wüßten als Gustav Adolf. Er war, vom Standpunkt Sachsens und Brandenburgs abgesehen, das anerkannte Haupt des protestantischen Deutschland. Die Friedensbedingungen des schwedischen Senats lauteten u. a. auf Religionsfreiheit, Restitution der Evangelischen, Bund zwischen den deutschen evang. Ständen und dem König von Schweden unter seiner Leitung, Abtreitung von Schlesien und der Lausitz an Sachsen und Brandenburg. Sicher scheint, daß das Reich unter seiner Führung den Religionsfrieden erlangt hätte, und die Worte, die sein Hofprediger Dr. Jakob Fabricius nach der Befreiung Augsburgs in der St. Annen-Kirche predigte, waren ganz im Sinne des Königs. ... „Mit blutdürstigem Vergelten halten wir's im geringsten nicht, weil es ganz unchristlich ist, die Leute um der bloßen Ketzerei zu töten. Wer dem rechten Glauben nicht will ungezwungen beipflichten, der mag es lassen, und

7) a. a. O. S. 404.

den darf man nicht durch gewaltsame Mittel dazu zwingen. Sintemalen Gott spontanes Bekenntnis fordert, und ein jeglicher wird selbst dem Herrn dafür Rechenschaft ablegen müssen, wie oder was er geglaubt hat.“ (24. April 1632). In München, der Hauptstadt seines Feindes Maximilian, wo er im Mai in Begleitung des unglücklichen Winterkönigs mit einer kleinen Mannschaft einzog, duldet er keinerlei Übergriffe. Er legte auch den Grundstein zum Heilbronner Bund, der nach seinem Tode von den Protestantenten der 4 oberen Kreise geschlossen wurde<sup>8)</sup>.

In Schlesien hatte Gustav Adolf die Ereignisse wohl verfolgt und er wußte, daß er dort eine seinen Unternehmungen wohlgesinnte Bevölkerung finden würde, konnte aber wegen der Unentschlossenheit der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg seinen bereits 1630 gefaßten Entschluß, in Schlesien einzufallen, erst im Sommer 1632 verwirklichen. Während er bei Fürth lag, wurde der kurbrandenburgische Oberst Konrad v. Burgsdorff abgefertigt, der wegen der Verbindung der schwedischen und brandenburgischen mit den sächsischen Truppen und eines Marsches nach Schlesien verhandelt hatte. Dort war der sächsische Feldmarschall v. Arnim eingefallen und hatte am 17. Juli Glogau erobert, wo der schwedische Kommandierende an Oder und Warthe Jakob Mac Duval, ein Irländer, mit den brandenburgischen Truppen zu ihm stieß. Am 27. August erstürmten die vereinigten Truppen die Steinauer Schanzen und die Stadt, und die Kaiserlichen zogen sich auf Breslau zurück, ohne den Einlaß in die Hauptstadt zu erreichen, trotzdem der dort weilende Karl Hannibal v. Dohna sie eines andern versichert hatte. Als dieser mit dem Herzog Wenzel v. Bernstadt vom Walle aus die einander gegenüberliegenden Heere betrachtete und aus Vergnügen ein Geschütz auf die evang. Armee abfeuern ließ, konnte er sich nur mit Mühe vor dem Zorn der Bürger retten. Bald zogen sich die Kaiserlichen auf Oppeln und Cosel zurück<sup>9)</sup>.

Die Unentschlossenheit des sächsischen Kurfürsten und das undurchsichtige Verhalten der sächsischen Heerführer bewog die Schlesier, vorsichtig zu sein und ihr Vertrauen mehr und mehr den Schweden zuzuwenden. Auch nach dem Zusammenschluß der sächsischen mit den schwedisch-brandenburgischen Truppen fehlte die erforderliche Entschiedenheit, die sich die günstige Stimmung zunutze gemacht hätte. Als Arnim am 9. August von Herzog Georg Rudolf die Aufnahme einer Garnison in seine Residenzstadt verlangte und unter Berufung auf den Dresdener Akkord als Zweck der Maßnahme die Befreiung Schlesiens vom religiösen Druck bezeichnete, lehnte der Herzog es ab, wie er kurz vorher den kaiserlichen General Illo abgewiesen hatte<sup>10)</sup>. Auch Breslau konnte sich mit Rücksicht auf die schlechten Erfahrungen zum Abfall nicht entschließen, trotzdem Gustav Adolf schon im Oktober 1632 den jetzt in schwedischen

<sup>8)</sup> Gejer S. 181—186, 205/6, 210/11.

<sup>9)</sup> Chemnitz 1 S. 405, 408/9, 412, 415, Grünhagen S. 231.

<sup>10)</sup> Palm S. 233—235.

Diensten stehenden Herrn v. Kochtitzki entsandt hatte, um Schlesien zu einem Bündnis mit Schweden zu bewegen. Auch Johann Christian v. Brieg hielt sich zurück, gedrängt von seinem Schwager Hans Ulrich v. Schaffgotsch, der jetzt als kaiserlicher General unter Wallenstein diente<sup>11)</sup>.

Als der Kaiser den Tod Gustav Adolfs vernahm, ließ er das Tedeum singen und Freudenschüsse abfeuern. Dasselbe geschah in Bayern und den anderen kath. Ländern Deutschlands, den spanischen Niederlanden und in Spanien. Die kath. Welt glaubte, daß, nachdem nunmehr das Haupt der Evangelischen fehlte, das Blatt sich wenden würde, zumal man überzeugt war, jetzt die deutschen Reichsstände untereinander und von den Schweden trennen zu können. Aber auch unter den Evangelischen gab es einige, denen der schwedische Einfluß bereits zu groß geworden war. Sie alle sollten sich jedoch täuschen. Der König hatte für den Fall seines vorzeitigen Ablebens vorgesorgt. Der Reichskanzler Axel Oxenstjerna, der nunmehr die Geschicke Schwedens leitete, eine Persönlichkeit von universaler Bildung und durchdringenden Geistesgaben, war wie kein anderer geeignet, die Geschicke Schwedens und des deutschen Protestantismus zu lenken, und er ging sogleich daran, den Vorschlag des Königs zu verwirklichen und die Einigung der Evangelischen voranzutreiben. Er lud die oberen 4 Reichskreise nach Ulm ein, um mit ihnen eine Konföderation abzuschließen in der Hoffnung, daß Sachsen, Brandenburg und die anderen evang. Reichsstände des Ober- und Niedersächsischen Kreises folgen würden. Vorerst ließ er sich in Schweden neue Vollmachten erteilen, und seine Regierung ernannte ihn zum Legaten mit unbeschränkter Gewalt und höchster Autorität innerhalb und außerhalb Schwedens, Krieg zu führen und Bündnisse und Frieden zu schließen. Seinen Instruktionen gemäß sollte er sich um ein Bündnis mit den Reichsständen bemühen, um den Krieg in Einigkeit und zu aller Zufriedenheit zu beenden. Sollte er etwas zum Nutzen Schwedens erlangen können, so wäre es gut, doch sollte dies bis zu den allgemeinen Friedensverhandlungen hinausgeschoben werden. Sollte er jedoch feststellen, daß weder von den Evangelischen noch den anderen Reichsständen eine gebührende Zufriedenstellung Schwedens zu erreichen sei und es mit Undank belohnt würde, sollte er Frankreich, England und Holland mit ins Spiel bringen und ihnen sowohl wie deutschen Reichsständen Interessen im Reiche zubilligen. Schweden selbst solle sich so lange zwischen Elbe und Oder festsetzen, bis es angemessene Friedensbedingungen erhalte. Auf jeden Fall sei es besser, sich mit Gewalt aus Deutschland treiben zu lassen als Schaden und Spott auf die Nation zu laden<sup>12)</sup>.

Um die Evangelischen für ein Zusammengehen zu gewinnen, traf der Kanzler am 28. Dezember 1632 in Dresden ein, da er sich mit dem sächsischen Kurfürsten als dem wichtigsten Reichsstand ins Vernehmen setzen wollte. Sein

<sup>11)</sup> Grünhagen S. 236, 239/40, Palm S. 238—242.

<sup>12)</sup> Chemnitz 2 S. 4/5, 10—13.

Vorschlag war, die Evangelischen entweder unter seiner Leitung operieren oder die Reichsstände sich nach Belieben seiner oder des Kurfürsten Directorium unterordnen zu lassen, bei beiderseitiger Zusammenarbeit. Ungeachtet aller Bemühungen konnte der Kurfürst nicht zu einem klaren Entschluß gebracht werden, vielmehr verwies er auf die Notwendigkeit, erst mit dem Kurfürst v. Brandenburg zu konferieren, worauf sich Oxenstjerna nach Kölln an der Spree aufmachte, wo er am 6. Februar 1633 eintraf. Der Brandenburger hatte selbst an ihn geschrieben, da er ein Zusammengehen der beiden evang. Kurfürsten mit Schweden für notwendig hielt. Er hieß die Vorschläge Oxenstjernas gut und erbot sich, mit dem Kurfürsten von Sachsen zu reden und die 4 oberen Reichskreise, d. h. den fränkischen, schwäbischen, ober- und nieder-rheinischen Kreis, zum Bündnis zu ermutigen. Da dem Kanzler in Brandenburg vielfältige Klagen über die Übergriffe seiner Soldaten zu Ohren kamen, erließ er ein strenges Patent, das die eigenmächtige Einquartierung, Plünderung und sonstige Gewalttaten unter strengste Bestrafung durch brandenburgische Behörden stellte, und ordnete einen Sonderbeauftragten zum brandenburgischen Hofe ab<sup>13)</sup>.

Die bei der Beratung der beiden Kurfürsten in Dresden vorgebrachten Friedensvorschläge waren im ganzen für die evang. Interessen zufriedenstellend. Der Brandenburger führte an, man müsse sich Böhmens etwas mehr annehmen und auf die Gewährung freier Religionsübung und die gleichberechtigte Zulassung zu öffentlichen Ämtern dringen. Er hatte Sorge, daß sonst Böhmen auch in Zukunft die Quelle von Gährung und Unruhe im Reiche sein würde. Als ständiges Hindernis für eine Vereinheitlichung der evang. Maßnahmen erwies sich die ablehnende Haltung des Sachsen gegen einen schwedischen Oberbefehl, worin er eine Gefährdung seiner kurfürstlichen Staatshoheit und Privilegien und der erhabenen Majestätsrechte erblickte. Dies könnten die Kurfürsten und Stände des Römischen Reichs, das in seiner Freiheit alle anderen übertreffe, nicht zulassen. Hinsichtlich der in Schlesien operierenden Armeen wollte man sich bemühen, zu einer Übereinstimmung zu gelangen, und dann den Kanzler unterrichten. Die brandenburgische Meinung war, es sei besser, sich fremder Hilfe zu bedienen und die Abtretung eines Gebietsteils des Reichs in Kauf zu nehmen, wenn man damit die Verfassung des Reichs erhalten und die Unterdrückung der evang. Religion verhindern könne, und der Erhaltung der Religion und Gewissensfreiheit vor dem Kaiser den Vorrang zu geben<sup>14)</sup>.

Aus Schlesien waren zum Kanzler seitens seines Legaten Kochtitzki sowohl wie seitens Duvals Klagen über die mangelhafte Organisation des Kriegswesens gelangt. Dem abzuholen, ernannte er am 19. Februar den mit den Herzögen von Liegnitz und Oels verschwägerten alten Grafen Heinrich Matthias v. Thurn, der sich daselbst großen Rufes erfreute, zu seinem Bevollmächtigten und trug

<sup>13)</sup> a. a. O. S. 13—17, 21/22.

<sup>14)</sup> a. a. O. S. 23—26.

ihm die Leitung des schlesischen Staats- und Kriegswesens auf. Er sollte mit den sächsischen und brandenburgischen Generalen eine Zusammenarbeit erreichen, um den Feind von den evang. Landen abzuhalten. Die Sicherheit der märkischen und pommerschen Gebiete sollte allerdings den Vorrang haben, da sich die Schweden keinesfalls die Verbindung mit dem Mutterlande abschneiden lassen durften<sup>15)</sup>.

Es war Johann Christian v. Brieg, mit dem Kochtitzki ebenfalls mehrfach verhandelt hatte, vorbehalten, eine engere Verbindung Schlesiens zur evang. Armee herzustellen. Im Januar 1633 war die kaiserliche Übermacht in Schlesien so groß geworden, daß die unter Feldmarschall Franz Albrecht v. Sachsen-Lauenburg operierenden Sachsen sich durch Vermittlung Kochtitzkis zu einer Vereinigung mit den Schweden entschlossen. Als die evang. Armee plötzlich vor Brieg erschien, gelang es Kochtitzki, mit dem Herzog erfolgreiche Verhandlungen zwecks Aufnahme einer evang. Besatzung unter dem brandenburgischen Obersten v. Kottwitz zu führen, so daß Schaffgotsch, der seinerseits die Stadt zur Übergabe an den Kaiser aufforderte, unverrichteter Dinge abziehen mußte. Die Generale versprachen, Herzog und Stadt nicht von der Devotion gegen den Kaiser zu entbinden und vor diesem zu rechtfertigen. Georg Rudolf v. Liegnitz wurde von Arnim genötigt, seine Soldaten im Falle der Not für die Evangelischen zu verpflichten und nur eine evang. Besatzung aufzunehmen<sup>16)</sup>. Die Vereinigung der beiden Heere bei Strehlen, das mit Grottkau anschließend erobert wurde, hinderte aber nicht, daß es zu ständigen Unzuträglichkeiten zwischen beiden Armeen kam.

Am 8. März 1633 traf Thurn in Schlesien ein und ließ sein Generalat allerorts bekanntmachen. Stände und Volk waren der evang. Sache sehr zugetan, nur berührte sie unangenehm das Mißtrauen zwischen Sachsen und Schweden und die Ungewißheit der Leitung. Auch wußten die Stände nicht, wie weit sie sich auf die evang. Mächte verlassen konnten und an wen sie sich halten sollten, zumal niemand sie aus ihrer Devotion gegen den Kaiser zu ziehen begehrte. Auch bedeuteten die evang. Truppen eine immer größere Belastung für die schlesische Wirtschaft<sup>17)</sup>.

Im März 1633 kam es endlich zu dem von Ulm nach Heilbronn verlegten Zusammentreffen der 4 oberen Kreise mit dem Kanzler. Dieser bemängelte, daß das Bündnis mit Sachsen leider nicht so fest sei, wie es scheine. Die Erfolge der sächsischen Truppen in Schlesien seien so gering, daß sie zu Zweifeln am guten Willen Sachsens Anlaß gäben. Am 23. April 1633 wurde trotz des Widerstandes des sächsischen Kurfürsten, der selbst die Leitung übernehmen wollte, das von Gustav Adolf geplante Bündnis, der Heilbronner Bund, unter dem Direktorium des Kanzlers geschlossen. An demselben Tage wurde das Bündnis

<sup>15)</sup> a. a. O. S. 36/7.

<sup>16)</sup> Chemnitz 2 S. 55, Palm S. 242/3.

<sup>17)</sup> Chemnitz 2 S. 60/1.

zwischen Schweden und Frankreich erneuert, doch wurde auf Anregung des Vertreters Frankreichs, dem Schweden bereits zu mächtig war, dem Kanzler, um seine Wirksamkeit zu beschränken, ein zehnköpfiges „Consilium formatum“ qualifizierter, mit ausreichenden Instruktionen versehener Personen beigeordnet, darunter 3 Schweden, doch sollte die endgültige Entscheidung dem Kanzler zustehen. In jedem Kreis war ein Kreisrat einzurichten, der im Kreise die Aufsicht haben sollte. Kein Konföderierter sollte sich ohne Wissen und Willen von Direktorium und sämtlichen Konföderierten in Friedensverhandlungen einlassen. Diejenigen, die ihrer Beistandsverpflichtung nicht nachkamen oder sogar sich in gefährliche Praktiken einließen, sollten zum Feind erklärt werden. Um die Wirksamkeit des Kriegswesens auf ein Höchstmaß zu bringen, sollten das Heer reformiert, die überflüssigen Regimentsstäbe eingezogen, die Kriegsdisziplin wiederhergestellt und übertriebene Forderungen der Soldaten abgeschafft, bei Einquartierungen und Durchzügen gute Ordnung gehalten und dabei die Konföderierten möglichst verschont werden. Zum Schluß wurde die Hoffnung ausgedrückt, daß auch andere Reichsstände und ausländische Mächte dem Bunde beitreten mögen. Der Vertrag wurde den anderen evang. Reichsständen, vor allem dem Kurfürsten v. Sachsen, bekanntgemacht. Der Bund verhandelte auch mit England und Holland, um sie wenigstens zur Zahlung von Geldhilfe, und mit Fürst Rakoczy v. Siebenbürgen, um ihn zum militärischen Eingreifen zu veranlassen<sup>18)</sup>. Es kennzeichnet den die evang. Seite lähmenden Kleingeist, daß kaum, nachdem die Schweden die Pfalz den Erben Friedrichs V. zurückerober特 hatten, die Reformierten die Lutheraner zu verfolgen und ihnen die von Gustav Adolf übergebenen Kirchen zu nehmen begannen, so daß der Kanzler einschreiten mußte<sup>19)</sup>.

Oxenstjerna war sich klar darüber, daß er in der Kriegsführung in Schlesien mangels einer festen Bindung der anderen dort operierenden Mächte zu Schweden sehr vorsichtig sein mußte, um bei den vorhandenen Empfindlichkeiten nicht Mißtrauen zu erzeugen und Anlässe zum Zwiespalt zu vermeiden. Als er vernahm, daß dem sächsischen Hof die Mission des Grafen Thurn mißfiel, weil man darin eine Beschneidung des sächsischen Oberkommandos erblickte, beruhigte er ihn, daß die Vollmacht des Grafen sich nur auf das schwedische Heer erstrecke und daß er ihn angewiesen habe, im Falle militärischer Vereinigung dem sächsischen Befehlshaber zur Verfügung zu stehen, damit aus Eifersüchteleien kein Nachteil für die gemeine Sache erwachse. Streng ermahnte er auch die in Schlesien kommandierenden Offiziere, mit Rücksicht darauf, daß zwischen Sachsen und Schweden fast täglich Mißhelligkeiten entstanden, sich keinesfalls in nebensächliche Dispute und Streitigkeiten, die nicht das Hauptwerk betrafen, einzulassen und keinen Anlaß zur Eifersucht zu geben<sup>20)</sup>.

<sup>18)</sup> Chemnitz 2 S. 62—82, Gejer S. 278/9.

<sup>19)</sup> Gejer S. 283.

<sup>20)</sup> Chemnitz 2 S. 95.

Das Fehlen von Instruktionen für den um Schweidnitz lagernden Franz Albrecht behinderte die Kriegsführung der Verbündeten, und seine Aktivität beschränkte sich auf die Vernichtung von 8 Kompagnien Kroaten bei Frankenstein. Schließlich entschloß er sich, sich in Dresden selbst Klarheit zu verschaffen, und übergab das Kommando dem Herzog Ulrich v. Holstein. Das Mißtrauen zwischen Schweden und Sachsen nahm immer mehr zu, und die brandenburgischen Truppen hielten sich auf kurfürstlichen Befehl zu den Sachsen. Es kam so weit, daß die Kaiserlichen und Sachsen miteinander verkehrten. Über die Anführer der sächsischen Truppen behauptete man bereits, daß die zwei vornehmsten schon so weit zufriedengestellt seien, daß sie kaum etwas Wichtiges unternehmen würden. Die von Thurn mit Rakoczy geführten Verhandlungen kamen ebenfalls nicht voran. Schließlich führten die Bemühungen des Königs v. Dänemark um einen allgemeinen Frieden dazu, daß Kaiser und kath. Kurfürsten seine Vermittlung annahmen und der König vorschlug, am 23. Juli 1633 in Breslau zur Friedensverhandlung zusammenzutreten<sup>21)</sup>.

Im Mai 1633 erschien Wallenstein mit weit überlegener Heeresmacht in Schlesien. Beide Seiten verhinderten einen größeren Zusammenstoß, und am 7. Juni ersuchte er um einen Waffenstillstand. In einer Verhandlung mit Vertretern der 3 Verbündeten erklärte er, er wolle mit der Krone Schweden und den anderen Reichsfürsten einen ewigen Frieden schließen. Da der Kaiser seinen eigenen Frieden wolle, wolle er selbst mit den Evangelischen ein Bündnis schließen und Ferdinand zum Teufel jagen. Er begehrte auch mit dem alten Grafen Thurn zu sprechen, der gerade in Liegnitz krank lag, und dieser begab sich am 10. Juni gern zu ihm, da er wegen seiner böhmischen Landsleute dazu besonderen Anlaß hatte. Denn er wußte sehr wohl, daß die Restitution der böhmischen Exulantengen vom Kaiser kaum zu erhoffen war. Auch von Sachsen, Dänemark und den meisten anderen Reichsständen erwartete er nicht, daß sie sich für die Rückkehr der Vertriebenen einsetzen würden. Wallenstein schlug vor, mit Schweden, Sachsen und Brandenburg Frieden zu schließen, und, wenn der Kaiser nicht wolle, ihn dazu zu zwingen, wozu er gute Mittel habe. Alle Privilegien sollten bestätigt, und den Exulantengen sollte wieder alles eingeräumt werden, wozu er den Anfang machen wolle. Die Jesuiten sollten als Friedensstörer aus dem Reich verbannt werden. Schweden sollte die eroberten Festungen als Pfand für künftige Entschädigung behalten, Sachsen und Brandenburg sollten ihre Ansprüche fallen lassen. Betreffs seiner eigenen Forderungen verlautete, daß er die böhmische Krone und als Ersatz für Mecklenburg und andere Gebiete Mähren haben wolle. Der sächsische Kurfürst und der Kanzler wurden sofort von dieser Verhandlung unterrichtet<sup>22)</sup>.

Die dänischen Vorschläge zur Friedensverhandlung in Breslau, der Kaiser und Kurfürst v. Sachsen zustimmten, trafen erst am 22. bzw. 21. Juli in Frankfurt

<sup>21)</sup> a. a. O. S. 111/2, 118.

<sup>22)</sup> a. a. O. S. 135/6.

a. M. und Berlin ein. Der Kanzler konnte ohne den Heilbronner Bund nichts beschließen, und verschiedene Bedenken bei ihm und beim Brandenburger bewirkten, daß die Sache keinen Fortgang nahm. Hochwichtige Angelegenheiten veranlaßten ihn schließlich, nach Frankfurt einen Konvent der Konföderierten auszuschreiben. Hinsichtlich der schlesischen Verhandlungen mit Wallenstein hatte er Bedenken, da sie allein vom Friedländer ausgingen und man nicht wußte, ob er alle Offiziere hinter sich hatte. Die Großzügigkeit der Angebote machte sie verdächtig, und es schien gefährlich, sich auf Wallensteins Wort zu verlassen, da man auch mit der Möglichkeit einer Falle rechnen mußte. Er befahl daher Thurn, sich mit den Verhandlungen nicht zu übereilen und ohne sein Wissen keine zu großen Verpflichtungen einzugehen. Wenn Gutes dahinterstecke, würde es noch früh genug an den Tag kommen<sup>23)</sup>.

Der in Schlesien geschlossene Waffenstillstand wurde indessen verlängert, und am 11. Juni reiste Arnim nach Dresden, von wo er u. a. folgende Friedensvorschläge mitbrachte: Die Liga sollte Schweden alle Unkosten bezahlen und die schwedischen Truppen mit annehmbaren Mitteln aus dem Reiche bringen. Der Kaiser sollte all sein Kriegsvolk aus dem Reich führen und es abdanken. Ferner sollte er die Jesuiten aus seiner Ratsstube und allen Ländern entfernen. Schlesien sollte er als Kriegsentschädigung an die beiden Kurfürsten abtreten, die evang. Religion überall zulassen und wegen der 8 Tonnen Goldes, die er Sachsen schuldete, diesem halb Böhmen und die Oberlausitz erblich einräumen. In der Zwischenzeit besuchte Thurn wieder Wallenstein, der ihn mit großen Ehren behandelte und ihm die völlige Wiedereinsetzung in seine Güter und sonstiges versprach. Zwischen den Offizieren beider Armeen herrschte große Vertraulichkeit. Sie ritten in großer Zahl gemeinsam aus und vergnügten sich. Während Graf Tercky in Striegau Thurn und Gallas mit 6 anderen Generälen Brieg besuchte, hielten sich die evang. Generale vier Tage bei Wallenstein auf, was diesen nicht hinderte, seine Armee zu verstärken und aus Breslau und anderen Orten kaiserliche Werte an sich zu ziehen, wozu ihm die Evangelischen sogar Geleitschutz gaben. Am 3. Juli kamen beide Seiten nochmals in Strehlen zu Verhandlungen zusammen. Da aber Wallenstein plötzlich jedes Weiterverhandeln davon abhängig machte, daß man ihm vorher die Fürstentümer Breslau, Schweidnitz und Glogau einräumte, was der vorherigen Abrede zuwider war, schied man unverrichteter Sache von einander<sup>24)</sup>.

Zu Breslau waren im Juli 1633 die Abgeordneten der Fürstentümer Liegnitz, Brieg und Oels und von Stadt und Fürstentum Breslau versammelt, um zu beraten, wie man der Not des Landes Einhalt gebieten und die ständigen Plündерungen kaiserlicher Soldaten auf dem rechten Oderufer abstellen könne. Schon hatte man den 10. Mann von Landvolk und Ritterschaft aufgeboten und

<sup>23)</sup> a. a. O. S. 143—148, 150, 155.

<sup>24)</sup> a. a. O. S. 167/8.

an die Oderpässe gelegt. Diese Gelegenheit benutzte Arnim, um sich nach Breslau zu begeben und für den 1. August eine starken Ausschuß von Ritterschaft und Stadt und für den folgenden Tag die Deputierten der Fürsten zu sich auf die Dominsel zu entbieten. Dort trug er ihnen vor, was seinen Kurfürsten und andere Evangelische bewogen habe, sich Schlesiens anzunehmen. Nachdem die Gewissensfreiheit so bedrängt worden sei, hätten sich der Kurfürst kraft des Dresdener Akkords und die anderen Alliierten aus Eifer und Mitleid des armen Landes annehmen müssen. Entgegen ihrer Hoffnung hätten sich die schlesischen Fürsten und Stände nicht mit ihnen zusammengetan, wohl weil sie noch günstige Friedensverhandlungen erhofften. Er versichere ihnen aber, daß kein Friede zu erhoffen und für das Land nicht das geringste zu erwarten sei. Denn die Kaiserlichen gingen mit Betrug um, und die Strehlener Verhandlungen hätten sich deshalb zerschlagen, weil man kaiserlicherseits das Land Schlesien nicht mit einschließen wollte. Er könne bei seiner Seele Seligkeit beteuern, daß er aus dem Munde Wallensteins gehört habe, daß alle Fürstentümer, Herrschaften, Güter, ja selbst städtische Häuser verschenkt seien. Der Herzog könne das Land in die Verhandlungen nicht mit einbeziehen, da er sonst keine Mittel hätte, seine Armee zu befriedigen, die bereits speziell darauf vertröstet worden sei. Es gehe also jetzt um jedermanns Hab und Gut, um die Familie und die Landesprivilegien. Daher müsse man sich jetzt rundheraus und kategorisch erklären, ob man an die Seite der Evangelischen treten wolle oder nicht. Er müsse wissen, wessen er sich bei den Ständen und insbesondere bei Breslau zu versehen habe, da er seine Armee nicht aufs Spiel setzen könne und u. U. aus dem Lande gehen müsse. Er gab zu verstehen, daß der Kurfürst durch die nicht angenommene Hilfe seines im Akkord gegebenen Versprechens ledig sein würde und die Stände dies vor Gott, ihrem Gewissen, dem Vaterlande und der Nachwelt zu verantworten haben würden. Andernfalls versichere er ihnen, daß die Krone Schweden und beide Kurfürsten sich für sie bis zum letzten einsetzen würden, und er stellte die Frage, ob sie in den evang. Bund mit eintreten wollten oder nicht<sup>25)</sup>.

Die Abgeordneten konnten sich für diesmal auf nichts festlegen, da sie keine Instruktionen hatten und von den Schweden niemand zugegen war. Bei Fürsten und Ständen stritten die Treue und Ergebenheit, die sie dem Kaiser als oberstem Herzog v. Schlesien schuldeten, mit der Gefährdung ihrer Gewissens- und Profanfreiheiten. Der Glaube an das kaiserliche Wort war geschwunden, nachdem in den oberschlesischen Erbfürstentümern und Herrschaften Oppeln-Ratibor, Troppau, Pless, Oderberg, Beuthen, in Neisse-Grottkau und Jägendorf die evang. Religionsübung ganz und gar beseitigt und die evang. Geistlichen und Lehrer verbannt worden waren und man den Verstorbenen nicht einmal ein Begräbnis in den katholisierten Kirchen und Gottesäckern gönnte; nachdem man auch in den niederschlesischen Erbfürstentümern Städte und

<sup>25)</sup> a. a. O. S. 169—171.

Dörfer durch Zwang, die einzelnen Protestanten auch durch Betrug und Arglist zum Katholizismus gebracht hatte; da in den von Kaiserlichen besetzten Gebieten den Bürgern auch Profanfreiheiten genommen, die Landesprivilegien verletzt worden waren. Unter dem Druck dieser Tatsachen kam es am 9. August 1633 zwischen Herrn v. Fels als Vertreter des schwedischen, Oberst Christoph v. Vitzthum als Vertreter des sächsischen und brandenburgischen Heeres und den Herzögen Johann Christian v. Brieg, Georg Rudolf v. Liegnitz, Karl Friedrich v. Oels und Stadt und Fürstentum Breslau zu einem Vertrag. Als Begründung enthält das Protokoll die zahlreichen Verletzungen des vom Kaiser bestätigten Dresdener Akkords. Die Schlesier nahmen den Schutz der evang. Armee an, allerdings vorbehaltlich der Pflichten gegenüber dem Kaiser. Dieser letzten Klausel maß man die größte Bedeutung bei, um sich für den Fall von Rückschlägen möglichst zu sichern, und erklärte, daß die schlesischen Fürsten mit diesem Abkommen keinesfalls ihren Verpflichtungen gegen den Kaiser und das Königreich Böhmen Abbruch tun und der fürstlichen Treue und Ehre zuwiderhandeln wollten. Eine Erneuerung der Erbverbrüderung mit Kurbrandenburg, die Georg Rudolf vorschlug, wollte Johann Christian Brandenburg überlassen anzuregen. Als Forderungen an die Schutzmächte wurden aufgestellt: ein allumfassender Schutzbefehl, Einschluß Schlesiens in die kommenden Friedensverhandlungen unter Teilnahme schlesischer Gesandter, bessere Behandlung des Landes durch die Truppen, Verlegung des Kriegsschauplatzes und Unterrichtung über alle künftigen Waffenstillstände. Da weder die schwedische Krone noch die beiden Kurfürsten sich geäußert hatten, beschlossen die Schlesier, sich mit ihnen in Verbindung zu setzen. Inzwischen wollten sie der evang. Armee und ihren Generälen nach äußerstem Vermögen treu zur Seite stehen. Die Generale wiederum versprachen, ihre Kriegspläne auf das Beste des allgemeinen evang. Wesens abzustellen, den Ständen auf Anfordern beizustehen, sie, soweit es in ihren Kräften stehe, keinesfalls im Stich zu lassen und die Exzesse ihrer Soldaten zu unterbinden<sup>26)</sup>. Leider hatte das Bündnis den großen Mangel, der den Schlesiern erst auf Grund der Verhandlungen ihrer Gesandten bekannt wurde, daß nämlich vom sächsischen und brandenburgischen Hof dazu keinerlei Anregung ausgegangen war! Dies war für die Schlesier umso peinlicher, als die ständigen Verhandlungen Arnims mit Wallenstein Besorgnisse hinsichtlich der Beständigkeit des Bündnisses nährten. Auch dessen realer Hintergrund, die evang. Truppen mit Geld und Nachschub zu versehen, machte ihnen schwer zu schaffen. Denn auch die schwedischen Generale Thurn und Duval erschienen jetzt mit hohen Forderungen<sup>27)</sup>.

Wallenstein bemühte sich wieder einmal um einen Waffenstillstand, was für die Evangelischen umso auffallender war, als er zweimal so stark war wie seine Gegner. Am 22. August schloß er ihn mit Arnim und Thurn auf 4 Wo-

<sup>26)</sup> Chemnitz 2 S. 171/2, Palm S. 248—251.

<sup>27)</sup> Palm S. 257.

chen ab. Hauptbestimmung war, daß in den Landen des Kaisers und der beiden evang. Kurfürsten keine feindliche Handlung vorgenommen werden durfte. Nach Ende des Stillstandes sollten für weitere 3 Wochen keine Kampfhandlungen in Schlesien stattfinden. Die Aussichten für die bis auf ein Drittel zusammengeschrumpfte evang. Armee, sich zu erholen, waren schlecht. Denn das Land befand sich auf Grund der ständigen Ausplünderungen durch Feind und Freund in einem jämmerlichen Zustand. Ebenso wie die Kaiserlichen, die von ihrem Quartier in Pöpelwitz das Land ausplünderten, waren auch die Verbündeten überall, wo sie hinkamen, böse Gäste. Dazu herrschte im Lande die Pest. Unter diesen Umständen wußten sich die Evangelischen nicht anders zu helfen, als an den Reichskanzler und beide evang. Kurfürsten Gesandte abzufertigen. Am 30. August wiederholten die zu Oxenstjerna gereisten Christoph v. Zedlitz, Landeshauptmann des Fürstentums Liegnitz, und Andreas Lange, Rat der Herzöge von Brieg und Liegnitz, ihren am 9. August gefaßten Beschuß, betonten aber nachdrücklich und feierlich, daß es nicht ihre Absicht sei, sich ihrer Pflichten gegen den Kaiser zu begeben und die verfassungsmäßigen Verbindungen mit dem Königreich Böhmen zu präjudizieren, daß sie aber mit der Krone Schweden und der sächsischen und brandenburgischen Armee und ihren Fürsten treu zusammenarbeiten und so zusammenwirken wollten, wie es zum Wohle des evang. Wesens möglich, recht und billig sein würde. Sie seien von Herzen entschlossen, die Hand treu an das Werk zu legen. Von Schweden erhofften sie, es würde die evang. Stände Schlesiens gegen alle ihnen drohenden Feindseligkeiten und die Störung in der Religionsübung und die Verletzung von Majestätsbrief und Privilegien sichern, bei den Friedensverhandlungen das Land Schlesien und seine evang. Stände und Untertanen einschließen und zu bestmöglichster Durchsetzung der schlesisch-evang. Interessen schlesische Vertreter zu Rate ziehen. Zur Kriegsführung beizutragen, seien sie infolge der unaufhörlichen Kontributionen, Einquartierungen, Musterungen, Durchzüge und die mit Plündern, Sengen, Wegnahme von Vieh, Getreide und Haustrat verbundenen Einfälle der Soldateska beider Armeen und der daraus folgenden Erschöpfung des Landes nicht in der Lage<sup>28)</sup>.

Oxenstjerna sprach den Gesandten seine Befriedigung über die Konjunktion aus und gab ihnen sein Wort, daß sich die evang. Verbündeten und vor allem die Schweden Schlesiens unbedingt annehmen würden. Er wies sie an den unter dem Grafen zu Solms tagenden Ausschuß des Heilbronner Bündnisses, das Consilium formatum, wo man sie, nachdem es über die besonderen Verfassungsverhältnisse Schlesiens aufgeklärt worden war, über die Verhältnisse unter den evang. Verbündeten unterrichtete; daß namentlich Kursachsen Schweden das Direktorium nicht gönnen und daher dem Bunde abseits stehe. Besonderes Gewicht legte man darauf, daß Schlesien den Vorbehalt der Ergebnigkeit gegen den Kaiser fallen lassen müsse, da sonst die deutsche Freiheit

<sup>28)</sup> Chemnitz 2 S. 214—216.

nicht erhalten werden könne. Auch müsse man zu Opfern bereit sein. Wie die Gesandten nachwiesen, war die Ergebenheitsklausel auf Wunsch von Arним in die Konjunktionsbestimmungen aufgenommen worden, der sich dabei auf den gleichen Vorbehalt im Leipziger Schluß bezog. Man könne auch dem Kaiser, der ihre rechtmäßige Obrigkeit sei, den Gehorsam nicht aufsagen, solange nicht andere ihr Land erobert hätten, doch würde dadurch das Bündnis nicht beeinträchtigt. Da sie ohne Instruktionen waren, konnten sie den Anschluß an den Heilbronner Bund nicht vollziehen, rieten aber den schlesischen Ständen, denen sie eine Abschrift des Bundesvertrages schickten, sich dem Bündnis anzuschließen, ebenso traten sie, da jetzt die Unglücksnachrichten aus Schlesien eintrafen, in Frankfurt für die Errettung des Landes ein. Auch Graf Brandenstein, der Vertreter des Kanzlers, machte ihnen Hoffnungen, forderte aber Geld und Truppen, an Stelle des Bargeldes gegebenenfalls gültige Anweisungen. In einer zweiten Audienz ermutigte sie Oxenstjerna, die Hoffnung nicht aufzugeben, warnte aber davor, sich auf Sachsen zu verlassen, das sich zwar für die evang. Religion in den böhmischen Ländern eingesetzt habe, für ihre Befreiung von der kaiserlichen Botmäßigkeit aber nichts tun wolle. Ihm jedoch sei es sehr wichtig, den Zustand zu beseitigen, daß fast der vierte Teil Deutschlands unter aufgezwungenem Juche lebe<sup>29)</sup>.

Während die schlesischen Gesandten ihr Bestes taten, zerschlug sich in ihrer Heimat der Waffenstillstand. Es erwies sich, daß der Friedländer ihn nur eingegangen war, um Zeit zu gewinnen, seine Truppen zu verstärken und den sächsischen Kurfürsten, von dessen Kriegsmüdigkeit er wußte, von den anderen Evangelischen abzuziehen, und es wurde eine spöttische Äußerung Wallensteins bekannt, es sei seine Art, wenn er nicht anders könne, einen Waffenstillstand zu schließen, bis er mit Vorteil dem Gegner an den Hals gehen könne. Dennoch riß der Faden zwischen Wallenstein und den Evangelischen nicht ab. Am 11. September traf Arnim mit Oxenstjerna in Gelnhausen zusammen, wo er ihn davon unterrichtete, daß der Friedländer aus verschiedenen Gründen gegen den Wiener Hof verdrossen sei und willens sei, sich erkenntlich zu zeigen, wenn er wüßte, daß er von den Evangelischen auf jeden Fall Hilfe erwarten könnte. Der Kanzler konnte auch jetzt nur dem Friedländer erwidern lassen, daß, wenn er seine Pläne fortsetze, er an Beistand nicht zu zweifeln brauchte. Um aber über die wahren Absichten Wallensteins Gewissheit zu erlangen, sandte er einen Sonderbeauftragten nach Schlesien. Sollte dieser Wallensteins geäußerte Absichten für echt erachten, so sollte er ihn des Kanzlers Beistandes versichern. Oxenstjerna traute Wallenstein nach wie vor nicht, da seine Großzügigkeit ihm verdächtig war, und meinte, man müsse sich vor untreuen Freunden ebenso wie vor Feinden in Acht nehmen<sup>30)</sup>.

29) Palm S. 262/3.

30) Chemnitz 2 S. 191—193, 217.

Als Arnim wieder in Schlesien eintraf, ließ ihm Wallenstein bedeuten, er meine, daß doch kein anständiger Friede gemacht werden könne, bis die Ausländer vom Reichsboden weggeschafft seien. Daher sollten sich Sachsen und Brandenburger mit ihm verbünden und sich auf die Schweden werfen. Dann könnten sie einen Frieden nach Belieben machen. Ende September zog Arnim, da er seine Truppen nicht mehr unterhalten konnte, nach Sachsen, ab, von Wallenstein gefolgt, während der Herzog v. Brieg am 7. Oktober eine Zusammenkunft nach Groß-Strenz bei Winzig einberief, um mit den bei Steinau lagernden Schweden wegen der Verpflegung ihrer Armee und besserer Kriegsdisziplin zu verhandeln<sup>31)</sup>. Für Wallenstein war die Versuchung zu groß, Anfang Oktober plötzlich die Verfolgung der Sachsen abzubrechen und im Eilmarsch am 11. Oktober völlig unerwartet oberhalb Köbens die Schweden zu überfallen und aus den Steinauer Schanzen zu vertreiben, nachdem Schaffgotsch als General der kaiserlichen Kavallerie den Oderübergang zwischen Steinau und Glogau erzwungen hatte. Die Lage war so hoffnungslos, daß Thurn sich in der halbstündigen Bedenkzeit zum Akkord entschloß. Er und sämtliche Offiziere bis zum Kapitän waren frei, alle übrigen mußten unter Wallenstein Dienst nehmen. Nicht einmal dieser harte Akkord wurde gehalten, und unter einem Vorwand wurden Thurn, Duval und die meisten anderen höheren Offiziere verhaftet, Thurn allerdings nur für 8 Tage, während Duval entfloh. Beide Generale mußten aber an die Kommandanten der von den Evangelischen besetzten Plätze Befehle ausfertigen, die deren Übergabe an Wallenstein vorsahen. Am 16. Oktober fiel Liegnitz, am 18. nahm Wallenstein Glogau, nachdem er gedroht hatte, im Falle eines Widerstandes Duval aufzuhängen, am 19. Frankfurt a. O., am 30. Görlitz<sup>32)</sup>.

Jetzt wollte Wallenstein die Wirkung seiner Siege ausnutzen, und am 19. Oktober forderte er Herzog Franz Albrecht auf, mit ihm die Verhandlungen wieder aufzunehmen. Der Vergleichsentwurf, den Franz Albrecht beiden Kurfürsten zur Genehmigung vorlegte, sah vor, daß die Heere beider Fürsten mit dem Wallensteins unter seinem Kommando vereinigt werden sollten, und daß diese Macht den Religions- und Profanfrieden, wie er zu Zeiten Rudolfs und Matthias' bestanden hatte, wiederherstellen und erhalten sollte. Der Kurfürst v. Brandenburg argwöhnte, daß die Sache nur daraus hinauslief, beiden Kurfürsten die Macht aus den Händen zu spielen, sie mit den Schweden zu entzweien, deren Beistandes zu berauben und so ihre Staaten unter die Abhängigkeit des Feindes zu bringen. Daher erklärte er, daß er den Zweck eines heilsamen Friedens sehr hoch einschätze, daß aber mit dieser Art eines Vergleichs der angestrebte Zweck nicht erreicht werden könne, und er müsse darüber erst mit Sachsen und den anderen Verbündeten verhandeln, weshalb er einen einmonatigen Waffenstillstand vorschlug<sup>33)</sup>.

<sup>31)</sup> a. a. O. S. 218.

<sup>32)</sup> a. a. O. S. 271/2.

<sup>33)</sup> a. a. O. S. 273/4.

Während Wallenstein in der Lausitz und der Mark Brandenburg vorrückte, war das Bemühen von Schaffgotsch, die festen Plätze in Nieder- und Oberschlesien zu unterwerfen, von Mißerfolg begleitet, wobei ihm auch die von Thurn und Duval unterschriebenen Befehle nichts halfen. Die von Schweden und Sachsen verteidigte Breslauer Dominsel lehnte ab mit der Begründung, daß sie an Befehle der Unterzeichner, die keine Handlungsfreiheit besaßen, nicht gebunden seien. Ohlau mit Schloß besetzte er durch Akkord, hielt diesen aber nicht, sondern nahm den Kommandanten gefangen und steckte die Soldaten in sein Heer. Die Kommandanten von Brieg, Namslau und Oppeln wiesen die Aufforderung zur Übergabe ab. Auf Grund der gefährlichen Lage begaben sich die Herzöge von Liegnitz und Brieg, von einer Eskorte des polnischen Grafen Raphael Leszno<sup>34)</sup> begleitet, nach Thorn, das damals eine protestantische Hochburg war, wo sie für 250 Taler halbjährlich ein Haus mieteten. Georg Rudolf ging im nächsten Frühjahr nach Danzig. Von dort äußerte er sich voll Sarkasmus über die Ausplünderung seines Schlosses in Parchwitz durch den kaiserlichen Obersten Götz, der sogar seine mathematischen Instrumente mitgenommen habe. Verhandlungen von Schaffgotsch mit der Stadt Breslau waren nur teilweise erfolgreich, da er ihnen Freiheit von Einquartierung und Religionsfreiheit nicht garantieren konnte. Doch kündigte sie der Dominselbesatzung die Verpflegung und den Verkehr mit der Stadt auf<sup>35).</sup>

Am 5. Dezember erteilte Oxenstjerna den schlesischen Gesandten seinen Bescheid. Er habe kein Bedenken, mit den Schlesiern über ihre Resolution eine endgültige Verhandlung zu führen. Er erbiete sich, Herzog Bernhard v. Weimar in Bayern zu einer Entlastungsoperation zu veranlassen, um die Last des Krieges ganz oder teilweise von den schlesischen Landen zu nehmen. Er ge- denke, den schlesischen Ständen auch künftig die nötige Hilfe zu leisten und dazu ein neues Korps unter General Banér aufzustellen in der Zuversicht, die evang. Stände würden sich zu einem wirklichen Bündnis mit jeder möglichen Hilfeleistung bereitfinden und sich auf keine gefährlichen Verhandlungen ein- lassen. Er wolle auch den beiden evang. Kurfürsten und den anderen evang. Ständen die Befreiung Schlesiens vom Feinde anempfehlen und, wenn es zu Friedensverhandlungen käme, für die Zulassung ihrer Abgeordneten eintreten. An die Stadt Breslau sandte er ein besonderes Schreiben: Sie möchte in dieser besonderen Lage den Mut haben, bei dem einmal gefaßten Entschluß zu bleiben und am allgemeinen notwendigen Rettungswerke zu ihrem Ruhm und Nutzen mitzuarbeiten, ihre ansehnliche, wohlberühmte und zu genugsamem Widerstande fähige Stadt vor der Unterwerfung zu schützen, feindlichen Einflüsterungen keinen Raum zu geben und sich notfalls bis zum Eintreffen von Entsatz zu verteidigen. Sie könne sicher sein, daß er und die verbündeten

<sup>34)</sup> Leszno = Lissa. Die evang. Grafen v. d. Lissa sind mehr unter dem Namen Leszczynski bekannt. Ihr bekanntester Vertreter ist König Stanislaus Leszczynski.

<sup>35)</sup> Chemnitz 2 S. 276, Krebs S. 277/8.

evang. Stände nichts unterlassen würden, was zur Wiedererlangung der verlorenen und zur Erhaltung der verbliebenen Orte dienlich sei<sup>36)</sup>). Ein in ähnlichem Sinne gehaltenes Schreiben übergab er den Gesandten in der Abschiedsaudienz vom 3. Dezember für die Herzöge mit dem Wunsche, mit diesen persönlich in Brandenburg zu verhandeln, wohin er sich begeben wollte, um den Kurfürsten zum Anschluß an den Heilbronner Bund zu veranlassen. Am 13. Dezember reisten die Gesandten wegen der militärischen Lage nach Berlin, um dort für den versprochenen Einmarsch des schwedischen Heeres in Schlesien zur Verfügung zu stehen. Unterwegs begegneten sie Dr. Pein, dem Gesandten für Dresden, der dort garnichts erreicht hatte. Das sächsische Verhalten war stark bestimmt durch die Furcht, Schweden könnte durch ein Bündnis in Schlesien größeren Einfluß erhalten als Sachsen<sup>37)</sup>.

Die Bemühungen des von Oxenstjerna zum Kurfürsten v. Brandenburg entsandten Grafen Solms, ihn zum Eintritt in den Heilbronner Bund zu bewegen, waren nicht erfolgreich. Wohl stand er jetzt fest auf evangelischer Seite. Doch stand seiner Bereitschaft, dem Bund beizutreten, die Forderung Schwedens auf Pommern als Kriegsentschädigung im Wege, auf das Brandenburg verbriefte Erbansprüche besaß. Ein weiterer Anspruch Brandenburgs war die Restitution in die schlesischen Fürstentümer und Herrschaften Jägerndorf, Troppau, Oderberg und Beuthen. Auch der Friedländer war nicht müßig, mit den beiden Kurfürsten zu einem Übereinkommen zu gelangen, und der sächsische Kurfürst bemühte sich seinerseits um den Brandenburger. Dieser sah jedoch nur in einem allgemeinen Friedensschluß eine dauerhafte Lösung und verschob die Entscheidung auf seine Zusammenkunft mit Oxenstjerna, die am 21. Februar 1634 in Stendal begann, und wo er sich für eine Vereinheitlichung der Pläne, Beschickung des Frankfurter Konvents und Zusammenarbeit gegen den gemeinsamen Feind entschied. Nachdem auch der niedersächsische Kreis am 4. Februar zu Halberstadt mit Oxenstjerna eine Vereinheitlichung der Pläne und Beschickung des Konvents beschlossen hatte, wurde an den sächsischen Kurfürsten am 26. Februar die Bitte gerichtet, aus dem Tode des Friedländers die Folgerung zu ziehen und sich den Abmachungen anzuschließen<sup>38)</sup>.

Während sich die kaiserliche Seite sehr wohl der Bedeutung der weltlichen Mittel für die Erreichung kirchlicher Ziele bewußt war und sie bedenkenlos anwandte, glaubte Johann Georg v. Sachsen dem damit begegnen zu können, daß „Gott das bedrängte Kirchenschifflein behüten“ würde, und war dann höchst bestürzt, als der Kaiser, nachdem er ihn nicht mehr brauchte, ihn und seine Lande rücksichtslos behandelte. Aber auch diese Enttäuschungen konnten die Eifersucht gegen die allein schon durch die überlegenen Persönlichkeiten bedingte Führerrolle Schwedens und den Mangel an Festigkeit in der sächsi-

<sup>36)</sup> Palm S. 263/4, Chemnitz 2 S. 239/40.

<sup>37)</sup> Palm S. 264.

<sup>38)</sup> Chemnitz 2 S. 289/90, 297, 310, Palm S. 263/4.

schen Politik nicht beseitigen. Dazu kamen noch Rangstreitigkeiten, da er, der nach dem Tode des Kaisers Vicarius Imperii war, jetzt, wo der Kaiser in der Ausübung seiner Rechte verhindert war, diese Lage für gegeben hielt und sich als Reichsvikar betrachtete. Seine Bemühungen gingen weiterhin auf einen Separatfrieden mit dem Kaiser, der dem Reich, der evang. Kirche und seinen Interessen förderlich war. Seine Verhandlungen mit Wallenstein im Winter 1633/34 begannen sehr günstig, und dieser schrieb am 25. Januar an Johann Christian nach Thorn, daß er sich des Wohls der schlesischen Fürsten und Lande sehr annehme. Die 30 protestantischen Forderungen, die auch vom herzoglichen Hofprediger Dr. Hoe gebilligt worden waren, versprachen, auch die evang. Belange zu wahren. Doch vereitelte die Ermordung Wallensteins am 25. Februar 1634 die kurfürstlichen Bemühungen um einen Reichsfrieden. Jetzt entschloß sich der Kurfürst, den Frankfurter Konvent mit sächsischen Beratern zu beschicken, ohne indes seine ablehnende Haltung gegen ein schwedisches Direktorium aufzugeben, zumal ihm im März 1634 der König v. Ungarn in kaiserlichem Auftrag durch Herzog Julius v. Braunschweig Friedensverhandlungen in Leitmeritz anbot. Der Kurfürst nahm das Angebot an, doch setzte Arnim, der dem Angebot mißtraute, durch, daß die Verhandlungen nur als Vorbereitungen zu einem unter Vermittlung des Königs v. Dänemark abzuschließenden allgemeinen Friedensschluß betrachtet wurden<sup>39)</sup>.

Während in Schlesien Schaffgotsch allmählich die meisten Plätze an der Oder eroberte, gelang es ihm nicht bei den durch Sachsen verteidigten Städten Oppeln und Brieg und der durch Sachsen und Schweden verteidigten Breslauer Dominsel, deren Scharfschützen von den Domtürmen aus den Kaiserlichen in ihren Laufgräben erhebliche Verluste zufügten und sie durch einen nächtlichen Ausfall vertrieben. Der Stadt hatte der Vertrag mit Schaffgotsch bisher wenig genutzt. Die Dombesatzung holte sich jetzt die notwendigen Waren durch Plünderung der Nachbarorte und Beraubung der nach Breslau gehenden Transporte. In dem Maße, in welchem sich der Krieg nach der Mark und nach Böhmen verzog, gewann wieder die schwedisch gesinnte Handwerkerschaft an Einfluß, zumal auch der Kanzler und die beiden Kurfürsten sie eines Entsetzes verrosteten, während die Garantie ihrer Privilegien durch den Kaiser und Wallenstein ausblieb und die evang. Mächte ihrerseits mit dem Verlust der Privilegien drohten. Auch war es General Duval am 24. November gelungen, aus der Gefangenschaft zu entfliehen, und schon operierte er wieder erfolgreich mit einem neu aufgestellten kleinen Korps, so daß jetzt Rat und Bürgerschaft von Breslau den Beschuß faßten, der Oxenstjerna notifiziert wurde, standhaft beim evang. Wesen zu verharren, Dom- und Sandinsel nach äußerstem Vermögen zu verteidigen, sich der Verteidiger freundschaftlich anzunehmen und sich fester als vorher mit den Evangelischen zu verbinden<sup>40)</sup>. Am 24. Februar

<sup>39)</sup> Helbig S. 574—77, Palm 267/8.  
<sup>40)</sup> Chemnitz 2 S. 277, Palm S. 265—277.

schloß die Stadt mit dem Kommandanten der schwedischen Dombesatzung, Gerhard Kuhlmann, einen Oxenstjerna zur Genehmigung vorgelegten Vertrag auf gegenseitige Unterstützung und Versorgung der Besatzung<sup>41)</sup>). Als die Stadt daraufhin von den Kaiserlichen wieder angegriffen wurde, unternahm sie Ausfälle und vernichtete u. a. bei Zedlitz ein ganzes Regiment. Zusammen mit 300 Mann der städtischen Truppen überfiel Duval, der seine Truppen mit der Besatzung der Dominsel vereinigt hatte, am 4. März das von Schaffgotschs Kürassieren besetzte Oels, befreite Herzog Karl Friedrich und geleitete ihn nach Breslau. Aus Rache dafür überfiel Feldmarschall-Leutnant v. Hatzfeld am 1. April mit 7000 Mann die Stadt Oels und ließ seine Soldaten eine Woche lang in Stadt und Fürstentum wüten<sup>42)</sup>). Bei der ständig wechselnden militärischen Lage konnte es Duval aber nicht erreichen, daß Breslau ein eigenes Korps aufstellte, Geldmittel zu Werbungen beitrug, die Zahlung der Zoll- und Münzabgaben an den Kaiser einstellte, die Münze durch Schweden verwalteten ließ und vorbehaltlos die schwedische Sache unterstützte, und es half auch seine Mahnung nicht, daß die kaiserlichen Absichten auf Gegenreformation und Abschaffung aller Privilegien gingen<sup>43)</sup>). Waren sich auch die Breslauer dessen völlig bewußt, so schien das mit den schwedischen Forderungen verbundene Risiko doch allzu groß.

Das Ende Wallensteins besiegelte auch das Schicksal des Generals Hans Ulrich v. Schaffgotsch. Dieser nahm in den Augen des damals die kaiserlichen Truppen in Schlesien befehligen Feldmarschalls Colloredo mehr Rücksicht auf die erneut vom Kaiser abgefallene Stadt Breslau, als es die Lage erforderte. Auch Hatzfeld warf ihm mehrfach versteckt vor, er lasse Transporte ungehindert nach Breslau passieren. Dieses Verhalten faßte Colloredo als verräterisches Einvernehmen mit Wallenstein auf, unvorsichtige Äußerungen und ein aufgefangener Brief taten ein übriges, so daß er am 24. Februar 1634, einen Tag vor Wallensteins Tod, durch im geheimen gewonnene Offiziere in seinem Hauptquartier zu Ohlau verhaftet und über Glatz, Wien und Pilsen nach Regensburg gebracht und vor ein Kriegsgericht gestellt wurde. Obgleich er sich auch unter der Folter für unschuldig erklärte und die Untersuchungen keinen Beweis einer Mittäterschaft erbrachten, wurde er als einziger seiner Mitangeklagten am 2. Juli 1635 auf dem Markt enthauptet. Schon im September 1634 waren seine 5 Kinder aus dem Schloß Kemnitz weggeführt und den Olmützer Jesuiten übergeben worden, und sein Tod bot den willkommenen Anlaß, seine riesigen Ländereien, die von der Standesherrschaft Trachenberg bis zum Riesengebirge reichten und alle protestantisch waren, einzuziehen und zu rekatholisieren. Schaffgotsch, der bis zur Katastrophe am Weißen Berge der

<sup>41)</sup> Krebs S. 299.

<sup>42)</sup> Der Plünderungsschaden wurde auf 113 000 Taler berechnet. Allein aus den fürstlichen Kammergütern raubten die Soldaten 313 Pferde, 627 Rinder, über 5000 Schafe, 110 Schweine, 125 Mutter ausgedroschenes Getreide und 300 Bund Stroh (Krebs S. 290).

<sup>43)</sup> Palm S. 265, 277, Chemnitz 2 S. 276/7, Krebs S. 279.

evang. Sache an vorderster Stelle gedient hatte, hat dann als kaiserlicher General gegen dieselbe Sache gekämpft und sich als Schwager der Herzöge Johann Christian und Georg Rudolf — er hatte deren Schwester Barbara Agnes geheiratet — bemüht, die Fürsten auf die kaiserliche Seite zu bringen. Er scheint schließlich an dem Zwiespalt zugrundegegangen zu sein, in den ihn sein protestantisches Gewissen geführt hatte. Seine Söhne erhielten, nachdem die Erziehungsarbeit der Jesuiten ihre Früchte getragen hatte, im Gnadenwege die sog. Schaffgotschische Herrschaft Kynast zurück<sup>44)</sup>.

Im März 1634 erhielt die unter Feldmarschall Banér bereitstehende Armee von Oxenstjerna den Befehl, an die Oder zu marschieren, die Oder und Schlesien gegen Polen zu sichern und mit den Sachsen gut zusammenzuarbeiten. Von Breslau hatte Duval, um sich die Mittel zur Kriegsführung zu verschaffen, Quartier und Verpflegung, ein Darlehen und die Abtretung der kaiserlichen Münze und anderer öffentlichen Einnahmen gefordert. Als sich die Stadt durch den schlesischen Abgeordneten in Frankfurt, Andreas Lange, beschwerte, ermahnte sie der Kanzler, sich den Notwendigkeiten des Krieges zu beugen und durch Genehmigung der Forderungen zum Wohle der gemeinsamen Sache, die auch die ihrige sei, beizutragen. Da ihm aber am Wohlwollen der Stadt viel lag, befahl er Duval, sich gegen sie maßvoll zu verhalten<sup>45)</sup>.

Wallensteins Tod machte seinen zu Eger mit Herzog Franz Albrecht v. Sachsen geführten Verhandlungen ein Ende und hinderte den sächsischen Hof an einem verheißen vollen Unternehmen. Er bewirkte, daß sich Sachsen jetzt umso mehr den laufenden Friedensverhandlungen zuwandte. Am 14. März traf zu diesem Zweck ein spanischer Subdelegierter in Dresden ein, dann erschien als kaiserlicher Gesandter Franz Julius v. Sachsen-Lauenburg bei den beiden evang. Kurfürsten, um sie zu Friedensverhandlungen einzuladen. Die brandenburgische Antwort entsprach der letzthin gegebenen Stellungnahme, daß nur ein allgemeiner, mit allen beteiligten Ständen und Interessengruppen ausgehandelter Friede dem gegenwärtigen Übel abhelfen könne, wozu der Frankfurter Konvent gute Gelegenheit bieten würde. Dort führte am 28. März Oxenstjerna aus, daß das Bestreben des Feindes sei, die Verbündeten zu trennen. Es sei ihre Sache, den nicht wiedergutzumachenden Schaden, der sich aus Separatverhandlungen ergeben würde, zu vermeiden und durch geschlossenes Auftreten zu einem ehrenvollen Frieden zu gelangen. Zur schwedischen Entschädigung fragte er, wie der Krone Schweden, die das gesamte evang. Wesen unter größten Opfern mit dem Tode ihres Königs aus höchster Gefahr errettet habe, mit Dankbarkeit zu begegnen sei. Der Hauptpunkt betraf die Forderung, all die Maßnahmen zu treffen, die für die Beendigung des Krieges am wirksamsten schienen. Am 3. Mai kamen die sächsischen Gesandten zu Wort. Sie bedauerten, daß das Werk des Kurfürsten so wenig gewürdigt worden sei, gaben zu be-

<sup>44)</sup> Krebs S. 281/2, Grünhagen S. 257—261, ADB. 30 S. 541—545.

<sup>45)</sup> Chemnitz 2 S. 318/9.

denken, daß die Friedenvorschläge christlich und realisierbar sein müßten, und forderten die Schweden auf, ihre Entschädigungsforderung zu konkretisieren. Im übrigen erschöpften sich die Verhandlungen in nutzlosen Debatten, so daß der Kanzler Ende Mai verärgert abreiste<sup>46)</sup>.

Als Ende März Banér endlich in Schlesien einrückte, sandten Johann Christian und Georg Rudolf den Dichter und Diplomaten Martin Opitz, der schon 1633 ihren nach Berlin und Frankfurt a. M. abgefertigten Gesandtschaften angehört, sich im Februar aber nach Thorn begeben hatte, namens aller evang. Stände mit Instruktionen ins Hauptquartier, wo er die Schweden auf ihrem schlesischen Feldzug begleitete und wertvolle Dienste leistete. Den Schweden kam aber der mißgünstige Sachse zuvor, indem er plötzlich ein Heer unter Arnim einfallen ließ, der, nachdem er die Kaiserlichen unter Colloredo bei Lindenbusch geschlagen hatte, am 17. Mai vor Breslau anlangte und nun seinerseits die Stadt zur Unterstellung unter Sachsen veranlassen wollte, aber ebenfalls vergeblich, zumal Martin Opitz und der schwedische Oberst v. Fels erschienen und vor einseitigen Entschlüssen warnten, und Oxenstjerna hielt dem sächsischen Kurfürsten vor, daß das unabhängige Operieren der beiden Armeen ihnen zum gegenseitigen Hindernis und dem Feinde zum Vorteil sein dürfte, und daß es notwendig sei, zum Wohle der gemeinsamen Sache die Operationen ihrer Armeen aufeinander abzustimmen. Der Kurfürst antwortete, daß er mit dem Einmarsch nur dem Wunsche der Schlesier entgegenkomme, seine im Dresdener Akkord eingegangenen Verpflichtungen einzuhalten, und mißbilligte die zu Stendal getroffene Abmachung, die brandenburgischen Truppen unter schwedischen Befehl zu stellen<sup>47)</sup>.

Am 22. Mai eröffnete Banér mit rd. 40 000 Mann den Feldzug mit der Eroberung von Frankfurt a. O. Von dort entsandte er Herrn v. Fels an die evang. Stände Schlesiens und die Stadt Breslau, um sie zum Ausharren zu ermutigen. Als der schwedische Generalmajor Stalhantsch am 7. Juni vor Glogau stand, erschienen am nächsten Tage plötzlich 4 sächsische Regimenter, um diese Schlüsselstellung ihrerseits zu berennen, und ließen sich auch nicht durch den Hinweis zum Abzug bestimmen, die Schweden seien zuerst vor die Stadt gekommen. Banér trug den ihm zugefügten Schimpf, um nicht die losen Beziehungen zu Sachsen aufs Spiel zu setzen. Mit der Einnahme der Festung am 16. Juni erreichte Arnim sein Ziel, den Schweden in Schlesien zuvorkommen und ihren Einmarsch zu behindern ungeachtet der Bemühungen Oxenstjernas, der Stände des ober- und niedersächsischen Kreises und des Kurfürsten v. Brandenburg, Schlesien als schwedische Einflußsphäre zu sichern<sup>48)</sup>.

Der Frankfurter Kongress, der alle evang. Reichsstände einigen sollte, sah die Anfang April dorthin abgereisten schlesischen Gesandten v. Langen und

<sup>46)</sup> a. a. O. S. 361/2, 364—66, 371, 375.

<sup>47)</sup> Palm S. 279—81, Chemnitz 2 S. 386—88.

<sup>48)</sup> Palm S. 286/7, 290, Chemnitz 2 S. 403—406.

v. Zedlitz vor schweren Aufgaben. Auch dort wirkte sich der sächsisch-schweidische Gegensatz ständig lähmend aus, und die Interessengegensätze unter den Versammelten und der Mangel an Gemeinsinn und Unterordnung des Partikularinteresses unter das Gesamtwohl taten ebenso wie die Forderung Schwedens auf Entschädigung durch Pommern ein übriges, um ein erfolgreiches Arbeiten der Versammlung zu hindern. Aus Thorn ermahnten die Herzöge die Gesandten, treu auszuhalten, und forderten den Herzog v. Oels und die Stadt Breslau auf, bei der Konjunktion zu bleiben und dem Heilbronner Bund beizutreten, mit dem Hinweis, daß des Kaisers Ziel sei, die Verfassung des Reichs zu ändern und die evang. Religion auszurotten, auch wenn er die Verwirklichung seiner Pläne manchmal habe hinausschieben müssen. Daher sei das einzige Mittel zur Erhaltung der Wohlfahrt des Landes die Vereinigung mit den evang. Reichsständen. Ihre 2 Schreiben vom 20. Mai und 9. Juni hatten den Erfolg, daß Oels und Stadt Breslau ihre Übereinstimmung erklärten, und die Gesandten wurden ersucht, für eine Aufnahme in den Heilbronner Bund einzutreten. Am 2. August konnten die Gesandten endlich im Römer vor dem Consilium formatum ihre Sache vorbringen. Sie hatten von den Ständen die Vollmacht erhalten, alles zu vereinbaren, was zum Besten des Landes sei. Eingangs betonten sie, daß sie dazu bewogen worden seien durch die offenkundige Verletzung und Vergewaltigung der Religions- und Gewissensfreiheit und der Grundgesetze des Landes und dem Wunsche, in die künftigen deutschen Friedensverhandlungen mit einzubringen zu werden. Als die wichtigsten Ziele des Landes nannten sie die Erhaltung der evang. Lehre und der teuer erworbenen Grundgesetze, Immunitäten, Freiheiten und aller sonstigen ihnen in Religions- und Privatsachen zustehenden Rechte und Gerechtigkeiten. Freundschafts- und Nachbarschaftspakte mit angrenzenden Ländern, besonders Polen und Ungarn, sollten dadurch nicht berührt werden, und die mit dem Bündnis eingegangenen Bindungen sollten nur für die Dauer des Krieges gelten, bis der Friedenzweck erreicht sei. Sie sollten zu keiner anderen Huldigung und Verpflichtung genötigt werden, sondern es sollte mit ihnen als freien Verbündeten verhandelt werden, unbeschadet der verfassungsmäßigen Beziehungen zum Königreich Böhmen. Es sei keineswegs mit dem Bündnis beabsichtigt, gegen schuldige Pflichten, Treue und Ehre zu handeln. Als Bedingungen wurden u. a. gestellt: Reformierung der Truppen, Wiederherstellung der Kriegsdisziplin und von Handel und Wandel, Ausübung der Strafrechtspflege bei öffentlichen Delikten durch die schlesischen Stände, Eidesleistung der im Lande stationierten Truppen auch an die schlesischen Stände; Einquartierung nur auf Grund von Einweisung durch Kommissare; Verzicht der Verbündeten auf das Kriegs-, Konfiskations- und Hoheitsrecht; kein Universal- oder Sonderfriede sollte geschlossen werden, ohne daß man sie vorher hinzugezogen und ihren Beschwerden abgeholfen habe. Falls sie wegen des Beitritts zum Bündnis belangt würden, sollten sie gegen jedermann mit dem gesamten Bundesvolk unterstützt und vor allen Feindseligkeiten geschützt und verteidigt werden, die

Bezahlung der Truppen, soweit die schlesischen Gelder nicht ausreichten, sollte aus der Bundeskasse bestritten und dadurch der Soldat von Ausschreitungen abgehalten werden<sup>49)</sup>.

Unterdessen versuchten die 3 sächsischen Räte, die am 22. April in Frankfurt eingetroffen waren, ihren Einfluß geltend zu machen. Ihr wichtigstes Anliegen war, die Macht und die Forderung Schwedens auf Satisfaktion in Deutschland einzuschränken. Immer wieder wirkte sich für die protestantische Sache auch die Abneigung hinderlich aus, die der Kurfürst gegen den Einfluß der Calvinisten im Consilium formatum hatte. Man betrachtete die Einflußnahmen des Calvinismus als etwas „dem heiligen gerechten Gotte... Mißfälliges und dem christlichen Gewissen Beschwerliches“, und Dr. Hoe verneinte in einem Gutachten entschieden die Frage, ob die Lutheraner dem Calvinismus mit gutem Gewissen zur freien Religionsübung im Reiche verhelfen könnten, da die calvinische Lehre voller erschrecklicher Gotteslästerungen, abscheulichen Irrtums und Gräuels stecke und Gottes heiligem, geoffenbarten Worte diametraliter entgegenlaufe. Für die Calvinisten die Waffen ergreifen, sei nichts anderes, als dem Urheber des Calvinismus, dem Teufel, Reiterdienste leisten. . . . Die Calvinisten seien nicht unsere Brüder in Christo. Sie unterstützen, hieße, sich und seine Kinder dem Moloch opfern. Man solle seine Feinde lieben, aber die Calvinisten seien nicht unsere, sondern Gottes Feinde. Wie Gott solchen Leuten nicht hold ist, sollten wir auch die hassen, welche ihn hassen (Ps. 139, 21) und uns von ihnen absondern (2. Kor. 6, 17).“ Die sächsischen Vertreter stifteten auch Verwirrung, indem sie offen erklärten, daß ihr Kurfürst Schlesien als sein ausschließliches Einflußgebiet betrachte, wogegen der brandenburgische Gesandte und Opitz auf die in Pommern bereitstehende Hilfe unter Torstenson verwies. Eine solche Gesinnung der sächsischen Staatsleitung konnte sich nur als ein schwerer Hemmschuh für die Einheit des evang. Lagers und die Zusammenfassung seiner Kräfte auswirken und mußte für die militärisch-politische Entwicklung schwerwiegender Folgen haben. Der mit dem Argwohn des sächsischen Kurfürsten zusammenhängende Mangel an ausreichenden Vollmachten für seine Räte verhinderte, daß diese dem bei den Ständen beider sächsischer Kreise bestehenden Wunsch nähertraten, ihre Kriegsmacht unter dem kursächsischen Direktorium zusammenzuschließen, nach Einigung mit den oberen 4 Kreisen die fremden Mächte aus dem Reich zu entfernen und den Kaiser zu einem guten Frieden zu zwingen. Wie Bernhard v. Weimar meinte, lag es nur an den Schwierigkeiten mit den kursächsischen Gesandten, daß ein Bündnis aller evang. Stände nicht zustandekam<sup>50)</sup>.

Auf dem im Juni 1634 stattfindenden schwedischen Reichstag beschloß man, als Kriegentschädigung Pommern oder, falls sich das infolge allzu großen Widerstandes als unmöglich erweise, eine Geldsumme zu verlangen. Schlesien

<sup>49)</sup> Palm S. 293/4, Chemnitz 2 S. 432—34. Hier vollst. schlesische Bündnisbedingungen.

<sup>50)</sup> Helbig S. 578—583, Krebs S. 295.

hätten die Schweden den beiden Kurfürsten überlassen, vorausgesetzt, daß sie bereit gewesen wären, mit Schweden aufrichtig im Sinne einer folgerichtigen Kriegsführung zusammenzuarbeiten. Bei der sächsischen Unzuverlässigkeit konnte aber davon keine Rede sein, und als Arnim Banér aufforderte, ihm Schlesien zu überlassen und nach Mähren zu gehen, ohne sich um die feindlichen Garnisonen zu kümmern, um Bernhard v. Weimar zu entlasten, widrigenfalls er sich passiv verhalten würde, beschloß der Schwede, überhaupt nicht vorzurücken, da er den Feind nicht im Rücken haben wollte und er sich auch auf die brandenburgischen Truppen nicht verlassen konnte. Nachdem die Zerwürfnisse zwischen beiden Armeen sie zur Untätigkeit verdammt hatten, verglich man sich endlich dahin, daß beide Heere nach Böhmen gehen sollten, um den Feind im eigenen Lande zu beschäftigen, so daß die Befreiung Schlesiens von den Kaiserlichen an der Uneinigkeit ihrer Schutzmächte scheiterte. Beide Heere hatten in dem kaum zur Hälfte befreiten Lande Truppenteile zurückgelassen, deren Unterhaltung zu sichern und den evang. Ständen eine handlungsfähige Organisation zu geben, jetzt Gegenstand zweier Versammlungen v. 4. Juli und 1. August wurde, wobei man auch die Zustimmung der Erbfürstentümer einholte. Man verfügte die Beschlagnahme aller Wertsachen in den Klöstern und Stiftern und ordnete ihre Administration durch Vertreter der Fürsten ihres Landes an. Damit sollten die Kontributionen bestritten und die Landeskasse aufgefüllt werden<sup>51)</sup>.

Am 12. Juni reisten die beiden kursächsischen Gesandten zu Verhandlungen mit dem Kaiser nach Leitmeritz ab. Die kurfürstlichen Instruktionen setzten sich für die kaiserlichen Erblande ein. Das Augsburgische Bekenntnis sollte nach dem Stichjahr 1612 wieder freigegeben werden, und der Kaiser sollte eine allgemeine Amnestie auch für die böhmischen Exulantengruppen bewilligen. Als die kaiserlichen Gesandten mit dem Verhandlungsführer Graf Trautmannsdorff die Forderungen fast durchweg ablehnten, wies der Kurfürst seine Vertreter an, möglichst fest zu bleiben und nur im äußersten Notfall dem Kaiser in seinen Erblanden das Reformationsrecht zuzugestehen, ausgenommen jedoch Schlesien, für das er den Dresdener Akkord geltend machte. Als Banér und Arnim in Böhmen einfieben und im Juli 1634 auf Leitmeritz rückten, lud der Kurfürst die kaiserlichen Gesandten zur Fortsetzung der Verhandlungen nach Pirna ein. Auch dort vertraten die kaiserlichen Unterhändler starr ihren Standpunkt und lehnten die Gültigkeit des Akkords ab, da dieser von den Schlesiern verwirkt worden sei, ohne allerdings die Sachsen umzustimmen<sup>52)</sup>.

Auf dem Frankfurter Konvent war die Lage verworrener denn je, da Sachsen durch seine Friedenvorschläge und Schweden und Kurbrandenburg durch ihren Anspruch auf Pommern die Verhandlungen komplizierten. Auch Sachsen lehnte

<sup>51)</sup> Chemnitz 2 S. 463/4. 491/2. 403—406. Palm S. 286/7, 290.

<sup>52)</sup> Helbig S. 585—88, 591—93.

die Entschädigung Schwedens durch Pommern ab, so daß Oxenstjerna schließlich nachgab und die Satisfaktionsfrage bis auf die Friedensverhandlungen verschieben wollte. Brandenburg bestand aber auf sofortiger Klärung, da sonst das Vertrauen der Evangelischen untereinander gefährdet sei, und verlangte eine bindende schriftliche Zusage, daß Schweden Pommern nicht als Entschädigung verlangen werde, bevor es über den Beitritt zum Bündnis zu verhandeln bereit sei. Da aber bei der Unzuverlässigkeit Brandenburgs als Bündnispartner sich Schweden davor sichern mußte, daß Pommern nicht in feindliche Hände fiel, und die sächsischen Kreisstände tatsächlich auf eine Veränderung der Bündnisverhältnisse hinarbeiteten, konnte der Kanzler nicht darauf eingehen, und die pommersche Sache erwies sich als ein Mittel, den schwachen brandenburgischen Kurfürsten gegen das Bündnis zu beeinflussen<sup>53)</sup>.

Durch seinen vernichtenden Sieg bei Nördlingen am 6. September 1634 entschied der Feind über den Konvent und drängte ihn zu seiner Beendigung. Am 13. September kam in Eile ein Vergleich zustande, worin man sich versicherte, für einen Mann zu stehen, bis die deutsche Libertät stabilisiert, die evang. Stände restituirt seien, alle Konföderierten einen richtigen Frieden und Schweden gebührende Entschädigung erhalten hätten. Kein evang. Stand sollte sich von den anderen trennen. Die schlesischen Gesandten reichten am 14. September ihre an Hand der Instruktionen abgefaßten Bündnisvorschläge ein, die in den meisten Punkten mit den Vorschlägen vom 2. August übereinstimmten, ohne daß sie vorher in Breslau genehmigt worden waren. Die in Breslau versammelten Mitglieder der Konjunktion billigten den Entwurf und vermerkten nur, daß der Einverleibung in Böhmen nicht hätte gedacht zu werden brauchen. Die Gesandten wurden angewiesen, sich ganz nach dem Vorgehen des obersächsischen Kreises zu richten. Aber schon am 19. September reisten wegen der Unsicherheit der Lage die Gesandten des niedersächsischen Kreises ab, nachdem sie sich noch schnell mit den 4 oberen Kreisen und Oxenstjerna geeinigt hatten, ohne die Sache der Schlesier zu Ende geführt zu haben. Es blieb ihnen, wie Pufendorf bemerkt, mangels einer Einigung unter sich selbst keine Zeit, neue Mitglieder aufzunehmen. Die Bemühungen der evang. Schlesier waren damit gescheitert<sup>54)</sup>. Schlesien war aber auch der Hauptleidtragende des Frankfurter Mißerfolgs. Denn durch seine Verhandlungen, die ja der Gegenseite nicht verborgen bleiben konnten, hatte es sich den vermehrten Zorn des Kaisers zugezogen.

In verschiedenen Schreiben hatte er die einzelnen evang. Stände sowohl wie auch ihre Versammlung gewarnt, sich an Anschlägen gegen Gott, Obrigkeit und Gewissen zu beteiligen, und ihnen für den Fall ihres Gehorsams Schutz ihrer Privilegien, Immunitäten und Landesfreiheiten zugesichert. Die Wirkung

<sup>53)</sup> Chemnitz 2 S. 501—03.

<sup>54)</sup> Chemnitz 2 S. 507—09, Palm S. 297/8.

seiner Versprechen war gering<sup>55)</sup>), was bei seinen verfassungsändernden und gegenreformatorischen Maßnahmen in Schlesien und dem Bruch des Dresdener Akkords kein Wunder war, und der Wunsch der Stadt Breslau, im Falle einer Trennung vom Hause Österreich zur freien Reichsstadt erhoben zu werden, zeigt, in welcher Richtung sich die Gedanken der evang. Stände bewegten, wenn diese auch auf Grund der Erfahrungen in ihren Beschlüssen vorsichtiger geworden waren und in ihre Berechnungen Rückschläge einbezogen.

Dr. Georg Jaekel

#### Benutztes Schrifttum:

Allgemeine Deutsche Biographie. Bd 30: Schaffgotsch. S. 541—545.

Chemnitz, Bogislaff Philipp v., Königlich Schwedischen in Deutschland geführten Kriegs 1., 2. Teil Stettin 1648—53.

Gejer, Eric Gustav, Geschichte Schwedens, Örebro 1832—36. Übs. von Sven P. Leffler. Bd. 3 Hamburg 1836.

Grünhagen, Colmar, Geschichte Schlesiens. Bd. 2, Gotha 1886.

Helbig, Karl Gustav, Der Prager Friede, hrsg. von Friedrich v. Raumer, Leipzig 1858, S. 573—643.

Krebs, J., Melchior v. Hatzfeld und der kleine Krieg um Breslau (Januar—April 1634), in Zschr. des Ver. f. Gesch. u. Alterth. Schl. Bd. 35/1901. Breslau S. 271—302.

Palm, Hermann, Die Konjunktion der Herzöge von Liegnitz, Brieg und Oels mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und der Krone Schweden in den Jahren 1633—1635, in Zschr. f. Gesch. u. Alterth. Schl. Bd. 3/1860, Breslau S. 227—368.

<sup>55)</sup> Palm S. 299.

## Das Pfarrergeschlecht Sommer

Nicht allzu oft dürften wir in der glücklichen Lage sein, an Hand von Lebensläufen mehrere fortlaufende Pfarrergenerationen zu überblicken, und damit auch hineinschauen zu dürfen in das Auf und Ab in der Geschichte. Dies ist uns aber möglich bei dem Pfarrergeschlecht *Sommer*, dessen segensreiches Wirken in Schlesien<sup>1)</sup> wir über hundert Jahre verfolgen können.

Mitten durch den 30jährigen Krieg verläuft das Leben des ersten Pfarrers aus diesem Geschlecht: Christoph *Sommer*<sup>2)</sup>. Als Sohn des 1563 zu Landeshut geborenen Bürgers und Rademachers Hanns Sommer erblickte er das Licht der Welt am 11. Juli 1613. Sein Vater stammte aus der Familie des aus Schönau gebürtigen und dann in Landeshut ansässigen Rademachers Matthäus Sommer. Hanns Sommer, der „vor der 1629 ergangenen Verfolgung nach zweijährigem Voigtamte Rathsverwandter in Landeshut war, hatte die hinterlassene Tochter Ursula des Landeshuter Fleischhauers Christoph Philippens“ heimgeführt.

In dem am 15. Juli 1641 eigenhändig aufgesetzten Lebenslauf<sup>3)</sup>, über den er „Dei misericordia sum quicquid sum (1. Cor. 15, 10)“ stellt, berichtet uns nun Christoph Sommer über die Merkwürdigkeiten, Zufälle und „Kriegstrubel“ damaliger Zeit.

Die Eltern hielten ihn zum Gebet und allem Guten an und schickten ihn, da sie einen Gelehrten aus ihm machen wollten, zunächst auf die Landeshuter Schule, sodann vom Bartholomäus-Tage (24. August) 1627 ab nach Schweidnitz. Am 20. Januar 1629 sind aber „in die Stadt 7 Fahnen von des von Dohna Kriegsvolck durch gute Worte practicirt worden, so sich balde der Thore bemächtiget und dieselben geschlossen gehalten“. Vier Tage danach, „da man balde das neue Reformations-Werck gespühret und Sorge getragen, es möchte der Catalogus Discipulorum den Patribus Jesuiticis müssen übergeben werden“, flieht Christoph Sommer in Bauernkleidern aus der Stadt zu seinen Eltern nach Landeshut. Hierbei muß er alles zurücklassen, was ihm gehört. Da aber seine Eltern auch nicht katholisch werden wollten, flüchten sie zunächst nach

<sup>1)</sup> Hierzu: W. Sachs: „Mag. Johann Heinrich Sommers Vertreibung und Heimkehr“ (abgekürzt: VuH) in: Jahrbuch für Schles. KG 40/1961 S. 55 ff.

<sup>2)</sup> Das Leben Christoph Sommers wurde skizziert nach: M. Ernst Daniel Adami: „De eruditiss Landeshutta oriundis“, Breslau und Leipzig 1753, S. 155 ff und Ehrhardt, Presbyterologie I, S. 579.

<sup>3)</sup> Adami benutzt den eigenhändig abgefaßten Lebenslauf Christoph Sommers, der ihm von dem Pastor Christoph Christian Sommer in Warmbrunn (cf. Adami S. 83 ff. und VuH Anm. II, 43) zur Verfügung gestellt worden war. Dieser hatte ihn aus den Papieren seines Vaters erhalten, des Dr. med. Johann Caspar Sommer (Adami, S. 51 und VuH Anm. I, 38).

Bautzen. Nach mancherlei Irrfahrten begibt er sich mit seinem Schwager Christoph Krebs<sup>4)</sup> zurück nach Schlesien, da dieser nach „Alten-Oelse, 2 Meilen hinter Bunzlau berufen“ worden war<sup>5)</sup>. Zunächst hält sich Christoph Sommer aber in der Apotheke zu Landeshut verborgen, bis er zu seinem Schwager nach Altöls kommen kann. Dort bleibt Christoph S. 1½ Monat bis zur Ernte, „unter welcher Zeit ich ziemlich ausgeschwitzet, was ich zu Schweidnitz gelernt hatte“.

Obgleich es den Eltern finanziell nicht leicht wurde, waren sie doch um das Fortkommen ihres Sohnes besorgt und bringen ihn im Juli 1629 nach Schmiedeberg, wo er bis zum 21. April 1631 blieb. Am 3. Mai begibt er sich nach Bautzen, indem er die günstige Gelegenheit benutzt, als von Landeshut aus die Kaufleute mit ihren Wagen zur Ostermesse nach Leipzig fahren. Allerdings war der Aufenthalt in Bautzen nur kurz, da am 11. Oktober 1631 „Kayserlich Volck 450 Mann Reuterey und 500 Mann Fußvolck für die Stadt kommen und dargelegen, bis sie nach geschlossenem Accord d. 13. hujus eingenommen werden; so in der Schule und andern Orten sich hart verschantzet, daß man vermeinet, sie solten fest liegen bleiben, haben aber nicht länger als 8 Tage bis auf den 18. hujus gelegen, da die andere Kayserliche Hanns Gotzische Armeé von Bischofswerda wieder zurück kommen, mit der die umliegenden 500 zu Fusse wieder ohne allen Schaden und ohne Beleidigung etwas ab und ausgezogen; denen d. 19. hujus um Mitternacht der Vortrab der christlichen Armeé in 2000 Mann und auf den Tag die gantze Armeé von 18 000 Mann gefolget, und in Böhmen gegangen, da wir Scholares denn wiederum ungehindert die Schule besuchen können“<sup>6)</sup>.

Die Pause, die zum ruhigen Studieren blieb, war aber nur kurz. Denn „etwan 1 Monath darnach bin ich an Unpäßlichkeit am Schenckeln überfallen worden, darzu sich kleine Blätterlein mit schwartzen Pünktlein befunden, so ziemlich tief unter, und sich zusammen gefressen, eine große Geschwulst aufgetrieben, daß die Schenkel, doch weiter nicht bis an die Knie und Fußbrette, dermassen angelauffen, daß sie ziemlich Wasserkannen ähnlich gesehen. Dessen aber ungehindert habe ich dennoch frequentiret, und solche letztlich mit weißer Salbe und blauen Papier selber geheilet“<sup>7)</sup>.

Bei dem Besuch im Januar 1632 stellen die Eltern fest, daß „das Kostgeld oder Tischgeld zu hoch, die Kost aber dafür zu leicht und wenig“ gewesen. So bringen sie ihren Sohn Christoph bei einem Bäcker „vor dem Schilderthore“ unter. Dieser und seine Frau nehmen ihn wie ein eigenes Kind bei sich auf. Aber die gute Zeit dauerte wiederum nicht allzu lange, „indem eine geschwinde Pest entstanden“, die dreimal im Hause einkehrt, doch so, daß „allezeit die

<sup>4)</sup> Ehrhardt, Presbyterologie I S. 578 und IV S. 725. Krebs war verheiratet mit Ursula Sommer.

<sup>5)</sup> Altöls.

<sup>6)</sup> Adami, a. a. O. S. 163/4

<sup>7)</sup> a. a. O. S. 164.

Personen lebendig ausgeschaffet worden“. Doch bewog dies Christoph Sommer, sich nach Wittenberg zu begeben. Mit einem „Saltzwagen“ fährt er bis Torgau und von dort auf der Elbe bis Wittenberg, wo er am 31. Juli „nach vorher entstandener großen Erschreckniß und ausgestandner Wasser-Gefahr (indem ein Floß und sonderlich die Tafel, darauf ich gestanden, zerrissen)“ gesund eintrifft. Da die Stadttore aber geschlossen sind, kann er erst am nächsten Tage hineingelangen. Hier läßt er sich „in album studiosorum incribiren“. Es war eine Zeit, da er sich kümmерlich durchschlagen mußte und viel gehungert hat, da er seine „exulirende Eltern nicht in grosse Unkosten“ bringen konnte. Außerdem blieb Christoph Sommer auch in Wittenberg nicht von Krankheit und Unglück verschont. „Den 30. December auf den Abend um 10 Uhr ist mir ohne alle gegebene Ursache von Gottfried Benzin und Abraham Seideln die Seite zwischen dem rechten Arme und Leibe durchstochen worden“. Im März 1634 bekommt er wieder einen bösen Schenkel und Juckreiz am ganzen Körper. „Nach Aussage des Hr. Medici von der weichen Luft.“ Der Arzt verordnet zur Wiedererlangung der Gesundheit Luftveränderung. So begibt sich Christoph Sommer am 23. August 1634 nach Stumsdorf<sup>8)</sup> zu dem Pfarrer Magister Benedictus Kretschmar<sup>9)</sup>, um dessen 3 Söhne ein halbes Jahr lang zu unterrichten.

Am 20. April 1635 besucht er von Stumsdorf aus die Leipziger Ostermesse, wo er sich mit seinem Vater trifft, um sich dann noch für ein halbes Jahr nach Wittenberg zu begeben. Schließlich bricht er mit seinem Bücherschatz und seinen Betten nach Leipzig auf, um von dort aus mit den Fuhrleuten nach Hause zu fahren. Im Oktober trifft er mit seinen Eltern wieder in Landeshut zusammen, „bey denen ich mich bis an die Feyertage der Weynachten aufgehalten, hernach zu dem Herrn Schwager Krebsio begeben, eine Zeit bald bey ihm, bald wieder bey den lieben Eltern mich befunden, bis singulari Dei dispositione & voluntate Ao. 1638 d. 20. Jan. ich die Vocation von den Edlen Ehren Vesten und Wohlbenahmten Hr. Hr. Freytagschen Erben zu dem Pirschnischen vacirenden Pastorat bekommen“<sup>10)</sup>). Christoph Sommer zog, um die Ordination zu befördern, nach Breslau. Nachdem er sein Examen abgelegt, „so von Hr. M. Joachima Fleischero, M. Luca Polio & M. Michaële Hermanno in Beyseyn Hr. Raths Praesidis Eichhausers und D. Rosii geschehen“, wurde er am 5. Februar 1638 durch M. Fleischer ordiniert. Am 7. Februar hielt er seine Anzugspredigt. Aber bereits schon am 26. Februar „in der ersten Passion und Fasten-Predigt hat mich in adjuncta Cathedra Keulendorfensi ein hartes Fieber unter der Predigt angegriffen, also, daß ich selbige nicht endigen können, welches sich hernach von Tag zu Tag verstärket, daß ich ordentlich mein Amt bis Exaudi nicht verrichten können, (habe mich zum

<sup>8)</sup> An der Bahnstrecke Magdeburg-Halle, etwa 8 km südlich von Schortewitz.

<sup>9)</sup> † 1643 in Stumsdorf.

<sup>10)</sup> Adami, a. a. O. S. 169. Reinhold Pletz, Geschichte des Kirchspiels Pirschen, Breslau 1924 S. 10.

seligen Abschiede gantz bereitet und zum Leichentext verordnet 2 Tim. IV, 18, so es auch bleiben soll). Es wurde aber wieder besser mit ihm. Allerdings war die Widmuth leer und wüst, nichts gesät, auch das Pfarrhaus hatte keinen Mist, Heu und Stroh. Auch war es ihm ohne jeglichen Haustrat übergeben worden. Das Korn war teuer.

Nachdem Christoph Sommer aber — nach göttlichem Ausspruch — befunden, „daß es nicht gut sey, hominem esse solum, und daß ein Bischof eines Weibes Mann seyn soll“, es ihm auch zu schwer fiel, die Wirtschaft ohne Hauswirtin zu führen, hält er — nach vorhergehendem herzlichen Gebet — um die einzige Tochter Catharina des früheren evangelischen Bürgermeisters in Landeshut Christoph Springer an. Nachdem ihm diese am 11. Oktober 1638 versprochen worden war, wurden darauf die „Nuptiae angestellet und vollzogen“. Die Copulation fand am 8. Februar 1639 zu Hartmannsdorf (bei Landeshut) statt. Wegen der vielfältigen Kriegsgefahren mußte aber die Heimführung und Abholung bis auf den 8. April verschoben werden. Nicht lange wähnte das Glück, dann mußte er seine junge Frau nach Breslau bringen, da sich die „Schwedischen Völcker unter dem Commando Stalhansens“ in die Neumark begeben hatten. Unterwegs wird er ausgeplündert und muß sich in Breslau fünf Vierteljahre aufhalten. „Die Bibel ist zu dieser Zeit 3 mahl von mir durchlesen worden, soll künftig alle Jahr auch förder 1 mal geschehen.“

Am 7. Mai 1640 wird ihnen eine Tochter geboren, die am 9. V. in der Breslauer Elisabethkirche in der Taufe den Namen Catharina erhielt. Unsicherer Zeiten wegen muß er seine Frau in Breslau lassen. Nachdem er sie nach Pirschen zurückgeholt hatte, mußte er sie sehr bald wieder nach Breslau bringen, „wegen des aufmarschirenden Volks“. Wegen der Kriegswirren und der Flucht der Gemeindeglieder konnte bis „Festo Jacobi“ nicht in Pirschen gepredigt werden. Am Michaelistage, am 29. September 1641, wurde ihnen ein Sohn geschenkt. Wegen der unruhigen Zeiten kam dieser in Breslau zur Welt. Dort erhielt er auch in der Taufe, die in der St. Maria-Magdalena-Kirche stattfand, den Namen Christophorus. Paten waren „Hr. Christoph Krebisius Pastor Nimbkau, Hr. Jacob Krause Pharmacopola Wratisl. Fr. Elisabeth Sommerin, Uxor Fratris (Hanns) mei. Faxit divina clementia, ut crescat aetate, sapientia & gratia apud Deum & homines ad divini nominis gloriam, parentum honorem & gaudium & proxomi emolumentum“.

Am 16. März 1642 konnte Christoph Sommer die Seinen wiederum nach Pirschen holen, aber nur 7 Wochen. „Darauf die Kayserliche Armeé gleich in der Erndten-Zeit durch Mähren in Schlesien kommen, die Schwedischen von Brieg abgetrieben und disseits der Oder nacher Groß-Glogau gangen, da durch den March und Fouragirung auf viel Meilweges weit und breit alles verzehret.“ Auch dem Pastor Sommer wird zu Keulendorf „zehnthalb Scheffel Haber“ weggehauen, dessen Samen er zu 36 Ggr. gekauft hatte, wovon er 4 Scheffel

nicht wiederbekam. Auch war der Frühling 1642 sehr hart und kalt, so daß es bis nach Ostern und nahe an Pfingsten harte Fröste gab. Dadurch erfror der Lein und der Frost kam sogar in die Kornblüte, so daß 18 Scheffel erfroren. Was übrig blieb, nahmen die Furagierungstruppen mit fort, oder es konnte erst im Advent gehauen und eingeführt werden. „Habe versetzt in diesem Jahre durch den kriegerischen Raub und Plünderung zur Nimbcke 3 Rinder pro 26 Rthlr. und 4 Pferde zu Pirschen gestorben pro 4 Rthlr.“ Wegen der „kriegerischen Angstzeiten“ mußte sich Pastor Christoph Sommer 12 Wochen in Breslau aufhalten.

Nicht mehr lange währte dieses Leben. Mit einem „Frost kam ihm zu Pirschen seine Krankheit an, darauf ein Durchlauf erfolget, davon er gantz abgemattet, bis er sein mühselig Leben beschlossen“ am 2. September 1643 zu Breslau. Er war nur 30 Jahre 7 Wochen und 5 Tage alt geworden. Am 4. September wurde er in Breslau auf dem Maria Magdalena-Friedhof begraben<sup>11)</sup>.

Dieser letzte evangelische Pfarrer von Pirschen bei Neumarkt, Christoph Sommer, hinterließ bei seinem Tode seine Witwe<sup>12)</sup> und seine beiden kleinen Kinder Catharina und Christoph. Sie ließ es sich — zusammen mit ihrer Mutter — recht sauer werden, diese trotz der kriegerischen Zeiten zu erziehen. Hierbei half ihr treulich ihr Bruder, „Herr Gottfried Springer, Juris-Consulti und zuletzt Stadt-Schreiber und Notar in Schmiedeberg“<sup>13)</sup>. Der Sohn Christoph Sommer<sup>14)</sup> wurde „1648 in das berühmte Elisabeth-Gymnasium zu Breslau gebracht“. Dieses durchlief er von „Sexto bis Primo Ordinem“.

Durch einen „gantz unvermutheten Unglücks-Fall kamen er und seine Mutter um all das Ihre, daher unmöglich schiene, seine Studia fortzusetzen; Gott aber sorgte durch ein anständiges Hospitium vor Ihn, so Er Ihm bey Tit. Herr Niclas Baron, eines Hoch-Edlen, Gestrengen Raths in Breßlau Befehlshabern verschaffet“, dessen Sohn er von 1659 bis 1662 informiert hatte. So konnte Christoph Sommer weiterhin auf dem Elisabeth-Gymnasium bleiben, „unter der Information der berühmten Männer: Eliae Majoris, Christopheri Coleri, Johannis Gebhardi, und Johannis Acoluthi, wie auch in privat-Collegiis Martini Hankii, M. Grossens“ und des bereits erwähnten Vetters Gottfried Springer.

<sup>11)</sup> Vater: Hanns Sommer, geb. 1563 in Landeshut, † 7. 6. 1645 in Breslau ○ Ursula Philipp, geb. 1585 in Landeshut † 27. 2. 1647 in Breslau. Bruder: Hanns Sommer ○ Elisabeth ...

<sup>12)</sup> Catharina Springer, geb. 26. 7. 1619 in Landeshut (errechnet, getauft nach dem Kirchenbuch anfang August, Tag nicht angegeben), † 10. 12. 1672 in Oyas. Eltern: Christoph Springer, Bürgermeister in Landeshut ○ Catharina, geb. Landmann, geb. 1854 † 4. 8. 1651 in Breslau.

<sup>13)</sup> Dieser erteilte ihm den ersten Unterricht. Bruder: Christoph Springer, Bürger und Handelsmann in Polnisch-Lissa, geb. 28. 5. 1613 in Landeshut † 4. 8. 1651 in Breslau.

<sup>14)</sup> Das Leben Magister Christoph Sommers wurde nach den „Personalia“ der Leichenpredigt auf ihn dargestellt. VuH Anm. I, 36 und Kluge, „Jubelpriester“ S. 177 sowie Johannes Grünewald, „Die ev. Pfarrer von Bielwiese, Kr. Steinau“ in: Ostdeutsche Familienkunde, Heft 3/1961 S. 375 Anm. 29. Bildnismedaillons von Mag. Christoph Sommer und Magdalena, geb Kretschmer, auf Düsseldorfer Exemplar der Leichenreden. „Personalia“ sind nach „Seinem eigenen Lebens-Laiffe / welcher Er sich bei gesunden Tagen gemacht / und weitläufig aufgeschrieben / ganz kürzlich / meist mit seinen eigenen Worten / zusammengezogen worden“.

Nachdem er einen guten Grund gelegt hatte, ging er auf Anraten seiner Lehrer auf „Universitäten“. Durch den Rat bekam er dazu ein „mildes Viaticum“, auch erhielt er aus einem gewissen Legat eine Studienbeihilfe. „Und weil Er ein paar Jahr nach einander zu St. Hieronymi — auf der Schweidnitzischen Gasse — meist die Mittags Catechismus — auch bey Kranckheit des damaligen Morgen-Predigers / Herrn Caspar Hoffmanns / Colleg. Elisabeth. die Sonntags- und Freytags-Amts-Predigten verrichtet, wurde ihm auf Erlaubniß des Raths von dasigen Auditoribus, so Ihm sehr gewogen, bey gehaltener letzten oder Valet-Predigt — in dem von seiner Frau Hospitin dazu verehrten Klingel-Beutel — eine reiche Beschenkung gereicht, auch noch ins Hauß unterschiedene Gaben gebracht.“ So ging er 1663 in der Ostermesse über Leipzig nach Jena. Hier studierte er unter der Anleitung der berühmten Professoren Friedemann Bechmann, Zapf, Posnerus, Olpius, Frischmuth, Hundshagen, D. Musaeus, Gerhard Chemnitz, Sebastian Niemann und anderer Theologie und Philosophie<sup>15)</sup>. Hier promovierte er auch am 30. Januar 1665 „sub Decanatu Colleg. Philosoph. M. Fridemann Bechmanns, Metaph. P. P. designati Acad. Rectore“ zum Magister, nachdem er „De summa DEI Perfectione“ disputiert hatte. Zwei Disputationen über „Cellarii Politicam“ waren vorausgegangen<sup>16)</sup>. Bald danach ging Magister Christoph Sommer noch auf die Universität Erfurt<sup>17)</sup>.

Die Mittel, die ihm während seiner Studienzeit zur Verfügung standen, waren ziemlich dürftig. Aber es fanden sich immer wieder Wohltäter, die sich seiner annahmen. 1666 mußter er krankheitshalber auf Anraten der Ärzte „die Luft verändern“. So wollte er auf einige Zeit in die Heimat zurückkehren, um später noch einmal nach Jena zu gehen. „Er kam mit einem guten Testimonia und dienlichen Recommandation an den Breßlauischen Rath von denen Herren Professoribus versehen“ am 23. Januar 1666 glücklich in Breslau an. Die Rückreise hatte er sich für die Ostermesse vorgenommen. Er wurde aber ersucht, in den Kirchen Maria Magdalena und St. Bernhard in der Neustadt zu predigen. Dies tat er auch mehrmals. Da ihn aber sein Pate Christoph Krebs, der damals Pastor in Oyas war und seine Tante zur Frau hatte, inständig bat, ihn während seiner Krankheit mit ein paar Predigten zu unterstützen, reiste Magister Christoph Sommer nach Oyas, wo er am 20. April ankam und freudigst begrüßt wurde. Er predigte am Gründonnerstag und Karfreitag, ebenso auch am Osterfest, da Pastor Christoph Krebs am 24. April 1666 verstarb. Vor seinem Heimgang hatte er seinen Neffen inständig ersucht, seine Gemeinde nicht unversorgt zu lassen. Dies tat Magister Christoph Sommer auch und wurde so mit der Gemeinde und deren Patron, dem Herren Wilhelm

<sup>15)</sup> Heussi, Geschichte der Theol. Fakultät Jena.

<sup>16)</sup> LP S. 40.

<sup>17)</sup> Unter dem Rektorat des Nicolaus Stenger wurde immatrikuliert: 1665 12/23 Martii M. Christopherus Sommer Vratislavia Silesius juramento prestito solvit 10 gr 8 Pf (Sign.: 1-1/XB XIII-46, Bd. 3 f. 196). Über die theolog. Fakultät in Erfurt cf. RGG Bd. 2. 2. Aufl. Sp. 232 f. Immatrikulationsbescheinigung Magister Chr. Sommers befindet sich unter den Papieren Mag. J. H. Sommers bei den Schortewitzer Pfarrakten.

Wentzel von Lilgenau und Haltauf, bekannt. Aus dessen Hand erhielt Sommer auch die Vokation, die Er aber nicht ehe, als da Er wieder nach Breßlau kommen, zurvor andächtig gebetet, und bey denen erfahrendsten Theologis dasselbst Rath eingeholet, eröffnet und alsdann im Namen GOttes angenommen, welche de dato Brieg, den 7. Jul. Anno 1666 ausgefertigt ist“. So ließ er sich denn in Liegnitz von dem Superintendenten M. Johann Kutschereiter sowie den Herren Sebastian Alischer und Laurentius Baudisius am 14. September examinieren und am Tage darauf in Liegnitz ordinieren. Am 1. Advent (28. Nov.) 1666 trat er in Oyas sein Amt an, das er dann fast 51 Jahre lang mit großer Treue verwaltete<sup>18)</sup>. 1689 wurde ihm das Seniorat des zweiten und 1701 dazu auch noch das des ersten Liegnitzschen Kreises übertragen.

„Die allerschwerste Last und der allergrößte Kummer / betraf Ihn / Anno 1708. den 24. Febr. im 42sten Jahr seines Geistl. Amtes / und 67sten seines Lebens-Alters / da Er / ohne die geringste Wissenschaft / vor die Liegnitzische Regierung erscheinen / das Kayserl. Decret anhören / und weil Er darinnen von Ihro Majestät zum Assessore Consistorii A. C. benennet / erwählt und confirmiret war / das Juramentum neben andern Assessoribus ablegen / und Consistorialis werden mußte. Weil Er sich nun zu diesem hochwichtigen Amte / sowol wegen derer zu solchem Amt gebührenden / Ihm aber nicht beywohnenden Wissenschaften / als auch bereits hohen Alters / vor gantz unfähig hielt / deprecirte Er anfänglich solche aufgetragene Würde mit viel Thränen / die Ihn aber doch davon nicht befreyen konten / darauf Er nachgehendst seinen Gott täglich / Hertz-inbrüstig und mit viel Thränen angeflehet / wenn es Ihm gefällig / seiner Kirchen nicht nachtheilig / und Ihm gut und selig wäre / Ihn davon wieder loß zu machen; Fertigte endlich im Namen GOttes An. 1710. den 30. Jun. ein Memorial an die Hoch-Löbliche Königl. Regierung / und dadurch an Ihro Kayserl. Majestät / und übergab es den 2. Julii, die es auch gnädig angenommen / und den 20. Jul. an den Kayserl. Hof gesandt / worauf den 4. August die allergnädigste Antwort zurücke gekommen / daß Er den 20. August. von dem gantzen Consistorio erlassen / und als Assessor Consistorii Emeritus erklärt worden.“

Sein Leben und Wirken hatte Magister Christoph Sommer unter das gleiche Gotteswort wie sein Vater aus dem 1. Kor. 15, 10 gestellt: „Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin; und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen.“ Dazu hatte er sich aber auch noch 1. Mose 32, 11 als Losung gewählt: „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte getan hast.“ Er arbeitete, „seine Glaubens-Kinder mit Ängsten zu gebären / daß Christus eine Gestalt in ihnen gewinne“<sup>19)</sup>. Auch sah er es als ein gern

<sup>18)</sup> Mag. Chr. S. hat in seinem „offft beniemten Curriculu bis 7. Mutationes angemercket / die mit Ihm sollen vorgenommen werden / Er hat aber / um höchst wichtiger Ursachen willen / aus Liebe zu seiner Gemeinde / welche sonst einige Gefahr leiden können / allezeit sich entschlossen / zu bleiben“ (LP S. 34).

<sup>19)</sup> LP S. 20.

gehörter Prediger als seine Aufgabe an, „die kleinen Füchse zu fahen / welche den Weinberg verderben“ und sehr oft hat er seiner Gemeinde gesagt, daß die „Feinde des Creutzes Christi“ diejenigen seien, „welcher Gott ihr Bauch ist“ und ihr gezeigt, daß deren „Ende die Verdammniß seyn“ werde<sup>20</sup>).

Eine ganz besondere Freude war es Magister Sommer, „daß Er Anno 1709. nach erlangter Kirchen- und Religions-Freyheit in Landeshut ersuchet worden / vor der gantzen Evangelischen Gemeine daselbst / nicht nur den 2. Junii Dom. I. post Trinit. die ordentliche Amts-Predigt / sondern auch genöthiget / den 5. Jun. bey dem solennen Actu der Legung des ersten Grund-Steines zu ihrer zu erbauenden neuen Kirche / zur Heiligen Dreyfaltigkeit / die Einweihung-Sermon zu halten“<sup>21</sup>). Es war ihm deshalb eine ganz besonders große Freude, weil dort seine „seligen Groß-Eltern gelebet / und der Evangelischen Freyheit genossen hatten“.

Ebenso betrachte es Magister Christoph Sommer als „große Barmhertzigkeit und Treue Gottes“, daß er in Magdalena, geb. Kretschmer<sup>22</sup>) „eine treue Gehülfen / Trösterin / Pflegerin und vergnügende Freude“ gefunden hatte<sup>23</sup>). Am 9. August 1648 war sie in Breslau geboren worden. Die Eltern wandten alle Mühe und Sorgfalt an, sie zu erziehen und besonders zum Wort Gottes zu führen. „Dieses ließ sie schon in ihrer zarten Jugend Ihre größte Freude und Vergnügen seyn / Sie lernete hieraus immer ie mehr und mehr / alle Ihre Wege dem HErrn befehlen / und auff ihn hoffen / vor dem HErrn zu wandeln und fromm zu seyn“ (24). Und Gott gab zum Wollen das Vollbringen. Der Herr führte sie schließlich mit Magister Christoph Sommer zusammen, so daß „Er nach hertzlichem Gebethe / und wohlgeflogenem Rathe / sich bey Ihrer damals noch lebenden Frau Mutter um Ihre Person und Liebe bewarb; und da Sie Beyderseits / Ihre Wege dem HErrn befohlen / und auf Ihn gehoffet“, konnte schließlich am 18. Oktober 1667 die Hochzeit stattfinden, die in der Kirche zu Oyas vollzogen wurde<sup>25</sup>).

In den 49½ Jahren, die beide in glücklicher Ehe verbunden waren, schenkte Magdalene, geb. Kretschmer, ihrem Manne 12 Kinder<sup>26</sup>) und beim Heimgang

20) LP S. 20.

21) LP S. 35.

22) Vater: Bartholomäus Kretschmer, Bürger und Barbier (Wundarzt) und Ober-Altester in Breslau ○○ Regina, geb. Wolff.

23) LP S. 36.

24) LP Magdalena Sommer, geb. Kretschmar (abgek.: MS) S. 30.

25) LP MS S. 30.

26) Es waren nicht 50½ Jahre, bis sie durch den Tod geschieden wurden, wie Kluge, „Jubelpriester“ meint, sondern nur 49½ Jahre, cf. VuH Onm. II, 204.

Da ich in VuH die Kinder und Kindeskinder aufgeführt habe, soweit sie feststellbar waren, genügt es hier die Kinder in der Reihenfolge ihrer Geburt mit dem Hinweis auf die jeweilige Anmerkung zu bringen:

1. 1668: Regina Catharina ○○ Jeremias Scholtze: II/51

2. 1670: Magdalena ○○ 1. Benjamin Neisser 2. Johann Güntzel: I/30

3. 1673: Johann Christoph: I/38 u. II/65

4. 1675: Johann Heinrich: I/14 u. II/69

Christoph Sommers hatten sich die Zweige ihres Stammbaumes auf 60 ausgebreitet, wovon — was bei den Trauerfeierlichkeiten als besondere Fügung Gottes hervorgehoben wird — 30 männlichen und 30 weiblichen Geschlechtes waren. An dieser großen Kinder- und Enkelschar erlebten die Eltern natürlich viel Freude, es kehrte aber auch manches Leid ein, zumal Magdalena Sommer bald hintereinander nicht nur ihren Vater, sondern auch ihre Brüder und ihre Mutter verlor. Auch starben ihr ein Drittel ihrer Kinder und Enkel. Alle Freude und vor allem alles Leid konnte sie nur ertragen, weil sie eine große Beterin war „und in allen Fällen Ihre Zuflucht zu dem Gebethe genommen: Darum war keine Last in der Welt auf solche Weise Ihr zu schwer / Sie wuste bald Rath und unterlegte die geistlichen Waltzen / und fing an zu beten: Befiehl dem HERRN deine Wege, und hoffe auf ihn“<sup>27)</sup>. Dies Wort aus dem 37. Psalm stand über dem Leben und wurde auch von ihr noch zu ihren Lebzeiten zu ihrem Leichentext bestimmt<sup>28)</sup>, denn „diß hat die selige Fr. M. Sommerin die gantze Zeit Ihres Lebens wohl in acht genommen / und diß Ihre tägliche Arbeit seyn lassen / mit ihrem GOTte zu conferiren / und dergleichen Briefe in hertzlichem Vertrauen an Ihn abgehen zu lassen / sagende: Befiehl dem HErrn deine Wege, und hoffe auf Ihn“<sup>29)</sup>.

Von einer abzehrenden Krankheit ergriffen, schließt Magdalena Sommer nach Empfang des Heiligen Nachtmahls am 7. April 1717 im Alter von 68 Jahren und 8 Monaten ein und wurde am 21. April auf dem Friedhof zu Oyas beigesetzt.

Das schönste Denkmal hat ihr wohl ihr Sohn Magister Johann Heinrich Sommer gesetzt, der bei der Beerdigung der Mutter nicht zugegen sein konnte. Er schreibt<sup>30)</sup>:

„Hat mich jemahls ein Fall in herbes Leid gesetzt /  
Hat mich jemahls der Tod der Meinigen verletzt /  
So ist es itzt die Post: die *Mutter* ist erblasset.  
Ich liege selber noch auf meinem Lager kranck /  
Es macht mein eigner Schmertz mir viele Nächte lang /  
Und da ich mich nunmehr ein wenig kaum gefasset /  
So hat der Höchste mich dadurch so sehr geschlagen /

5. 1677: Johann Jacob: I/39

6. 1679: Johann Christoph: I/38

7. 1692: Johann Caspar: I/38

8. 1684: Anna Rosina: I/37

9. 1686: Johann Gottfried: I/29 u. II/66

10. 1689: Anna Elisabeth ○ David Fleischer: I/24

11. 1692: Anna Catharina ○ S. H. Selbstherr: II/70 u. II/89

12. 1694: Anna Rosina ○ Tobias Ritter: I/37

<sup>27)</sup> LP MS S. 12.

<sup>28)</sup> LP MS S. 29.

<sup>29)</sup> LP MS S. 13.

<sup>30)</sup> VuH Anm. I, 36. Für die Überlassung des Mikrofilmes danke ich herzlichst der UB Breslau.

Daß Seel und Geist erböbt / und alle Sinnen zagen.  
So Kind als Kindes-Kind eilt zu der Mutter Gruft /  
Wohin Sie Pflicht und Schuld und wahre Liebe rufft;  
Ich aber fast allein muß hier zurücke bleiben /  
Ich kan / wie sehr es schmertzt / nicht mit zu Grabe gehn /  
Mein sieches Lager wil es mir kaum zugestehn  
Daß ich nur dieses Blat mag voller Wehmuth schreiben /  
Damit ein jegliches doch künfftig könne lesen:  
Ich sey ein treuer Sohn / der Sie geliebt / gewesen.

Ich thu indeß so viel als meine Krafft erlaubt.  
Denn da der blasse Tod Dich liebste Mutter raubt /  
So kann ich Dich zwar nicht in Ertz und Marmor ätzen /  
Doch wil ich aller Welt ein Ebenbild von Dir  
Durch einen schwachen Reim mit kurtzem stellen für /  
Und als ein Ehren-Mahl auff deinen Leich-Stein setzen:  
Man könne wenn man will / was so Dir ähnlich / weisen /  
Gesegnet / treu / beglückt / betrübt / erlöst / dich preisen.  
War nicht dein gantzes Hauß gesegnet allemahl?  
Gab Dir der Höchste nicht zwölff Kinder an der Zahl?  
Bist Du bey schwerer Zeit jemahls nach Brodt gegangen?  
Hat nicht das Mehl im Cad beständig sich vermehrt? <sup>31)</sup>  
Hat Dich nicht Freund und Feind geliebet und geehrt?  
Hat Kind und Kindes-Kind Dich nicht vergnügt umfangen?  
Kurtz: hat der Höchste nicht weit mehr als einen Seegen  
Den Du erbethen hast / auff Dich stets wollen legen?

Was von Sempronia der Römer Mund noch spricht  
Das hat dein treuer Fleiß an uns gewiß verricht /  
Wir wissen alle noch mit was vor Müh und Wachen  
Du stets vor uns gesorgt. Zwölff Kinder auffzuziehn;  
Erfordert viele Treu und ämsiges Bemühn;  
Dir aber konte nichts die Arbeit sauer machen.  
Was kan nun besser seyn / daß sich zur Grab-Schrifft füget /  
Als wenn man schreibt: das hier die treue Mutter lieget.

Und diese deine Treu hat viele Frucht gebracht;  
Sie und die Gottesfurcht hat Dich beglückt gemacht.  
Kein Monat / schlägt man nach / ist in dem Jahr zu zeigen  
Da Dir der Höchste nicht bald Kind bald Enckel gab /

<sup>31)</sup> 1. Könige 17, 14.

<sup>32)</sup> Im Anschluß an dieses Gedicht auf den Tod seiner Mutter hat Mag. J. H. Sommer die Geburts- und Sterbedaten aller Kinder und Enkel nach den jeweiligen Daten für jeden Monat aufgeführt.

Die Zahl derselbigen so theils noch um dein Grab  
In tieffer Trauer stehn / wird bis an Sechzig steigen; <sup>32)</sup>  
Und keines / welches viel / hat Dir der HERR gegeben  
An dem Er Dich nicht auch hat lassen Freud erleben.  
Doch Sorg und Kummer blieb nicht gäntzlich bey dir aus;  
Das Creutze kam zugleich gar häufig in dein Hauß;  
Du mustest offtermals betrübt bey Gräbern klagen /  
Wie jeder Monat Dich mit Kindern hat erfreut /  
So hat ein jeglicher Cypressen auch gestreut / <sup>32)</sup>  
Du kontest ebenfals von so viel Leichen sagen;  
Bey deiner Tage Last die Dich genug gekränket  
War Dir des Creutzes Kelch bis oben eingeschenket.

Allein nach vieler Quaal und funffzigjähr'ger Eh  
So naht sich auch das Ziel von allem deinem Weh /  
Ein sanfft und stiller Tod löst alle die Beschwerden;  
Nachdem Du dein Hauß vorhero wohl bestellt /  
Die Deinigen versorgt / so gehst Du aus der Welt /  
Und wir / die Dich bisher / weil Du bey uns auff Erden /  
Gesegnet / treu / beglückt / und auch betrübt gekennet /  
Die wissen daß man Dich itzt die Erlöste nennet.

Nur Dir / mein Vater / fällt die Last fast allzuschwer /  
Der übermachte Schmertz / des Kummers gantzes Heer  
Dringt iezt allein auff Dich. Du wirst krumm und gebücket  
Die gantze Lebens-Zeit / so Dir noch übrig / gehn /  
Ich kan mich Dich selbst nicht zu trösten unterstehn;  
Ich weiß wie dieses Creutz mich ebenfals gedrücket; <sup>33)</sup>  
Wie sol dein Alter nun dasselbe wohl ertragen  
Was ich zu schwer befand bey noch viel jüngern Tagen.

Doch dein beredter Mund der sonst Tröstung fand /  
Der Zions Wunden offt / so tieff sie auch / verband /  
Der muß bey <sup>iesem</sup> Fall uns ein Exempel weisen  
Und sprechen: Was GOtt thut ist alles wohl gethan /  
Ich nehme diesen Kelch von seinen Händen an /  
Und wil auch da Er schlägt des HERrn Nahmen preisen.  
So wird wie schwer es fällt / den Schmertz zu überwinden  
Vor Dich in Gilead sich noch ein Balsam finden.“

Nicht lange danach rief Gott auch den Vater, Magister Christoph Sommer heim. Am „1. Maj Festo S. Ap. Phil. & Jacobi“ hatte er noch „auf seiner

<sup>33)</sup> Am 29. Mai 1713 war Mag. Joh. H. Sommers 1. Frau Anna Ursula, geb. Bleyl gestorben (VuH 1/14)

heiligen Cantzel / aus damaligem Evangelio sehr beweglich und freudig von denen himmlischen Wohnungen geredet“. Da wurde er krank und nachdem er 8 Wochen an einer abzehrenden Krankheit gelegen, starb er am Tage Mariä Heimsuchung, am 2. Juli 1717<sup>34)</sup> im Alter von 76 Jahren und wurde am 14. Juli neben seiner Frau beigesetzt<sup>35)</sup>. „Drey seiner Söhne hat“ Magister Christoph Sommer „als Gelehrter in allen drey Facultäten gesehen“<sup>36)</sup>. Einer davon, Magister Johann Heinreich, war — wie sein Vater und Großvater — Pfarrer geworden. Sein Lebensbild besitzen wir aus der Hand seines Sohnes Siegesmund<sup>37)</sup>, der es als „Geburtstags-Carmen“ auf den 78. Geburtstag seines Vaters 1752 dichtete<sup>38)</sup>:

„Gott lob! es sind nun 70 Jahr und 7 drüber schon verflossen,  
Da Du, mein Vater, GOttes Treu auf Deiner Pilgrimschaft genossen,  
Erlaube Deinem eingen Sohn, daß er anietzt zurücke denckt,  
Und Dir an diesem frohen Tage ein kindlich Freuden-Opfer schenkt.  
Mein reges Auge sieht zuerst, mein Vater, den Geburts-Ort liegen,  
Den Ort, da man vor langer Zeit, bei einem schwergemachten Siegen  
Die Zuflucht nahm, und OIHS nante, weil man den Heiland brüngst bat,  
Sich auch als Helfer hier zu zeigen: er thats, und zeigte durch die That,

<sup>34)</sup> LP S. 37.

<sup>35)</sup> S. 39 der LP wird der „merkwürdige Traum / dessen zu Ende in des seligen Herrn Senioris Personalien gedacht wird“ mitgeteilt. Das in der Stolberg-Stolbergschen Leichenpredigtsammlung (Staatsarchiv Düsseldorf) Nr. 21213/4 befindliche Exemplar der LP auf Mag. Chr. Sommer und seine Frau enthält die Zeichnung des gemeinsamen Grabsteins. Diese dürfte, wie v. Arnswaldt vermutet (VuH I, 36), von dem Sohn Johann Christoph stammen, der in Landeshut Maler war (VuH I, 38). Ein von Engeln gehaltenes Trauertuch verhüllt die obere Hälfte des äußeren Randes des Steines, in dessen oberen Ecken sich die Medaillon-Bilder von Mag. Christoph Sommer und Magdalena, geb. Kretschmer befinden. Die Grabinschriften, die durch einen Kruzifixus von einander getrennt werden, haben folgenden Wortlaut: „Hier ruhen die Gebeine T. Hr. M. Christoph Sommers, / 50½ Jahr lang treu verdienter Pastor: althier. / 2 Ligni: Cire: Senior: u. Consistorial emer: / welcher alles was er war und vermochte / einzig und allein der Gnade Gottes / nichts aber sich selbst zuschrieb. / daher war er / in seinem Amt eyfrig und lehrreich in seinem Wandel erbaulich / bey allem Creutz geduldig / in allen Gefahr unerschrocken / bey allem Glück und Ehren demütig / und hielt sich aller Gnade Gottes zugewandt / Nach dem er 49½ Jahr in beglückter Ehe gelebt / und daraus 6 Söhne und 6 Töchter / seiner Nachkommen aber zusammen 59 gesehen / ist er Anno 1717. den 2 Julij / im 76sten Jahre seines Alters / seiner Ehefrauen nach 3 Monath / seelig nachgefolget. /“. Der Mutter wurde als Grabschrift gewidmet: „Hier ruhet der Leib / eines liebreichen Ehemahls u. tr. Mut. / T. Fr. Magdalena Sommer gebr. Kretschmer. / welche ihre Liebe und Treue / in ihrer 49½ jährigen Ehe / mit T. Hr. M. Christoph Sommern / an ihm und ihren 12 Kindern / und vielen Kinds- und Enkel-Kinder / deren sie zusammen 59 erlebet / genungsam bewiesen. / Ihr Glaube und Gotteseligkeit / verband sie mit Gott / ihre Liebe und Dienstfertigkeit / mit ihrem Nechsten / ihre Demuth gewan die Höhern / ihre Freudekeit die Gleichen u. Nieder / ihr Wolthun erquickte die Armen / und also lebt ihr Ruhm bey allen / ob sie gleich Anno 1717 den 7. April. / im 69. Jahr ihres Alters / seelig gestorben.“ Über dem Kruzifix — neben den Engeln — die Texte für die LP: links: „Gen. XXXII, V. 10. 1. Cor. XV. V. 10“ und rechts: „Psalm XXXVII. V. 5“. Unter beiden Grabinschriften ist noch folgender Vers zu finden (cf. VuH II/204): „Treue Eltern / deren Herten stets im Leben eines war / Sind nun in ein Grab gelegt / nach dem ausgestandnen Leyden / Kind und Kindes-Kind beweinen ihren Tod im Jubel-Jahr; / Aber sie erfreuen sich bey des Lammes Hochzeit Freuden. / Leser bilde dir nicht Freude hier in Kedars Hütten ein / Denn es kan uns nur alleine wohl bey Gott im Himmel sein.“ Für frdl. Überlassung des Mikrofilms dem Staatsarchiv Düsseldorf herzl. Dank!

<sup>36)</sup> LP S. 36.

<sup>37)</sup> VuH S. 75.

<sup>38)</sup> VuH Anm. I, 35 und II, 7 sowie vor allem II, 149 und S. 120 § 116 ff.

Daß seine Hände nicht zu kurz zur Rettung seiner Kinder waren.  
(Mein Leser, dieses Heil geschah vor 12 und 5 mahl 100 Jahren) <sup>a)</sup>  
Hier wurdest Du zur Welt gebohren, es war der allerlängste Tag <sup>b)</sup>  
Im gantzen Jahr, indem die Erde der Sonne hier am nächsten lag.  
Der Sommer traf nun eben ein, da du, mein Sommer, zu uns kamst:  
Und also mit der Sommer-Zeit nach Gottes Winck den Anfang nahmest.  
Du wurdest durch das Bad der Taufe dem rechten Weinstock einverleibt.  
Der Dir, in ihm gepropften Zweige, durch seinen Saft zum Wachsen treibt.  
Es war der 25ste im Junio hierzu erlesen <sup>c)</sup>

Der Tag, an dem man ehedem zu Augsburg war bemüht gewesen  
Des reinen Glaubens Grund-Articul der Lutherischen Religion  
Mit Hand und Mund bekant zu machen, und sich vor Carl des Vten Thron  
Zu dem Bekentnis-Buch zu weyhn; dis Denckmal konte Dich belehren,  
Wie gut es sey, des Lebens Kraft in Diensten Gottes zu verzehren.  
Du wurdest schon bey diesem Bade den Knechten GOttes zugezählt,  
Und Deine theur erkauftे Seele von JESU selbst zur Braut erwält.  
Der Höchste lenkte Deinen Weg und bahnte selbst die besten Stege  
zu Deinem wahren Wohlergeh: gewis, wenn ich nur überlege;  
Wie herlich Dich der HERR geführt von Deiner zarten Kindheit an:  
Von einem Jahre bis zum andern, was seine Vater-Hand gethan;  
So ruf ich voll Verwunderung aus: Wie über groß ist deine Güte,  
O Vater der Barmherzigkeit! Es wallt mein kindliches Gemüte,  
Wenn ich an jene Führung denke, da Du die Linden-Stadt begrüst <sup>d)</sup>  
Wo sich auf ächte Musen-Söhne der edlen Weisheit Quell ergist.  
Hier nahmest Du im Wissen zu, und lerntest auch das beste Wissen,  
Den holden Seelen-Bräutigam in holder Liebes-Brunst zu küssen.  
Hier brach das Licht durch Deine Seele, hier ging die rechte Sonne auf.  
Hier liefest Du bey dem Studieren zugleich den wahren Christen-Lauf.  
Es ging dabey durch manchen Kampf, Du wurdest bald durch Dorn und Hecken

Die mit kleinen Buchstaben bezeichneten Anmerkungen stammen meist von Johann Siegmund Sommers eigener Hand:

- a) Es geschah nemlich 1241 ohnweit OIHS die bekante grosse Schlacht zwischen den Christen und Tartarn, als welche von dem rechten Ohr der Christen, die sie abschnitten, 12 Korn-Säcke anfülleten: da nun eben viele von den Christen in der grössten Noth gewesen, sind sie von dem platten Berge, da diese Schlacht gehalten wurde, herüber gelaufen, und haben geschrieben: O Jes, hilf uns! Ueber welchem Geschrey GOtt ein Schrecken unter die Tartarn geschickt, daß sie geflohen, und die Christen also errettet worden: da denn an dem Orte eine Kirche aufgerichtet worden, welche zu diesem Andenken OIHS oder O Jes, genant worden: daher denn auch dieses Dorf den Namen bekommen hat, und die in dieser Kirche oben an der Decke geschriebene Anfangs-Buchstaben dieses Namens I. H. S. sind zugleich die Anfangs-Buchstaben des Vor- und Zunahmens meines lieben Vaters. Hierzu VuH Anm. I, 35 und Ehrhardt, Presbyterologie, IV, S. 723.
- b) Nemlich den 21sten Junii des 1675sten Jahres, als an welchem Tage immer Sommers Anfang ist.
- c) An welchem Tage des 1530sten Jahres zu Augspurg die Confeßion von den Lutherischen Fürsten dem Käyser Carl Vten übergeben wurde.
- d) Nachdem mein Vater zuerst in der lignitschen Stadt-Schule und hernach auf dem berühmten Gymnasio zu St. Elisabeth in Breslau frequentiret; so kam er 1697 den 22sten April nach Leipzig auf die Universität. VuH Anm. I, 12.

Bald in die Einsamkeit geführt; bald wolte Dich der Satan schrecken;  
Bald machten Dir die Anverwandten selbst in der besten Meinung Noth;  
Bald äfte Dich Dein eigen Hertze. Jedoch der starke Zebaoth  
Half glücklich durch den Kampf zum Sieg er lies Dich wahre Ruhe finden,  
Da musten Zweifel Angst und Noth zu Deiner Freude bald verschwinden.  
Hier wurdest Du auf den gegründet, der seiner Kirche Eckstein ist:  
Auf einen Fels, der ewig stehet, aus dem ein Meer des Segens fliest.  
Hier wurdest Du das andre mahl zum Knecht des Höchsten eingeweyhet <sup>e)</sup>),  
Indem Dich JESus selbst gesalbt durch seinen Geist, der Abba schreyet.  
Du mustest auch Magister werden, dis war der werthen Eltern Rath,  
Hier selbst Collegia zu lesen, wer weis, was GOTt beschlossen hat.  
Es geht oft anders, als man denkt, doch wer sich läst von ihm regieren,  
Kan stets, zu seiner Hertzens-Lust, auf seinen Wegen Seegen spüren.  
Dis hast Du damals auch erfahren, da Dich der HERR ins Vaterland  
Durch seinen Winck zurück berufen. Du giengst, so bald er Dich gesandt,  
Zuerst in Deines Vaters Haus. Hier kontest du drey Schwestern lehren,  
Wie gut es sey, von Hertzen sich zu seinem JESu zu bekehren.  
Der Höchste gab hierzu Gedeyen: er lenkte selber ihren Sinn.  
Sie fühlten seines Geistes Triebe: gewis ein köstlicher Gewinn.  
Die erste Frucht von Deiner Saat wuchs in dem Schoos der Anverwandten,  
Den ersten Lohn von Deiner Müh entrichteten Dir die Bekandten,  
Hierauf wies Dir der HErr der Erndte ein größer Feld zum erndten an,  
Es wurde nach sechs Viertel-Jahren der Antrag zu dem Amt gethan,  
Daß Du das Bielwieser Volck <sup>f)</sup> aus Gottes Wort belehren woltest.  
Du überlegtest hin und her, was Du zur Antwort sagen soltest.  
Bei nahe war es schon verbetten, doch da der HERR dich gehen hies;  
So kontest Du nicht wiederstreben, Du giengst, wohin dein Hirte wies.  
Du wurdest durch des Vaters Hand zu diesem Amte ordiniret <sup>g)</sup>),  
Und von Herr Hänseln gleich darauf bey der Gemeinde eingeführet.  
Zwei Jahre waren hier verflossen; so ward Dir eine Braut vermählt <sup>h)</sup>),  
Die Dir der HERR nach seinem Willen zur Ehe-Gattin zugezält.  
Du spürtest GOTtes Vaters-Treu in Deinem neuen Priester-Orden,  
Dein Hertz ward immer mehr gewis, daß Du von ihm gesandt geworden.  
Du lehrtest in des HERren Namen, er gab selbst seinem Donner Kraft,

- e) Nemlich GOTt hat ihm durch den christlichen Umgang eines redlichen Stud. Medicinae, Namens Labach, der nachgehends in Halle im Waysen-Hause selig gestorben, und durch Lesung D. Speners praefation ad Tab. über D. Danhauers Hodosophie, Luttkemanns Vorschmack göttlichere Güte, und Baili Praxi Pietatis, die Augen aufgethan, zu einer wahren Sinnesänderung. VuH Anm. II, 12.
- f) Er ward nemlich A 1703 den 5ten Nov. nach Bielwiese in ein Dorf im Wolauischen Fürstenthum in Schlesien vociret. cf. Anm. 14.
- g) Es ward nemlich sein seliger Vater, M. Christoph Sommer, damals zweyer Lignitschen Creisse Senior, zuletzt Consistorii Lignicens. Assess. Emeritus mit zu seiner Ordination in Lignitz genommen, cf. LP S. 36.
- h) Nemlich A. 1705 den 7ten October Jungfer A. Ursula, des seligen Herrn Gottfried Bleyels, gewesenen Pastoris in Dirsdorf hinterlassene jüngste Tochter. VuH Anm. I, 14.

Und rührte manchen frechen Sünder durch seinen Geist, der Gutes schaft.  
Es ward Dir auch ein Kind gebohren, mit dem sich Mäderjan vertraut<sup>i)</sup>:  
Durch den der HERR an manchen Orten sein Zion wieder aufgebaut:  
Und da der Todt das Band getrennt, ward sie von Küseln auserlesen,  
Der ehedem in Thommendorf des Mäderjans Gehülf gewesen.  
Des Höchsten Wege sind verborgen, sein Rath ist warlich wunderbar:  
Denn als Du hier an diesem Orte nun eben in das fünfte Jahr  
Dem Ober-Hirten treu gedienet, so soltest Du schon weiter gehen,  
Und mit dem Samen seines Wortes ein anderweitig Feld besäen.  
Zwar kontest Du Dich nicht entschließen, nach Herrennatschelnitz zu ziehn;  
Indem bey weiterm Ueberlegen noch manches sehr bedenklich schien.  
Doch war auch hier Dein Aufenthalt nicht länger mehr nach GOttes Willen,  
Du mustest, als sein treuer Knecht, in allem seinen Winck erfüllen.  
Er schickte Dir Vocation, den Fuß nach Dittersbach zu lenken<sup>k)</sup>  
Und auf den Wachsthum seines Reichs an diesem Ort mit Ernst zu dencken.  
Du folgstest willig seiner Stimme, Dein Hirte gieng auch hier voran,  
Und machte selber seinem Worte in dieser Gegend Lauf und Bahn.  
Drey Jahre wäre das Bemühn, das angewiesne Feld zu düngen,  
Und Deinem grossen Oberherrn durch seinen Beistand Frucht zu bringen.  
Die Vorsicht winckte schon von neuem, der Höchste rief Dich wieder fort,  
Und wies Dir ohne Dein Vermuthen noch einen ungleich grössern Ort<sup>l)</sup>  
Zu Deiner Sorg und Wartung an: das machte sorgliche Gedancken,  
Dir fiel bald dis, bald jenes ein, der Muth fieng öfters an zu wancken.  
Du spürtest damals wenig Seegen von Deiner ausgesträuten Saat  
in den bisherigen Gemeinden, jedoch es war des HErrn Rath,  
Dis brachte Dich auf den Entschluß, in aller Einfalt hinzugehen,  
Und nicht auf Deine Tüchtigkeit, nein, nur auf GOttes Winck zu sehen.  
Hier hast Du nun in 17 Jahren den Seegen mercklicher gespürt,  
Ja Du bewunderst auch noch heute, wie glücklich da der HERR geführt.  
Hier kamen stat der magern Zeiten zu Deiner Lust die fetten Jahre,  
Hier rauchte mehr als ehedem der Weyrauch auf dem Danck-Altare,  
Hier halfen Dir drey wackre Männer<sup>m)</sup> an Deinem grossen Netze ziehn.  
Und kurtz, hier fing das Wohl der Heerde recht schön und merklich an zu  
blühn.

Was aber treibt mein Blut so starck, indem ich ietzt an Dirsdorf dencke,

i) Nemlich Jungfer A. Elisabeth, zuerst mit Herr Daniel Gottlieb Mäderjan. Past. Substit in Thommendorf A. 1725 den 31sten October copulirt, und nach dessen sel. Tode A. 1735 den 25sten October mit Hr. Joh. Conrad Küseln, damals Compast. in Christianstadt, nach gehens in Billendorff, anitzt in Laubnitz im Sorauischen. VuH Anm. I, 19, I, 40a und II, 74.

k) Zu einer Gemeinde im Lignitschen, Dittersbach und Hertzogswalde A. 1708 den 7en October.

l) Nemlich Dirsdorf im Briegischen Fürstenthum A. 1711 den 22sten Sept.

m) Nemlich vorgedachter Herr Daniel Gottlieb Mäderjan, Herr Joh. Böhmel, jetzo Pastor in Benaci im Sorauischen. Herr Christoph Seliger, ifzt Pastor in Langenölse in Schlesien. VuH Anm. II, 23.

Und mein nachdenkendes Gemüth auf GOttes weise Führung lencke?  
Hier starb die treue Ehegattin, mit der Dein Hertz vergnügt gelebt,  
Und die Dir noch an diesem Tage gewis vor Deinen Augen schwebt.  
Sie schließt im HERRN selig ein, und ruhet sanft in ihrer Kammer.  
Dich schmertzt zwar der frühe Todt, doch wurde dieser herbe Jammer  
Durch eine nicht geringe Freude nicht lange drauf von GOtt gestillt.  
Er lies Dich eine andre finden, Dein Wünschen wurde bald erfüllt.  
Es wurde Minor Dir bekannt, ein Mann, der sich in GOttes Wegen  
Schon manches Jahr hindurch geübt, und dessen nicht geringer Seegen  
Von seiner Treu im Amte zeugte. Hier fandest Du Dich öfters ein,  
Mit ihm ein gutes Wort zu sprechen, und in dem HERren zu erfreun.  
Der Höchste lenkte Deinen Sinn, die älteste Tochter Dir zu wählen,  
Herr Minor sagte willig ja. Und lies Dich drauf mit ihr vermählen <sup>n)</sup>.  
Hier wird das Hertz von neuem rege: denn diese ists, die mich gebahr,  
Da ich von vier geschenkten Kindern der letzte Sohn der Schmertzen war.  
Die ersten drei deckt schon das Grab. Ich bin davon nur noch am Leben,  
Dis Leben sey, o Schöpfer; dir zu deinem Dienste dargegeben,  
Thu nur mit mir was dir beliebet, und laß mich ganz dein eigen seyn,  
Ich wickle mich an diesem Tage aufs neu in dein Erbarmen ein,  
Nun komm ich wiederum auf Dich, mein Vater, den ich kindlich liebe,  
Du spürtest hier zu Deiner Lust, wie GOttes Geist durch seine Triebe  
Die Finsternis mit Macht besiegte, es kam das Volck oft haufenweis,  
Auch wol von drei und mehrern Meilen, sie scheutn keinen Gang und Schweis,  
Die Sehnsucht nach der Seelen Heil versüste leichtlich die Beschwerden,  
Es war bei vielen rechter Ernst, sie wolten gerne seelig werden.  
Dis machte Dir wol viel zu schaffen; allein was thut die Liebe nicht!  
Dein Hertz war nicht auf gute Tage, wie auf der SeelenWohl gericht.  
Doch da man so das Werck des HERren mit allem Fleiß und Eifer trieb,  
so war es auch nicht zu bewundern, daß man nicht ohne Leiden blieb,  
Die alte Schlange sträubte sich, die Feinde fingen an zu toben,  
Es thut dem Schlangen-Saamen weh, wenn Kinder GOttes JESum loben.  
Die Freunde sind oft falsche Brüder, sie geben uns den Judas-Kus,  
Und machen mit dem Schein des Rechten den Gliedern Christi nur Verdrus  
So ging es eben damals her, dis konte Dein Exempel lehren,  
Man stelte häufig Fallen auf, man kam bald dis, bald das zu hören,  
Und endlich ward der Stab gebrochen, es hieß: du bist ein Pietist,  
Ein Prediger, der durch sein Lehren des edlen Friedens Stöhrer ist.  
Just eben so wies JESU gieng, da er mit Macht im Tempel lehrte,  
Und sich noch mancher von dem Volck zu ihm mit Hertz und Mund bekehrte,  
Daß man ihn den Verführer nante: so geht es Kindern GOttes noch,

n) Nemlich mit Jungfer Juliana Elisabet, meiner treuen Mutter, Herr Melchior Minoris, Pastor in Zitzendorf und Dittmannsdorf, und zuletzt im Briegischen Fürstenthum ältesten Tochter erster Ehe. VuH Anm. II, 69 und 71a.

Sie tragen als des Meisters Jünger, auch das von ihm getragne Joch.  
Warum betrübst du dich mein Hertz; dies Liedchen woltest Du erklären,  
Und Deinem Dir vertrauten Volck den schönen Inhalt kürtzlich lehren.  
Dis war der Wunsch und gute Wille, der Anfang ward auch schon gemacht,  
Doch noch an eben diesem Tage ward Dir die schnelle Post gebracht <sup>o)</sup>),  
Du soltest gleich den Tag darauf nach Brieg vor die Regierung kommen;  
Du folgtest willig dem Befehl, die Reise wurde vorgenommen.  
Hier wurde Dir Bescheid gegeben, noch eine Weile zu verziehn,  
Du mustest dich hierzu bequemen, wiewol es sehr bedencklich schien.  
Hier lerntest Du das Lied verstehn, das Du in Dirsdorf angefangen <sup>p)</sup>),  
Und kontest in der Traurigkeit den größten Trost daraus erlangen.  
Beinahe mustest Du 2 Jahre in diesem Stadt-Arreste seyn,  
Du warst in eigenem Gedinge <sup>q)</sup>), doch ließ man jeden zu Dir ein.  
Des HERRN Rechte stärkte Dich, und ließ Dich niemals unterliegen:  
Er half Dir selbst durch seine Kraft Angst, Kummer, Sorgen, Furcht besiegen.  
Ich eile, da der Raum der Zeilen mich kurtz zu fassen mir befiehlt,  
Und da mein angeflammt Gemüte noch eine andre Regung fühlt.  
Es wurde nun der Schlus gefast, aus Schlesien Dich zu verjagen,  
Auch dieses trugst Du mit Geduld, der Höchste half Dir selber tragen,  
Du gingst von Deinen Anverwandten, von Deiner nächsten Freundschaft aus,  
Und kamst durch GOttes weises Führen nicht mehr nach Dirsdorf in Dein Haus.  
Jedoch der Höchste hatte schon für Dich ein Oertgen ausersehen,  
Du soltest nun nach Thommendorf zu Deinen lieben Kindern gehen.  
So giengst Du nun mit tausend Freuden aus Deinem Vaterlande fort,  
Und kamst vergnügt und wohlbehalten an den vor Dich bestimmten Ort.  
Der Gottesdienst war eben aus, als Du vom Wagen abgestiegen,  
Hier muste sichs recht wunderbar zu deiner größten Freude fügen,  
Daß die Gemeinde aus dem Liede: Ich ruf zu dir etc. die Worte sang:  
Laß mich nicht Lust, noch Furcht abwenden etc. Dis war ein angenehmer Klang.  
Dir kam sogleich in Deinen Sinn: Gott Lob! dis ist noch nicht geschehen,  
Ich will, ach gib mir Krafft dazu! auch fernerhin nicht von dir gehen.  
Drauf mustets Du nach Sorau gehen. Du folgtest willig Schritt vor Schritt,  
Und nahmst auch meine liebe Mutter, und mich, und meinen Bruder mit.  
Hier assen wir aus GOttes Hand, der Höchste lies kein Gutes fehlen,  
Wir können nicht den kleinsten Theil von seiner Vater-Treu erzählen,  
Hier dachten wir nun stets zu bleiben. Du danktest GOtt vor diese Ruh,

o) Am 7ten Sonntag nach Trinit. A. 1728.

p) Denn eine lieblich singende Weibes-Person, die meinem Vater gleich über wohnte, sang fast täglich dieses Lied, wobey er Gelegenheit hatte, in seinem Arest in stiller Gelassenheit nachzudenken. Wobey von ohngefehr sichs fügen musste, daß, da er das letzte mal in Brieg in der Kirche gewesen war, am Ende des Gottesdienstes zuletzt die 2 letzten Verse aus diesem Liede gesungen wurden: Ich dank Dir, Christe, GOttes Sohn etc.

q) Gedinge, eine nahe Anverwandtin in Brieg, hat den ersten Tag seiner Hinkunft in Brieg ein neu Testament für ihn aufgeschlagen, und zuerst ins Gesicht bekommen Apostelgesch. 28, v. 30: Paulus aber blieb 2 Jahr in seinem eigenen Gedinge.

Doch der, der alles weislich führt, sprach unvermutlich nein dazu.  
Er führte Dich nach Schortewitz<sup>r)</sup>, hier soltest Du noch ferner dienen,  
Und als ein Palm-Baum ihm zum Ruhme auch selbst im hohen Alter grünen.  
Nun sind es 21 Jahre, daß Du an diesem Ort gelebt,  
Und daß Dich Gottes Vaters Güte zu unsrer Freude trägt und hebt.  
Wer hätte dieses wohl geglaubt, daß Du in diesen fremden Fluren  
In Anhalt-Cöthnischen Revier so viele tausend Seegens-Spuren  
So lange Zeit geniesen soltest; und dennoch hats der HErr gethan:  
Drum stimmen wir an diesem Tage mit Hertzens-Lust ein Loblied an:  
Lob für so manchen Freudenblick! Lob für Hülf, Leben, Heil und Stärke!  
Lob für all Seel- und Leibes-Glück! Lob, Lob für alle seine Werke!  
Nun, mein bejahrter Vater, blühe noch ferner zu des Höchsten Preiß;  
Er kröne Deine letztern Jahre und segne Deinen letzten Fleiß  
Mit tausendfachen Wohlergehen. Er flösse neue Lebens-Säfte  
In Deine matten Glieder ein. Er lasse Deine letzten Kräfftet  
Zum Wachsthum seiner Kirche dienen: er überströme Deinen Geist  
Mit allem, was er aus dem Geschlechte der Frommen gnädiglich verheist.  
Sein Segen schaue auch auf die, die Dir, mein Vater, angehören,  
Er gebe, daß wir dort in jenen schönen Himmels-Chören  
Sein Lob in Ewigkeit besingen. Die Freunde, die hier unten stehn,  
Die wünschen auch an diesem Tage ein unaufhörlich Wohlergeh<sup>39)</sup>.“

r) Schortewitz und Kösitz im Anhalt-Cöthnischen A. 1731 den 2ten Jun. VuH Anm. I, 1.

<sup>39)</sup> Auf dem Titelblatt des „Geburtstags-Carmens“ sind die Freunde aufgeführt, auf deren Kosten dieses gedruckt wurde, „welche zugleich ihren Glückwunsch hiemit abstellen: J. F. Backe, J. F. Erdmann, W. Pechüll, D. F. Movius, D. F. Ramler, J. F. Turow (VuH Anm. II, 212), J. F. Kienell, J. F. Schmidt, L. E. Senft, D. Bernsee, D. Jordan, J, J. Lietze, C. Rabenhorst, C. Thimme.“

Beigefügt ist dem „Geburtstags-Carmen“ ein besonderer Zettel: 21,2 cm breit und 17,3 cm hoch. Unter drei Kronen eine Zierleiste. In dieser:

Mein JESU, bis hieher, hast du mich wohl geführet,  
getragen und gepflegt. Was hab ich doch verspüret?  
Nichts als nur  
(rechte Seite): lauter Treu, nur Langmuth, nur Geduld.  
Ach gönñ auch heut aufs neu mir deine Treu und Huld.  
(Unterer Rand):  
Durchstreiche mit deinem Blut des alten Jahres Schulden,  
und komm, mich ferner noch zu tragen und zu dulden.  
Denn diesem  
(linke Seite): schreib ich doch mein ganzes Heil nur zu,  
da ich in deiner Huld und Treu allein nur ruh.  
Im Mittelfeld: Psalm 78, 5.  
Der HERR richtet ein Zeugniß auf in Jacob, und gab ein Gesetz in Israel, daß er unsren Vätern gebot zu lehren ihre Kinder.  
Jetzt neun und vierzig Jahr hab ich dein göttlich Wort,  
So wol in Schlesien als auch an diesem Ort,  
O mein Immanuel! in Schwachheit vorgetragen.  
Ich weiß zwar nicht gar viel von großer Furcht zu sagen,  
Doch hab ich auch dabey bisweilen noch gespürt,  
Wie GOTT manch hartes Hertz, durch selbiges geführt.  
Mein GOTT, vergib die Schuld, die ich dabey begangen,  
Und laß, durch JESU Blut, mich gnad und Heil erlangen.  
Dir aber sey dafür unendlich Dank gebracht,  
Das du mich, armen Wurm, zu deinem Knecht gemacht.  
Laß, was ich ausgestreut, noch künftig Früchte bringen,  
So will ich ewig dir, ein Halleluja singen.

Schortewitz den 21 Jun. 1752“

Der Verfasser dieser Zeilen, Johann Siegmund Sommer, war der 4. Theologe in diesem Pfarrergeschlecht. Ein Lebenslauf von ihm ist nicht vorhanden. So wissen wir nur wenig über ihn. Er war am 2. Mai 1727 in Dirsdorf geboren worden. Wie er im Lebenslauf seines Vaters bereits erwähnte, traf auch ihn die Ausweisung seines Vaters. Als vierjähriger Junge kam er mit seinen Eltern nach Schortewitz im damaligen Fürstentum Anhalt-Cöthen. Den ersten Unterricht wird er von seinem Vater oder von dem auch aus Schlesien stammenden Adjunkten und treuen Helfer Mag. J. H. Sommers in Schortewitz Johann Adam Bratke<sup>40)</sup> erhalten haben. Mit den Informatoren, die bei der Unterweisung der Kinder halfen, verband ihn auch ein enges Band<sup>41)</sup>. Von 1740 bis 1744 empfängt er seine Ausbildung in Kloster Bergen, der Schulanstalt des Abtes Steinmetz. Ihn und Mag. Sommer verbanden von Schlesien her engste Freundschaftsbande, die das ganze Leben hindurch gehalten haben<sup>42)</sup>. Am 12. Mai 1745 geht Johann Siegmund Sommer nach Halle. Hier nimmt er an dem regen geistigen Leben teil, das von dort ausging. Christian Friedrich Schwarz, der als der „KönigsPriester“ in die Missions-Geschichte einging, ist sein Freund<sup>43)</sup> und kommt durch ihn zur Aushilfe nach Schortewitz, um hier eins seiner entscheidenden Erlebnisse zu empfangen, die sein Leben formten. Wir finden Johann Siegmund Sommer unter den Mitarbeitern des „Institutum Judaicum“<sup>44)</sup> und der „Cöthenschen Lieder“<sup>45)</sup>. Am 16. Dezember 1746 legt er in Schortewitz sein erstes, und am 27. Dezember sein zweites katechetisches Examen ab. Nachdem er am 31. März 1747 seine 1. Predigt in Schortewitz gehalten hat, finden wir ihn ab April wieder in Halle, wo er an den Schulen des Waisenhauses als Informator tätig ist. Am 18. Dezember 1749 wird er „Inspector Puellarum“ und geht schließlich 1752 am 3. Oktober nach Sorau, als Hilfe für den Archidiakonus Stephanii. Nach dessen Tode unternimmt er die Reise durch Schlesien, die er in seinem „Reise-Diarium“<sup>46)</sup> beschrieben hat. Kurze Zeit finden wir ihn im Elternhaus, dann geht er zurück zu seinem Schwager Küsel nach Laubnitz<sup>47)</sup>. Aber bereits am 17. Mai 1755 verlöscht die Flamme seines Lebenslichtes. So geht mit ihm der letzte<sup>48)</sup> Theologe aus dem Pfarrergeschlecht Sommer dahin, da er unverheiratet geblieben ist und keine Kinder hinterließ. Überlebt wurde er noch um fast drei Jahre von seinem alten Vater, Magister Johann Heinrich Sommer, der am 15. März 1758 in Schortewitz heimgeht, bald gefolgt von seiner Gattin, die am 30. Mai des gleichen Jahres von Gott in die Ewigkeit gerufen wird.

Wolfgang Sachs

<sup>40)</sup> VuH Anm. I, 26.

<sup>41)</sup> z. B. VuH Anm. II, 180.

<sup>42)</sup> VuH Anm. I, 23.

<sup>43)</sup> VuH Anm. II, 5.

<sup>44)</sup> VuH Anm. II, 106.

<sup>45)</sup> VuH Anm. II, 6.

<sup>46)</sup> VuH S. 77 ff.

<sup>47)</sup> VuH Anm. II, 74.

<sup>48)</sup> Überlebt wurde er auch von Christoph Christian Sommer (VuH Anm. I, 38), aber in der direkten Geschlechterfolge ist Johann Siegmund Sommer der letzte.

# Johann Gottfried Scheibel und der Breslauer Protest gegen die preußische Union

## I.

Der schlesische Lutheraner Johann Gottfried Scheibel ist in die Kirchengeschichte als der große Kämpfer gegen die preußische Union eingegangen, deren gedacht werden muß, wenn der Grund des theologischen Einspruchs Scheibels verstanden und in seiner Bedeutung richtig gewürdigt werden soll.

Nicht überall wurde die Union so radikal durchgeführt wie in der bayerischen Rheinpfalz, wo die Union von 1817 nur die Heilige Schrift als Norm proklamierte. Alle anderen Bekenntnisunterschiede erschienen als unwesentlich. Auch in Hessen-Nassau, Hessen-Darmstadt und Baden kam es zu Unionen, wobei die Kirchen verschiedene Namen annahmen und ihr Verhältnis zu den historischen Bekenntnissen verschieden umschrieben. Einen tiefen Einschnitt in die neuere Kirchengeschichte bedeutet der Aufruf zur Union durch König Friedrich Wilhelm III. von Preußen am 27. 9. 1817.

Preußen war durch die Geschichte der Hohenzöllerndynastie zur Union geneigt. 1613 war Kurfürst Johann Sigismund zum reformierten Bekenntnis übergetreten. Seine Untertanen blieben lutherisch. Der Konfessionswechsel war vor allem motiviert durch die Annahme, daß der Calvinismus allen gegenreformatorischen Tendenzen größeren Widerstand entgegensetzen könne als das Lutherum. War das brandenburgische Herrscherhaus im 16. Jahrhundert auch nur zögernd der Reformation beigetreten und hatte es auf gottesdienstlicher Ebene beachtliche Bestrebungen gegeben, möglichst viel altkirchliches Gut zu übernehmen, so entwickelte sich nun im 17. Jahrhundert ein besonderes antirömisches Bewußtsein. Schon 1648 verfügte Brandenburg über einen Stamm reformierter Staatsdiener, die aus den Familien der reformierten Hofprediger hervorgingen. Das Hofpredigerinstitut und der sich herausbildende Hofpredigeradel sind für das etappenweise Vordringen des Calvinismus in Preußen von großer Bedeutung gewesen. Eine zuverlässige Militia reformierter Christen wurde nach geographischen Gesichtspunkten geschickt über das Land verteilt, um hier schwerpunktmäßig den traditionellen konfessionellen Boden aufzockern zu können. Um 1700 war sich der Calvinismus seiner Position durchaus bewußt<sup>1)</sup>. Die Entstehung von Hugenottengemeinden Ende des 17. Jahrhun-

<sup>1)</sup> Vgl. zum Ganzen R. v. Thadden: Die Brandenburgisch-Preußischen Hofprediger im 17. und 18. Jahrhundert, 1959, bes. 60 ff.

derts hatte in die konfessionelle Geschlossenheit gleichfalls ein selbständiges und selbstbewußtes Moment hineingebracht. König Friedrich Wilhelm III. war an der geordneten Verwaltung der verschiedenen Landesteile Preußens viel gelegen, zugleich meinte er auch dem gottesdienstlichen und kirchlichen Leben eine Reformation schuldig zu sein. Verheiratet mit der lutherischen Luise von Mecklenburg-Strelitz empfand er es als hemmend, mit seiner Frau nicht gemeinsam das Abendmahl feiern zu können. Sein militärisches Denken ließ ihn Ordnung und Gleichförmigkeit auch im kirchlichen Raum als wohltuend empfinden. Der König war von einem rationalistisch bestimmten Denken im Laufe der Zeit zum biblischen Offenbarungsglauben geführt worden. Nach 1806/07 wurde er von der Welle der Erweckung erfaßt. Die Ehe mit Luise und die Erfahrungen der schweren Jahre hatten sein Glaubensleben reifen lassen. Auch vor den symbolischen Schriften hegte er Achtung, mit Luther beschäftigte er sich persönlich. Von der Bedeutung der konfessionellen Frage konnte er 1817 kaum eine Vorstellung haben. Das „*Damnamus*“ der einzelnen Artikel der Bekenntnisschriften schien ihm unwesentlich zu sein, andererseits wollte er selbst nicht eine neue Lehre entwickeln, als er den Plan zur Union bekanntgab. Seine theologischen Berater, vor allem der Hofprediger F. R. Eylert, begrüßten das Unternehmen des Königs pathetisch und bedenkenlos, Eylert verstieß sich gelegentlich zu der Behauptung, die Union sei „ein Himmelreich auf Erden, in welchem der Geist Christi regiert.“ Am 27. 9. 1817 erließ der König seinen Aufruf. In ihm gedenkt er seiner „in Gott ruhenden, erleuchteten Vorfahren“, bezeichnet den Gedanken der Union als eine der echten Absichten der Reformator, röhmt den Segen, der in ihr für das häusliche und allgemeine Wohl liege, und lehnt es doch ab, die bisherige lutherische und reformierte Kirche zu verändern. Beide sollen vielmehr „eine neu belebte, evangelisch-christliche Kirche im Geiste ihres heiligen Stifters werden“. Den Tag der 300. Wiederkehr des Anfangs der Reformation möchte er mit einer Abendmahlsfeier in seiner Hof- und Garnisonsgemeinde begehen, bei der sich beide Konfessionen als Brüder beteiligen und vereinen. Er bittet, dies nachzuhören zu wollen. In Berlin feierten denn auch die Glieder der Theologischen Fakultät, z. B. der lutherische Marheineke und der reformierte Schleiermacher, in dieser Form das Abendmahl. Gleichermaßen geschah anderswo. Der König sprach nur vom freiwilligen Anschluß an die Union. Aber er hoffte und erwartete doch, daß man die neu belebte, evangelisch-christliche Kirche begrüßen würde, ja „bei der bevorstehenden Säkularfeier der Reformation . . . eine solche wahrhaft religiöse Vereinigung der beiden nur noch durch äußere Unterschiede getrennten protestantischen Kirchen“ allgemein durchführen möge, denn sie sei „dem großen Zwecke des Christentums gemäß“. Den König bewegte ferner die Sorge um klare, schöne, symbolkräftige Formen im Gottesdienst. So hegte er schon vor dem Unionsplan den Gedanken, eine gemeinsame Agende in den Kirchengemeinden, gleich ob lutherischer oder reformierter Tradition, einzuführen. Schon am 17. 3. 1798 hatte der reformierte Hofprediger Sack den Gedanken

einer Agende ausgesprochen, die konfessionell verbindend wirken sollte. Um 1820 hatte sich Friedrich Wilhelm III. in alte Agenden und Kirchenordnungen vertieft, die „Kirchenagende für die Königl. Preuss. Armee“ von 1821 war das Ergebnis seiner Studien. 1822 erschien die Agende mit geringen Abweichungen unter dem Titel „Kirchenagende für die Hof- und Domkirche“. Der König begann seit der Kabinettsordre vom 19. 2. 1822 die Agende mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu empfehlen und zur Durchsetzung zu bringen. Die Agende wurde den Geistlichen überreicht, in staatlichen Anstalten wurde sie eingeführt, und Geistliche und Gemeinden, die den gleichen Weg beschritten, wurden ausgezeichnet oder beschenkt. „Non propter acta sed propter agenda“ stellte Schleiermacher spöttisch kommentierend fest. Der König wies darauf hin, daß das Werk der Union nichts mit dem Werk der Agende zu tun habe. Die Annahme der Union sei freiwillig, auf die Durchführung der Agende dagegen wolle er nicht verzichten. Die Agendenanordnung falle unter das liturgische Recht des Landesherrn, das Friedrich Wilhelm III. auch von theologischer Seite ausdrücklich bestätigt wurde, z. B. von dem Bonner Theologieprofessor Augusti<sup>2)</sup>). Immerhin sprach der seit 1817 mit dem Ministerium für kirchliche Angelegenheiten betraute Freiherr von Altenstein von dem „Vehikel der Union“, Bischof Eylert formulierte noch 1830 in seiner Abhandlung „Über den Wert der Agende“: „Die neue Agende ist das wirksamste Beförderungsmittel der Union“. Der König berief sich gegenüber den einsetzenden Protesten von konfessioneller Seite her auf den altehrwürdigen Charakter seiner Agende. Er hatte an Luthers „Formula missae“ von 1523 und die „Deutsche Messe“ von 1526 angeknüpft. Von ihm stammte eine Schrift, die Nachweise für die Güte der Agende bringen sollte: „Luther in Beziehung auf die preußische Kirchen-Agende vom Jahre 1822 mit den im Jahre 1823 bekannt gemachten Verbesserungen und Vermehrungen“, Berlin, Posen und Bromberg 1827. Scheibel rügte zugleich die archaisierende Form der Agende, „die meßähnliche Form der Liturgie“<sup>3)</sup> und die dogmatisch bedeutsamen Abänderungen, vor allem im Blick auf das Abendmahl. Aber Proteste gegen die Agende als solche kamen auch von Rationalisten und kirchenpolitischen Gegnern des Königs. Unter diesen Gegnern der Agende, deren bedeutsamster Führer Schleiermacher war<sup>4)</sup>, waren jedoch die meisten Freunde der Union. Schleiermacher hatte schon 1803 eine Union als möglich und wünschenswert bezeichnet. Ein geheimer Kampf zwischen Staatskirche und Volkskirche begann sich in den Diskussionen um die Agende abzuzeichnen. Das Urteil Richard Rothes, Union sei der Versuch, sich ohne Kirche im strengen Sinne des Wortes zu behelfen, gewinnt gerade im Blick auf die kirchenpolitischen Auseinandersetzungen, die sich im reichen Maße an die Agendenfrage anschlossen, seine Bedeutung.

2) Kritik der neuen Preußischen Kirchenagende, 1823.

3) Unionsgeschichte 1834, II, 222.

4) Über das liturgische Recht evangelischer Landesfürsten. Ein theologisches Bedenken von Pacificus Sincerus, Göttingen 1824.

Ein grundsätzlicher Protest gegen die Union und ihr Beförderungsmittel, die Agende, ging von dem Führer der schlesischen Lutheraner, Johann Gottfried Scheibel in Breslau, aus. Er beteiligte sich weder an dem 1817 abgehaltenen Unionsabendmahl in Breslau, noch konnte er den Bemühungen einer Breslauer Unionssynode vom 1. und 2. 10. 1822 um ein neues Bekenntnis zustimmen. In zahlreichen Eingaben sprach sich Scheibel gegen die Union und Agende aus. Im Kampf gegen die Agende wurde er sogar von den Befürwortern der Union unterstützt, da in Schlesien ohnehin die alte Wittenberger Agende fast überall in den Gemeinden verwandt wurde. Der Einführung der Unionsagende wurde denn auch in unionsfreundlichen Kreisen noch länger standhafte Ablehnung zuteil.

Scheibel war aus theologischen Gründen Gegner von Union und Agende. Der Kampf gegen die erzwungenen Neuerungen stärkte ihn in seinem kirchlichen Verantwortungsgefühl. Die Entwicklung bei ihm geht in ähnlicher Richtung wie bei K. Harms in Kiel. Sein Kampf entstand jedenfalls nicht aus Gründen der Verfassung. Wenn er aus Enttäuschung über die mit allen Mitteln betriebene Union von einer apostolischen Kirchenverfassung spricht, so wirkt sich darin nicht ein Konventikelchristentum pietistischer Prägung aus, sondern die Tatsache, daß der preußische Staat seiner Meinung nach die bisherige Ordnung und Verfassung aufgehoben hatte, so daß man in der entstandenen Situation - der Not gehorchein - auf Abhilfe des auf Zwang beruhenden Zustandes sinnen mußte. Daß Scheibel Einheit der Lehre als Voraussetzung für die Einheit der Kirche forderte, beweist zur Genüge, daß er sich der Verflachung und Auflösung des Konfessionsbewußtseins in geradezu reformatorischem Verantwortungsgefühl entgegenwarf. Sein Gegner David Schulz, Professor und Konsistorialrat in Breslau, nannte ihn zutreffend den „Harms von Schlesien“. Scheibel muß, wie auch Harms, aus dem heimischen Luthertum und seiner geschichtlichen Eigenart heraus verstanden werden<sup>5)</sup>. In der schlesischen lutherischen Kirche, die sich unter habsburgisch-katholischer Herrschaft zu behaupten hatte, lebte bis ins 18. Jahrhundert eine entschiedene und zugleich innig geprägte Frömmigkeit. Noch 1787 spricht man auf aufklärerischer Seite von den „orthodoxen Legionen“ Schlesiens. Die Kirche Schlesiens war sich ihrer eigenen Prägung und Selbständigkeit bewußt. Zäh hielt man an den gottesdienstlichen Formen fest. Die Liturgie war nicht von aufklärerischen „Reformen“ erfaßt worden. Um 1780 standen die meisten Breslauer Pfarrer noch auf dem Boden des Evangeliums. Der damalige Leiter des Breslauer Kirchenwesens David Gottfried Gerhard ging nur zögernd auf Zugeständnisse ein, indem man

<sup>5)</sup> Darauf weist M. Kiunke in seiner gründlichen Darstellung: Johann Gottfried Scheibel und sein Ringen um die Kirche der lutherischen Reformation, Diss. Erlangen 1941, hin.

mit seiner Zustimmung um 1800 damit beginnt, die Privatbeichte durch die allgemeine Beichte zu ersetzen. Erst mit der Verlegung der Universität Frankfurt a. d. Oder nach Breslau (1811) beginnt sich die Aufklärung auf Theologie und Kirche erheblich auszuwirken. Die Professoren David Schulz und sein Freund Daniel von Cölln arbeiteten mit Erfolg für die Einebnung der konfessionellen Gegensätze.

Eltern und Großeltern Scheibels wurzelten im Luthertum. Der Vater, Johann Ephraim Scheibel (1736-1809), von Hause aus Theologe, praktisch vor allem als Schulmann in Breslau wirkend, wollte seinen Lehrer S. J. Baumgarten in Halle und dessen Wirken noch der letzten Epoche des alten Glaubens zugehörig betrachten. Freilich teilte er mit seinem Lehrer, der eine Übergangstheologie zwischen Orthodoxie, Pietismus und einer durch die Wolffsche Philosophie gespeisten natürlichen Theologie in Ansätzen vertrat, eine Vorliebe für rationale Begründung seines Glaubens. Auch gründliche philologische Arbeit mußte ihm dazu dienen. Er war aber trotz des formalphilosophischen Einschlags in seiner Gedankenwelt zuletzt bestimmt durch das lutherische Erbe seiner Heimatkirche und Familie. Er schrieb auch eine Verteidigung der Auferstehungsgeschichte gegen Reimarus. Besonders hoch dachte er vom Sakrament des Altars und gab seinem Sohn schon während dessen Gymnasialzeit die Schrift „Verteidigung des Glaubens der Christen von des Herrn Abendmahl“ von C. Koch (1754) in die Hand. Die lutherisch-kirchliche Glaubens- und Lebenshaltung bestimmte das Familienleben und wirkte sich auf den heranwachsenden Johann Gottfried Scheibel behütend und bewahrend aus. Als Scheibel im Jahre 1801 die Universität Halle bezog, fühlte er sich von dem zum Teil hemmungslosen Treiben der Mitstudenten abgestoßen. Die Neologen Nösselt und Niemeyer wirkten mit einem Außenseiter in der Fakultät zusammen, an den sich Scheibel anschloß. Georg Christian Knapp (1753-1828) wußte sich der Brüdergemeine verbunden, schrieb eine Biographie Spangenberg's, huldigte dem Supranaturalismus, verschmähte jedoch nicht die für die Aufklärung typische physikotheologische Fragestellung. Dem formulierten Dogma gegenüber, auch der lutherischen Abendmahlslehre, war Knapp gleichgültig. Seine Abendmahlsoffnung war eher zwinglich, sein Kirchenbegriff ausgesprochen pietistisch. Knapp hat viele Vertreter der Erweckungsbewegung angezogen und ihnen das Beste ihres Studiums mitgegeben. Scheibel hat in einer am 31. Oktober 1825 in Breslau gehaltenen Gedächtnisrede Knapps Verdienste herausgearbeitet. Er nennt ihn den „Grotius des deutschen Vaterlandes“ und feiert seine gelehrten Kenntnisse auf sprachlichem Gebiet, die er seinen exegetischen Untersuchungen zugute kommen ließ. Knapp habe in philologischer Wahrheitsliebe die Bibel so genommen, wie sie sei. Erst habe er die Bibellehre betrieben, dann die Dogmengeschichte und schließlich die Symbolik. Scheibel hat von Knapp die Überzeugung geerbt, daß nur der *philologische* Weg zum inneren christlichen Erkennen führe, daß wahrhafte Orthodoxie gründlichstes Wissen verlange. Nur die philologisch-wissenschaftliche

Methode mache den Lehrbegriff unwiderleglich. Über den Wert philologischer Untersuchungen spricht sich Scheibel in jeder seiner Untersuchungen aus. In „Das Abendmahl des Herrn“<sup>6)</sup> bemerkt er: „Dieser heiligen, göttlichen Schrift glaube ich *wörtlich*. Ich weiß recht wohl, daß im Neuen Testament insbesondere an vierzig Tausend Varianten sind; aber ich habe von unserem Aristarch, *Wolf*, gelernt: jede Variante sey ein historisches Factum, und diese Facta lassen sich bei dem gegenwärtigen Zustande der kritischen Sammlungen bis auf Unwesentliches, nach allen Regeln der historischen Kritik ausmitteln. Und daß ich einen solchen buchstäblichen Glauben habe, sollten mir am wenigsten Philologen verargen, die sich wohl hüten werden, vom Buchstaben ihrer Autoren abzuweichen. Dieser Glaube ist aber überdies allen Theologen und allen Christen vom Herrn und seinen Aposteln geboten“<sup>7)</sup>. Scheibel beruft sich für seine Schriftauslegung nicht nur auf den Theologen Knapp und den Philologen Wolf, sondern auch auf Luther. Von ihm, den er „weder für den Heiligen Geist noch für den Papst“ halte<sup>8)</sup>, hat er gelernt, daß dort, wo der Geist fehle, der tote Buchstabe sei. Aber die Ehrfurcht vor dem Text lernt er von demselben Luther. „Niemand, seit die Bibel entstanden, dachte so biblisch wie er“<sup>9)</sup>. Die Schriften Luthers sind ihm die eines „menschlichen Schriftforschers“, aber Luther war wahrheitsliebender in der Schriftforschung als die Theologen der Gegenwart. Luther habe das Wesentliche der Bibel richtig übersetzt und verstanden. Scharf rechnet Scheibel, auch hier an Harms erinnernd, mit den Verdrehungen der modernen Schriftauslegung ab. „Sueton und Plutarch sind seit dreihundert Jahren in einer Bibliothek Ausgaben erläutert worden; aber Cäsar stirbt in beiden durch Brutus Verschwörung, mit drei und zwanzig Wunden noch heut' wie damals, *τυπτω* heißt bis ans Ende der Welt: ich schlage, nicht: ich küsse; schwarz heißt niemals apfelgrün, die deutsche Sprache bilde sich noch so sehr aus. Also aufs N. T. angewandt: *αντιλυτρον* heißt niemals und nirgends: das Sterben für die Wahrheit einer Lehre, *πιστις* nie Sinn für Gutes, Wahres, sondern Glauben, Vertrauen; nie blos allgemeiner religiöser Sinn . . .“ Er führt das weiter für Begriffe wie Sohn Gottes (nicht guter Mensch), Gerechtigkeit (nicht Guttheit) Auferstehung der Toten (nicht Erneuerung von Idealen) aus. Solche Neuigkeiten seien nicht Fortschritte zu nennen<sup>10)</sup>. Die Gewinnung eines biblischen Standpunktes führt Scheibel auf seinen Weg des Protestes gegen die Union, denn auch im Kampf für die Abendmahlslehre geht er immer von der Exegese aus, deren Bedeutung darin besteht, daß Griechisches im NT aus dem hebräisch-aramäischen Sprachgebrauch zu erläutern versucht wird. Die hebräischen Studien bezeichnet Scheibel als „Basis aller Theologie“. Das ist nicht zufällig. Scheibel erinnert in seinem Schrift-

<sup>6)</sup> Breslau 1823, XII.

<sup>7)</sup> Joh. 5, 46.

<sup>8)</sup> Das Abendmahl, XVIII.

<sup>9)</sup> Unionsgeschichte I, 3.

<sup>10)</sup> 21.

realismus an Johann Georg Hamann. Er erfaßt die Verschiedenheit hebräischen Denkens vom griechischen. Griechisches Denken ist im Gegensatz zum hebräischen idealistisch, ja es hat eine Affinität zum gnostisch-dualistischen Denken, das die Schrift in den Mythus und das Symbol auflöst. Dagegen wendet sich Scheibel leidenschaftlich, daß man etwa vom „kindischen Mythus vom Sündenfall“ spricht, daß man die Abendmahlslehre des Luthertums spiritualistisch erweicht.

Erheblich schwieriger war es für Scheibel, einen Zugang zu kirchlichem Bekenntnis und zu kirchlicher Tradition zu gewinnen. Als Student interessierte er sich für Profangeschichte und legte sich umfangreiche Exzerptsammlungen an. Eine natürliche Anlage zu geschichtlicher Fragestellung besaß er zweifellos. Aber die kirchliche Lehre wurde ihm unter dem Einfluß philosophischer Studien nur immer problematischer. 1834 hat er über die Theologie und Philosophie seit Semler über Kant, Fichte, Schelling, Jacobi (Spinoza) und die Dichtung, voran Goethe, sehr absprechend geurteilt. Er sah überall nur die Durchsetzung des Griechentums bzw. des Heidentums in der Welt des Geistes. Dennoch hat er sich mit philosophischen Fragen befaßt. Durch die Philosophie Kants ging er unberührt, aber dafür wirkten — und das ist wichtig und bezeichnend für ihn — die Schriften Schellings und Steffens' auf ihn. „Das Tiefe, das Allumfassende“ der Naturphilosophie fesselte ihn. So liest er Schleiermachers Reden und erwählt Novalis zu seinem Lieblingsschriftsteller. Aber diese Interessen führen ihn vorübergehend in eine innere Krisis und in Zweifel an der Wahrheit des christlichen Glaubens. Er schreibt Einwürfe gegen die Auferstehung Jesu, gegen das Abendmahl und das Reich Jesu nieder<sup>11)</sup>). Unter dem Eindruck der Lektüre der Apocalypse kehrte er aber „mit Reue“ zu seiner Bibel zurück. Die hohen Ziele der Naturphilosophie und die durch Novalis angeregte Weltanschau mußten sich dem Wort Jesu wieder unterstellen, denn dieser Jesus bezeichne ja als das ewige Leben die Erkenntnis Gottes und seines Gesandten. Kunke ist der Bedeutung dieser Stunde des Jahres 1804 nachgegangen. Er bezeichnet sie mit Recht nicht als Bekehrungsstunde im Sinne des Pietismus oder der Erweckung. „Scheibels Entwicklung geht nicht durch einen wahrnehmbaren Bruch oder eine deutliche „Erweckung“ in dem eigentümlichen Sinngehalt dieses Wortes hindurch, sondern sie vollzieht sich stufenförmig, wenn auch natürlich nicht immer gradlinig“. Scheibel wird vor allem durch das Studium der Apocalypse der biblische Gottesbegriff im Gegensatz zum philosophischen klar. Der außerweltliche persönliche Gott hatte seine „Intelligenz“ für ihn verloren. Nun erkannte er<sup>12)</sup>: „Ist Gott allmächtig, so folgt daraus unabwendbar die biblische Schöpfungs-, Auferstehungs-, Inkarnations- und Abendmahlslehre; ist er unendlich, so ist die Dreieinigkeit nichts Irrationales; ist er allwissend, so sind biblische Weissagungen, Theopneustie, die Wirkungen des Geistes, folge-

<sup>11)</sup> Kunke, 54.

<sup>12)</sup> Unionsgeschichte I, 26.

rechte Dogmen. Die Alliebe endlich löst das Geheimnis der Erlösung“. Man meint in dieser bewußten Konzentration auf die Gottesfrage und die aus ihrer Beantwortung sich ergebenden Erkenntnislehre Hamanns Einfluß zu begegnen. Wie dieser bezeichnet Scheibel die Anmaßung, *natürliche* Ideen für absolut zu halten, als das proton kai eschaton pseudos aller „Philosophie“. Auch bei Harms begegnet der Protest gegen die abstrakten Vernunftsideen und statt dessen die Bedeutung des biblischen Realismus mit Einschluß des Leibhaften. Scheibel hatte sich, als er in den Jahren 1804 und 1806 seine theologischen Examina ablegte, zum biblischen Gottesgedanken durchgerungen. Es wird nicht nur die Notwendigkeit des Examens gewesen sein, die ihn zu Studien des lutherischen Kirchensystems führte. Von Schelling und Steffens war er angezogen worden durch die naturphilosophischen Bemühungen. „Ihre Tiefe, ihr Allumfassendes fesselte meine ganze Seele“<sup>13)</sup>. Die Überraschung, daß bei den geschichtlichen Studien sich ihm die dogmatische Entwicklung als nicht einfach aus der Luft gegriffen ergibt, ist nicht ganz „überraschend“. Die naturphilosophische Fragestellung belebt auch das geschichtliche Verständnis Scheibels. Den biblischen Theologen kränkt bereits die Entstellung Luthers und die Beurteilung der orthodoxen Dogmatiker des Luthertums. Aber 1806 schwört er doch, für das biblistische Element seines zeitlebens festgehaltenen Standpunktes bezeichnend, den Ordinationseid in dem Wissen um die Vorrede der Formula Concordiae, die der Bibel den unbedingten Vorrang vor allen dogmatischen Bestimmungen einräumt. Es mag sein, daß Scheibel seine Entwicklung im Rückblick etwas früher zum Abschluß kommen sieht, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Er reift bis etwa 1815 Schritt für Schritt seinem theologischen Auftrag entgegen. 1807 wird er Lektor an St. Barbara, 1808 an der Elisabethkirche, 1809 Mittagsprediger an St. Barbara in Breslau. Anlässlich seiner Habilitation schreibt er über das Studium der Kirchengeschichte, 1811 wird er Professor (Extraordinarius) und setzt als solcher seine Studien fort, in denen der Vergleich zwischen Bibel und Kirchenlehre die bedeutendste Rolle spielt. Um 1815 steht er zur lutherischen Abendmahlslehre und vertritt ein Lutherverständnis, von dem Kiunke mit Recht sagt, „daß Scheibel, was zunächst sein Verständnis Luthers betrifft, ohne Zweifel dem wirklichen Luther ungleich mehr gerecht wird als die meisten seiner Zeitgenossen“<sup>14)</sup>. 1817 schreibt Scheibel „Über Luthers christliche Frömmigkeit“ und 1823 legt er das Bekenntnis ab: „Also Luther ist mir nicht anders, als das, wofür ihn die Kirchengeschichte erklärt, der ausgezeichnete Theolog nach der Apostel Zeiten. Kann dies abgeleugnet werden? Des ungeachtet hat auch Luther zuweilen geirret. Nur viel weniger, als alle Theologen nach ihm, und nicht in wesentlichen Glaubenslehren (folgt Hinweis auf Fortschritte in der Sprachwissenschaft). Aber bereits Melanchthon sagte von sich und den andern Mithelfern bei Luthers Bibel-Übersetzung: Luther übertrifft uns alle. Lateinisch

<sup>13)</sup> Unionsgeschichte I, 25.

<sup>14)</sup> 80.

lernen alle Philologen. Aber wenige denken so ciceronianisch, wie Ernesti. Wo ist der biblische Exeget, wo überhaupt der Theolog, der seit Luther so biblisch gedacht hat, wie er? . . . Ich schwöre also nicht auf Luthers Worte, sondern wieder nur auf die Bibel-Worte, die aber noch keiner, so viel mir bekannt, so vollkommen biblisch verstanden und erklärt hat, wie er“<sup>15)</sup>. Der Prediger des „sola fide“ und der große Schriftausleger rücken damit für Scheibel in durchaus legitimer Weise in den Vordergrund der Würdigung.

### III.

Daß Scheibel so wenig als Vorkämpfer echter konfessioneller Besinnung zu Beginn des 19. Jahrhunderts gewürdigt und anerkannt wurde, hängt damit zusammen, daß er nach Auffassung der Geschichtsschreiber des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts sich durch zwei Thesen, die sich fast durch sein ganzes Schrifttum ziehen, verdächtig gemacht hat. Die eine These erklärt sich weithin aus zeitgeschichtlichen Beziehungen zur aufkommenden religionswissenschaftlichen Fragestellung und darf in ihrer Eigenart nicht die eigentliche Bedeutung Scheibels verdecken, die andere These verweist Scheibel geradezu in eine Vorläuferbewegung der Kämpfer für die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat. Zur ersten These ist zu sagen: Scheibel hat sich durch seine Polemik gegen Rationalismus und reformiertes Christentum viele Feinde gemacht. Durch seine *religionsgeschichtlichen Vergleiche* erweckte er den Eindruck der Absonderlichkeit, durch die Begründung seiner Erkenntnislehre rief er sogar den Verdacht hervor, ein theosophisches System entwickelt zu haben. Scheibels besonderer Gegner Eylert hat auch seinen persönlichen Charakter verdächtigt. Die Gegner der Union sind ihm „Anhänger des Fanatismus“, des „egoistischen leidenschaftlichen Separatismus“, sie halten die Konfession für Religion und haben vom „Urgebiete des Christentums“ keine Vorstellung. Scheibel erscheint unter den Fanatikern als der verstockteste Sünder. Wangemann, ein kirchenpolitischer Gegner und scharfer Kritiker Scheibels<sup>16)</sup>, urteilt, daß Eylert das Bild Scheibels, bis hin zu seiner Stellung als Ehemann und Familienvater, „zu fratzhafter Carricatur“ verzerre<sup>17)</sup>. Scheibel hat gewiß Eigenarten besessen, die sich durch den Kampf gegen die Union, für den er schwere persönliche Opfer bringen mußte, noch vertieften. In seinen Rechtfertigungsschriften, die in den letzten zehn Jahren seines Lebens seit 1833 entstanden, verteidigt er sich in oft unerträglicher Breite gegenüber den Vorwürfen, eine zu scharfe Klinge gegen die Reformierten geführt zu haben. In diesen Apologien tritt ein merkwür-

<sup>15)</sup> Das Abendmahl, XIX.

<sup>16)</sup> Sieben Bücher Preußischer Kirchengeschichte. Eine aktenmäßige Darstellung des Kampfes um die lutherische Kirche im XIX. Jahrhundert, I. Band, Berlin 1859, Zweites Buch. Die erste Reaction gegen die Union, Lebensbeschreibung des Dr. J. G. Scheibel, 121 ff.

<sup>17)</sup> 122, 126.

Absicht und mein Wirken bei dem jetzigen Kirchen-Kampfe überhaupt, Nürnberg 1837, 8.

diges Selbstbewußtsein zutage, das mit Ausdrücken der Bescheidenheit abwechselt. Zu beachten ist, daß Scheibel 1837 von einer schweren Nervenkrankheit spricht, die vielleicht manche Übertreibung eher verstehen läßt. Seine scharfe Polemik gegen die Reformierten sucht er etwa so zu verteidigen: „Hat man meine Schriften gegen die Reformierten genau gelesen? Dann, möge man mir auch dieses immerhin für Stolz auslegen, — weiß ich ja doch, daß auch meine Gabe nur Gottes unverdiente Barmherzigkeit ist! — ich kann nicht weit-schweifig, sondern muß prägnant schreiben, kann auch nicht oberflächlich schwatzen, sondern muß tief schreiben. Überdies muß ich in solchen Dingen Leser wünschen, die mit tiefem, umfassenden Studium nicht blos der Kirchen-, sondern auch der Welt-Geschichte doch wenigstens einigermaßen vertraut sind“<sup>18)</sup>. Der Breslauer Scheibel hat jedoch in seinen besten Jahren trotz der schon damals spürbaren Eigenheiten als Prediger und Mensch in gleicher Weise überzeugt. Sein Freund, der Naturphilosoph Steffens, hat ihm das Zeugnis ausgestellt: „Es gab wohl nie einen starr orthodoxen Theologen, der das rein Menschliche so in sich erhielt, wie Scheibel“<sup>19)</sup>. Über die Predigtgabe Scheibels urteilte Steffens: „... der größte Dichter, der mich hingerissen hat, vermochte nie so gewaltig die innersten Tiefen des Daseins in seinen geheimnisvollsten Bewegungen aufzuschließen, wie dieser schlichte, in mancher Rücksicht, wie ich doch gestehen mußte, in harter Einseitigkeit befangene, der Zeit fremde Prediger“<sup>20)</sup>.

Scheibel lebt in einer Zeit, in der das religionsgeschichtliche Studium aufblühte. Vor allem beschäftigte man sich mit dem ägyptischen Altertum. Den Forschungen des Ägyptologen Schmidt entnahm Scheibel die Nachricht, daß in den ägyptischen Tempeln, vor allem der Isis, Brot und Wein als Symbol von Leib und Blut der abgeschiedenen Toten genossen worden sei. Der Vergleich mit der reformierten Abendmahlslehre stellte sich bei Scheibel sofort ein. Aber der für Scheibel entscheidende Gesichtspunkt ist der, daß dem Idealismus, der vom Griechentum und der Gnosis vertreten wird, der hebräische bzw. christliche Realismus entgegensteht. So sucht er das Ringen der Konfessionen auf dem Hintergrund religionsgeschichtlicher Vorgänge zu interpretieren. Parallelen und Analogien werden nun aufgewiesen, wo immer es möglich ist. Zum Teil wirken sie, zum Teil unterlaufen bei dem Versuch, den ägyptischen Isidienst über die eleatische Schule, den Gnostizismus bis in die reformierte Theologie zu verfolgen, nicht nur die ja selbstverständlichen historischen Fehlschlüsse, sondern auch unerfreuliche Vergröberungen und gewaltsame Verzerrungen. Zwingli und Oekolampad sollen einen erneuerten Gnostizismus begründet haben, der einst aus Ägyptens Naturphilosophie, den eleatischen und heraklitischen Ideen und platonischer Dialektik zusammengebunden war.

<sup>18)</sup> Über meine Polemik insbesondere über die gegen die reformierte Kirche und über meine

<sup>19)</sup> Was ich erlebte, X. Bd., 91.

<sup>20)</sup> Vgl. VIII. Bd., 420 ff.

Soweit das historische Urteil. Die Wertung der Theologie Zwinglis geht dann nicht etwa in der Richtung, daß in der reformierten Theologie ein rationales Moment nicht zu erkennen sei, sondern sie behauptet einfach ein *rationalistisches Prinzip* als ihren Ausgangspunkt. Aber auch damit begnügt sich Scheibel noch nicht. Die Vernunftvergötterung, das gräßizierte Christentum Zwinglis habe tiefere Gründe. Das spürt man nach Scheibel an dem Zusammenhang von falscher Lehre und Moral. Scheibel sieht die von ihm bekämpfte weltliche Literatur, die auf dem Boden reformierter Länder gewachsen ist, als Folge der falschen Abendmahlslehre an; die Leugnung der übernatürlichen Empfängnis Christi und die zwinglische Abendmahlslehre stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit den von Frankreich kommenden Sünden, die sich im lutherischen Deutschland nur langsam durchsetzten. „Griechenlands Olymp ist untergegangen; aber nachdem einmal Zwingli die Phantasie von der Ver-götterung der wahrhaft allein heiligen Natur und des einzigen wahren göttlichen Heros losgerissen: kehrten die Zeus, Mars und Hercules in den Helden und Fürsten des neuern Europa, Juno und Aphrodite, die Mutter der Grazien in Deutschlands Weibern, und Apoll und Minerva in den deutschen Dichtern und Gelehrten und in der allvergötterten Vernunft wieder“<sup>21)</sup>. Solche Urteile, die verständlicherweise sehr verstimmen mußten, hängen mit Scheibels Überzeugung zusammen, daß Lehre und Moral einander bedingen. Die Analogien und Vergleiche mögen zufälliger Natur sein, Scheibels Urteil als solches ist jedoch grundsätzlicher Natur. Er hebt hervor, als Jüngling unbefleckt zur Universität gekommen zu sein. Das hemmungslose Treiben seiner Komilitonen mußte seiner Meinung in hemmungslosen rationalistischen Unglauben einmünden. Die entzügelte Vernunft habe ihren Ursprung genommen mit dem Bruch des 6. Gebotes. Die klare Vernunftidee werde durch das geschlechtliche Erkennen des Jünglings bestimmt. „Als Adam Eva erkannte, also zur naturhistorischen Idee kam, da ward er der erste Philosoph“. „Logik und Dialektik entsteht durch die physikalische Idee, nicht durch christliche Dogmatik. Wie vermag nun wohl die physikalische Idee, die, wie die Naturphilosophie selbst gesteht, hier nur die naturhistorische ist, *und durch die Erbsünde* (Ps.51,7) entsteht, die verlorene theologische Idee zu fassen? Wie kann durch die Physik Johannes beim Abendmahl des Herrn erfaßt werden?“ „Von der naturhistorischen Idee also, eigentlich vom Sexualsystem, ging alle Religion Egyptens, wie der Eleaten, des Heraclitus und der Gnostiker aus“<sup>22)</sup>. So redet Scheibel von einem geistigen Sexualsystem, so erscheinen ihm die philosophischen Ideen als Erzeugnisse männlicher und weiblicher Geisteskräfte. Ob er darin von Boehme oder Hamann gelernt hat, ist nicht zu entscheiden, weil seine Gedanken viel zu unsystematisch und zufällig hingestreut erscheinen. Daß er letzten Endes alle spekulativen und religionsgeschichtlichen Erwägungen in den

<sup>21)</sup> *Unionsgeschichte* I, 39.

<sup>22)</sup> *Allgemeine Untersuchung der christlichen Verfassungs- und Dogmengeschichte, mit Rücksicht auf Zeit und Vaterland*, Breslau 1819, bes. 44.

Dienst einer biblischen Erkenntnislehre stellen möchte, ist nicht zu bezweifeln. Er erkennt den strukturellen Gegensatz zwischen dem Idealismus und dem biblischen Realismus, für den das Inkarnationsgeschehen, die ganz und gar nicht-doketische Christologie und die unspiritualistische Abendmahlsauffassung charakteristisch sind. Auf die Abendmahlsllehre der lutherischen Kirche hat Scheibel besonderen Nachdruck gelegt. Er gelangte zu einer einheitlichen Abendmahlstheologie und verstand das Abendmahl als Anteilgewähren am Opfer des Opferlammes Christus. Mit Ignatius, Irenäus und anderen alt-kirchlichen Theologen vertritt er die Auffassung, daß durch den Sakramentsempfang unsere himmlische Leiblichkeit, der Auferstehungsleib, vorbereitet werde. Darin trifft er sich mit Vilmar, Löhe, R. Rocholl und anderen Lutheranern des 19. Jahrhunderts. Die lutherische Abendmahlsauffassung wird ihm Anlaß zu der geschichtstheologischen Interpretation der lutherischen Kirche überhaupt. „Ich sah in mehreren Ästen des großen Lebensbaumes die christliche Kirche ausgebreitet; auch, wie gesagt, in den einzelnen Mitgliedern falscher Kirchen, Äste hineinragen, Zweige, Dämmerungen des Lichts; aber die Höhe des Geistes und seiner Leuchte gefiel Gott Luthers Kirche zu offenbaren. Es ist die Tiefe der Natur Gottes und seiner Herrlichkeit, welche die Abendmahlsllehre unsrer Kirche, es ist die Fülle seines innersten Lebens, welche unser Dogma von der Gnade enthält<sup>23)</sup>.“ Bezeichnenderweise folgert Scheibel daraus: „Den Lutheranern erhielt ihre lutherische mystische Abendmahl-Phantasie ihre körperlichen und geistigen Kräfte<sup>24)</sup>.“

Zur zweiten These ist zu sagen: Der von der Reaktion auf seine Proteste gegen die Union enttäuschte Scheibel hat immer wieder die These ausgesprochen, daß die apostolische Kirchenverfassung des Neuen Testaments Beachtung verdiente. Wangemann hat seine Darstellung aus dem Jahre 1859 aufgrund einer Überprüfung der Quellen widerrufen und 1883 eine neue Schilderung der altlutherischen „Separation“ geschrieben<sup>25)</sup>. Für Wangemann ist das theosophische System Scheibels eine Wurzel der Separation. Aber die falschen Vorstellungen über die Kirche bei Scheibel empören ihn besonders, so daß er glaubt erklären zu können: „Ich fand, daß die Breslauer Lutheraner nicht bloß, wie ich irrtümlich angenommen hatte, lutherische Schismatiker sind, die ohne genügenden Grund sich von der geschichtlich bestehenden lutherischen Kirche zu einer Freikirche gesondert haben, sondern daß sie Häretiker sind, deren Irrlehren tief in die ersten christlichen Grundbegriffe zurückführen, und daß auch in dem Kampfe, den sie vermeintlich gegen die Union führten, vornehmlich durchaus nicht die in der Öffentlichkeit zur Schau getragene Defensive gegen die Union, sondern wie das *Huschke selbst mit düren Worten ausspricht* ..., das Bestreben, jene ihre heterodoxen Sonder-Ideen mit dem

<sup>23)</sup> *Unionsgeschichte* I, 52.

<sup>24)</sup> 53.

<sup>25)</sup> Die neulutherische Freikirche und ihre Abirrungen von der kirchlich-symbolischen Lehre der *Una Sancta*. Von sieben Büchern über die *Una Sancta* das dritte Buch.

Kirchenleibe einer Freikirche zu umkleiden, „der eigentliche Herr ihres Glau**benskampfes**“ gewesen ist. E. Foerster<sup>26)</sup> hat dann die These durchzuführen gesucht, daß hinter der Opposition der „Altlutheraner“ ein Konventikelchristentum pietistischer Art stehe, für das Ideen Gottfried Arnolds charakteristisch seien. Foerster schreibt Scheibel zunächst eine „mystische Schriftauslegung“ zu und läßt ihn erst allmählich zu Luther vorstoßen. Bei Wangemann und Foerster wird Scheibel geradezu ein schwerer Vorwurf daraus gemacht, daß er dem Haß gegen den Caesareopapismus verfallen gewesen und so zu seinen Verfassungsideen gekommen sei, die Revolution und Separation bedeuteten. Gegen diese Interpretation Scheibels ist zu sagen, daß Scheibel überhaupt nicht von Verfassungsfragen bestimmt war, als er in den Kampf gegen die Union eintrat. Ihm ging es vielmehr um die Selbständigkeit der lutherischen Kirche. Diese kann nach Scheibels Auffassung sehr wohl das landesherrliche Kirchenregiment ertragen, nur darf sich dieses nicht in die inneren geistlichen Angelegenheiten einmischen. Scheibel erkennt mit C A. 28 ein „ius circa sacra“ durchaus an. Was die angeblich pietistischen Wurzeln des Scheibelschen Kirchenbegriffs anlangt, so ist wohl zuzugeben, daß Scheibel in seinem Kirchenverständnis reift. Aber von 1817 an sorgt er sich für den Bestand und die Substanz der *lutherischen Kirche*. Daß er als Breslauer Geistlicher über den Zaun der eigenen Kirche sah, ist im Zeitalter der Erweckung selbstverständlich. Der Bruderschaftsgedanke der Erweckung macht ihn da zu Konzessionen willig, wo er echte Frömmigkeit spürt. Noch 1817 lehnt er die scharfe Polemik gegen gläubige Reformierte ab, wie er auch später die reformierte Kirche, nicht ihre frommen Anhänger, treffen wollte. Mit den Kreisen der Brüdergemeine in Breslau und verschiedenen Konventikeln hielt er Kontakte aufrecht, um in ihnen vertiefend und bewahrend zu wirken. Ein so selbständiger Kopf wie Scheibel identifizierte sich ohnehin nicht einfach mit den ihm irgendwo begegnenden Ideen. Wenn er etwas anerkennt, so weist er begründend sofort auf die Schrift, z. B.: „Also auch jene *verrufene Mystik*, die vorzüglich in den Liedern der Brüder-Gemeine vorwaltet, nach welcher die Gemeine des Herrn als seine Braut, als die Braut des Lammes angesehen wird, kann ich, laut göttlicher heiliger Schrift, nicht mißbilligen<sup>27)</sup>.“ Auch bei seinen Verfassungsideen ist er von den biblischen Vorlagen bestimmt. Wangemann kann das wegen seines starren Obrigkeitssdenkens, das sich davor entsetzt, daß Scheibel scheinbar dem Landesherrn das „ius liturgicum“ überhaupt bestreitet und daß er sich um die Sammlung der heimatlosen Lutheraner bemüht, nicht verstehen. Scheibel hat schon 1817 gefordert, daß Titel- und Rangordnung unter den Episkopen aufhören müsse, er hat die Beteiligung der Gemeinde an der Wahl der Prediger gefordert und gegen das Patronatswesen Bedenken angemeldet, schließlich hat er erwogen, ob der Episkopus nicht aus den freien Gaben seiner Gemeinde erhalten werden müßte. Diese Erwägungen stellen einen kühnen

<sup>26)</sup> Die Entstehung der preußischen Landeskirche unter Friedrich Wilhelm III., 2, 1907.

<sup>27)</sup> Das Abendmahl, XXVII.

Durchbruch zu biblischen Anweisungen zum Gemeindeaufbau dar. Als die wahre Kirche erkennt Scheibel in gewiß problematischer Weise die lutherische an, aber nicht um ihrer soziologischen Struktur, sondern um ihres Bekenntnisses willen. Die Verfassung müßte geändert werden, da es in der Kirche um „die von der Welt geschiedene Theokratie“ gehe<sup>28)</sup>. Waldenser und Herrnhuter sind ihm um der Timotheusbriefe und ihres Bildes von der Gemeinde willen von Bedeutung geworden, doch wenn Scheibel sich gegen das „Jus in sacra“ nach den „heidnisch-römischen Theorien“ eines Thomasius und Justus Henning Böhmer ausspricht, so fügt er sogleich hinzu: „Daß daraus *Rebellions-Ideen*, allerlei *Democratiches* gemacht werden würde, wenn man von Aeltesten-Versammlung und Gemeine-Recht spricht, wußte vielleicht niemand mehr voraus als ich<sup>29)</sup>.“ Scheibel hat sich durch eine im Jahre 1819 veröffentlichte Untersuchung der christlichen Verfassungs- und Dogmengeschichte selbst davon überzeugt, daß der Hl. Geist die etwa in den Timotheusbriefen dargelegte apostolische Kirchenverfassung anordne<sup>30)</sup>. Unter diesem Eindruck hat er das neutestamentliche Bild der Gemeinde noch mehr schätzen gelernt. Er glaubte eine Zeit kommen zu sehen, „wo die Gemeinde des Herrn auf Privat-Häuser beschränkt sein wird“<sup>31)</sup>. Bei der kritischen Würdigung der Agende, an der Scheibel kaum etwas Gutes läßt, rügt er, daß in der Agende der König geradezu zum obersten Bischof erklärt werde, dessen königliche Macht die Geistlichen mit Leben und Blut verteidigen sollen<sup>32)</sup>, er macht auch darauf aufmerksam, daß im 16. Jahrhundert immerhin *lutherische* Fürsten *lutherischen* Gemeinden gegenüberstanden, aber er führt nicht die Grundzüge der von ihm befürworteten Kirchenverfassung an. Immerhin erklärt er, Auffassungen Marheinekes zurückweisend: „die Geschichte zeigt nirgends einen *christlichen Staat*, sondern nur einzelne Fürsten, die christlich waren“<sup>33)</sup>. „Cäsareopapismus ist gegen die Hl. Schrift<sup>34)</sup>.“ Gegen die reformierte Presbyterialverfassung wandte sich Scheibel gleichfalls. So bewegt er sich in dem, was er will, auf Neuland. 2. Timotheus 3,1 ff. empfindet er als eine Schilderung seiner Tage. Wenn die lutherische Gemeinde selbständig existieren will — und das muß sie nach der durch die Proklamation und Durchsetzung der Union entstandenen Lage, — dann muß sie das „lutherische Gesetzbuch“, Gottes Wort<sup>35)</sup>, für den Neubau der Gemeinde befragen. Scheibel beruft sich auf Matth. 5, 18. Die Schrift muß wörtlich genommen werden<sup>36)</sup>. Vielleicht hat Scheibel geglaubt, mit seiner nur geforderten apostolischen Kirchenverfassung über die Reformation hinauszukommen; „daß wir . . . nach dem Vorbilde der ersten Reformation weiter fort-

<sup>28)</sup> *Unionsgeschichte* I, 55.

<sup>29)</sup> ebenda, 56.

<sup>30)</sup> ebenda, 63.

<sup>31)</sup> ebenda, 68.

<sup>32)</sup> I, 102.

<sup>33)</sup> I, 140.

<sup>34)</sup> I, 227.

<sup>35)</sup> I, 271.

<sup>36)</sup> II, 89.

geschritten sind, und über alles engherzige Sektenwesen uns erhoben haben“ . . .<sup>37)</sup>). Der geschichtstheologisch-eschatologische Ausblick in der „Unionsgeschichte“<sup>38)</sup> verdeutlicht, daß Scheibel aufgrund seiner Erfahrungen von der Bibel die Wegweisung ins Neuland kirchlicher Gemeindebildung erwartet. So kommt er nach Prüfung des Neuen Testaments zu der Auffassung, daß in besonderen Fällen auch Taufen und Abendmahlsfeiern von Laien abgehalten werden dürfen, so schöpft er Mut für das Anlegen von Listen, in die die der lutherischen Kirche treugebliebenen Glieder eingetragen wurden. „Solche (Listen) hatte die erste christliche Kirche. Solche hat schon Moses von den Israeliten in seinen Büchern aufgezeichnet. Ich leugne es nimmer, nach 2. Tim. 3,8 schwiebte sein Beispiel mir vor, und müßte es mir nicht vorschweben?“<sup>39)</sup>.

#### IV.

Seit der Ablehnung der Unionsagende im Jahre 1821 wurde Scheibel Mittelpunkt der lutherischen Gemeinde in Breslau. 1829 erschien die Agende mit Zusätzen für Schlesien. Die Pfarrer nahmen sie fast alle an. Die Zugeständnisse setzten nicht die Forderung vom 8. 5. 1821 außer Kraft, daß alle Kandidaten den Unionsrevers unterschreiben müßten. Scheibel machte die Jubelfeier vom 25. 6. 1830 nicht mit. Im selben Jahre wurde er vom kirchlichen Amt suspendiert. Ende des Jahres 1830 hatten sich etwa 2000 Glieder der lutherischen Gemeinde angeschlossen, deren Existenz natürlich völlig illegal war. 1832 mußte Scheibel auch von Breslau Abschied nehmen. Er wandte sich nach Sachsen und prüfte und ordinierte hier Kandidaten für den Dienst an den versprengten lutherischen Gemeinden in Schlesien, die viele Schikanen zu erdulden hatten. In Dresden hielt Scheibel mit Billigung des Kultusministeriums zunächst Vorlesungen und Predigten. Schon im Jahre 1833 hatte Scheibel eine Auseinandersetzung mit der Leipziger Theologischen Fakultät, die seine Lehrweise für bedenklich hielt, da sie Zerwürfnisse in den einzelnen Gemeinden veranlassen könnte. Scheibel berief sich auf seine Pflicht als lutherischer Theologe, für die Wahrheit einzutreten<sup>40)</sup>). Dankbar durfte Scheibel konstatieren: „Meine Entfernung vom Vaterlande hat die lutherische Kirche dort mehr gefördert als irgend meine Anwesenheit. Denn meine Verfolgung machte klar, wie's mit der Liebe zur Wahrheit, zum Licht, zur Gerechtigkeit, zur Milde und Duldung bei sich evangelisch nennender unierter Kirche aussieht“<sup>41)</sup>). Im Frühjahr 1835 konnte heimlich eine erste Generalsynode in Breslau gehalten werden.

37) II, 79.

38) I, 294.

39) I, 230.

40) Über meine, den 31. Oktober 1832 in Dresden gehaltene Reformations-Predigt und das Verbot des Königl. Sächs. Kultus-Ministerii gegen mich: lutherisch zu predigen. Sendschreiben an die theologische Fakultät in Leipzig, Nürnberg 1833.

41) das. V.

Nachdem am 15. 4. 1840 Altenstein und am 7. 6. 1840 Friedrich Wilhelm III. gestorben waren, konnte im Jahre 1841 die erste öffentliche Generalsynode in Breslau gehalten werden. An der 3. Generalsynode im Jahre 1848 nahmen aus Bayern auch Adolf Harleß und Wilhelm Löhe teil<sup>42)</sup>. Scheibel starb 1843 in Nürnberg. Bis zuletzt war er literarisch für das Recht seiner Sache eingetreten. Empfehlend wies er noch 1841<sup>43)</sup> auf die Schriften der Erlanger Theologen hin. In Löhe hat Scheibel einen treuen Freund und Anwalt gefunden. Über Löhes offenem Sarg hing Scheibels Bild, unter dem er täglich durch seine Tür gegangen war. Auch Vilmar, Harleß und Scheibels spezieller Gesinnungsgefährte, der Hallenser Kirchenhistoriker Guericke, waren sich darüber klar, daß in Scheibel der Vorkämpfer einer lutherischen Kirche dahingegangen war. Die Erlanger verfolgten in ihrer Zeitschrift für Protestantismus und Kirche den Kampf der sogenannten Altluetheraner.

## V.

Die bedeutendsten Gesinnungsgefährten Scheibels in Breslau waren die Professoren Henrik Steffens und Ph. E. Huschke. Beide haben, wenngleich als Laientheologen, eine eigene theologische Stellung bezogen. Huschke hat das Erbe Scheibels durchaus selbständig verwaltet, ja dieses auch, was Scheibels Ideal einer apostolischen Kirchenverfassung anlangt, aufgegeben und durch neue Gedanken ersetzt. Henrik Steffens hat als Lehrer naturwissenschaftlicher Disziplinen, vor allem der Naturphilosophie, im 19. Jahrhundert als bedeutender Anreger<sup>44)</sup> gewirkt. Mit einem sprühenden Temperament und großem Redetalent ausgestattet, vermochte er die akademische Jugend, gerade auch Theologen, zu fesseln. Daß er sich als ein Mann der Bildung und als Charismatiker der Freundschaft den Breslauer Altluetheranern anschloß, hat seine Zeitgenossen in Erstaunen versetzt und Steffens zeitweise in eine stark empfundene gesellschaftliche Isolierung geführt. Steffens führt in seiner 1831 erschienenen „Confession“ „Wie ich wieder Lutheraner wurde und was mir das Luthertum ist“ aus, daß seine Begegnung mit dem Christentum sich durch Entwicklungen in der Jugendzeit anbahnte. Seine Mutter lebte eine pietistische Herzensfrömmigkeit. Steffens nennt sie den „Engel“ seines Lebens. Früh zum Geistlichen bestimmt, betrachtete er sich gern als zukünftigen Prediger. Das Abendmahl erfaßte der Jüngling als tiefstes Mysterium überhaupt. Der Religionsunterricht war in einem Lande, in dem wie Dänemark die lutherische Religion Staatsre-

<sup>42)</sup> Zur Geschichte der lutherischen Kirche vgl. G. Nagel: Der Kampf um die lutherische Kirche in Preußen, 1930; Lutherisches Ringen am Rummelsberge, Breslau 1936.

<sup>43)</sup> Archiv für historische Entwicklung und neueste Geschichte der lutherischen Kirche, 1. u. 2. Heft, 264.

<sup>44)</sup> Vgl. I. Ludolphy: Heinrich Steffens, sein Verhältnis zu den Lutheranern und sein Anteil an Entstehung und Schicksal der altluetherischen Gemeinde in Breslau, Theol. Diss. Leipzig 1956.

ligion war, natürlich lutherisch bestimmt. Was in der Jugend angelegt war, kam zunächst nicht zur Auswirkung. Neben dem religiösen Interesse ging von Anfang an eine besondere Aufgeschlossenheit für Naturlehre und — über genealogische Interessen — für Geschichtskunde, m. a. W. für die Entwicklungsgesetze in Natur und Geschichte. Von 1792-1794 studierte Steffens in Kopenhagen Naturwissenschaften, vor allem Botanik, Zoologie, Mineralogie und Chemie. Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ wöhnen den Studenten innerlich zutiefst auf; 1798 macht er sich nach Jena auf, wo er im Kreise der Romantiker verkehrt. Schlegel, Tieck und Novalis, vor allem aber Schelling, werden ihm die wichtigen Führer, bis er 1804 bis 1806 in Halle Naturphilosophie, Physiologie, Mineralogie und Geognosie vorzutragen beginnt. In Halle gerät er unter den religiösen Einfluß Schleiermachers, mit dessen Auffassung vom Christentum er persönlich bis zu seiner Konversion zum Luthertum am meisten übereinstimmte. Nachdem Steffens die Befreiungskriege mitgemacht hat, sich dann aber gegen das Turnwesen aussprach, ließ er sich 1814 in Breslau nieder, wo er bis 1832, als er nach Berlin berufen wurde, Naturwissenschaften lehrte. In Breslau pflegt er den Kontakt zu den erweckten Kreisen, hier trifft er mit Scheibel zusammen, den er als Prediger, dann als Seelsorger, schätzen lernt. Seit 1823 tritt er für den Konfirmator seiner Tochter ein, schließlich tritt er offiziell der lutherischen Gemeinde bei. Bei Scheibel hatte er die Tiefe des Abendmahlglaubens und die Opposition gegen den erkenntnistheoretischen Idealismus schätzen gelernt; er glaubte, daß sein Schritt zur lutherischen Gemeinde das Ergebnis seiner inneren Entwicklung sei. So stellt er es 1831 in seiner „Confession“ dar. Man erkennt in dieser immer wieder den bestimmenden Einfluß, den Schelling auf Steffens ausgeübt hatte. Zwar interpretierte Steffens den Meister, den er neben Hegel am meisten schätzte, durchaus subjektiv. Aber er übernimmt von ihm doch den Organismusgedanken im Sinne der These einer wachstumsmäßigen Entwicklung und zieht daraus für seine Natur-, Geschichts-, Staats- und Kirchenanschauung die Konsequenzen. Die Geschichte versteht Steffens — darin wörtlich an Schelling anknüpfend — als sich sukzessiv entwickelnde Offenbarung „Gottes“. Darin, daß Steffens das Christentum als Krönung der Schöpfung und Lösung der in den Wirklichkeiten des Kosmos und der Geschichte offenbar werdenden Rätsel versteht, unterscheidet er sich von Scheibel. Dieser hätte auch niemals von dem Gesichtspunkt, daß alle geschichtliche Entwicklung kontinuierlich verläuft, die Frage nach dem Recht der Union in der Kirche stellen können. Dies tut Steffens in seiner „Confessio“ jedoch ganz offen. Er stellt sich der Frage, ob es nicht positive Aspekte für die Union gibt, weil ein höheres Gesetz der Entwicklung diese Union nahelegt. „Unter solchen Umständen sollte die Union nichts Neues einführen, nichts Vorhandenes verdrängen, vielmehr die Gegenwart der Kirche, wie sie da ist, der Wahrheit gemäß, bezeichnen<sup>45)</sup>.“ Sollte die Union ein schon

<sup>45)</sup> 3.

vollendetes Werk sein, gegen das sich nur wenige starrsinnige Theologen stemmen? Steffens meint persönlich, daß die in der Reformationszeit geschichtlich ins Leben getretenen Differenzen noch nicht überholt seien, daß es vielmehr gut wäre, sich der eigentümlichen Gestaltung der lutherischen bzw. der reformierten Kirche tiefer bewußt zu werden. Er fürchtet, daß die Union Unentbehrliches abstreift und wichtige Differenzen verflacht und einebnet, *entgegen* den Gesetzen geschichtlicher Entwicklung, ihrer „Ordnung“.

Steffens interpretierte dann von seiner Sicht der Dinge das Eigentümliche des Christentums und rechtfertigt damit seinen Anschluß an das Luthertum. Er macht daraus keinen Hehl, daß er *entgegen* den nur spekulativen Denkern und dem Trend zur bloßen Geistreichheit sich dort zu engagieren gedenkt, wo er der Wahrheit begegnet. Er möchte die Entwicklung des eigenen Lebens mit „unbedingter Hingabe“ achten und sich ihr, wie sie sich im Lebenskampfe ergibt, stellen. So wie der Naturforscher die *Tatsachen* der Natur nach Beobachtung und wiederholter Forschung annimmt, so nimmt der gleichsam als Naturforscher an das Christentum herantretende Steffens eine Inhaltsbestimmung der Substanz christlicher Verkündigung vor<sup>46)</sup>: „Der Gegenstand dieser Hingabe, dieser Entäußerung, dieser grenzenlosen Liebe ist er — der Auferstandene — er ist der Mittelpunkt, nicht eines allgemeinen Denkens, sondern eines neuen Lebens — er ist das göttliche Naturprinzip einer neuen heiligen Schöpfung.“ Das Heil, das dem Menschengeschlecht durch das Christentum zuteil wurde, faßt er als Keim zu einer neuen herrlichen Entwicklung, die in die Natur wie in die Geschichte gelegt wurde. Freilich setzt das die fortdauernde wirkliche Gegenwart des Heilands in der innersten Mitte seiner Kirche voraus. Hier beginnt Steffens den Übergang zu Luther zu vollziehen. Luther habe mit seiner Abendmahlsauffassung bewiesen, daß er das Wesen der Liebe des Erlösers zentral erfaßte, denn im Abendmahl werde durch die beseligende Gegenwart des Erlösers „Gewißheit, Genuß, Nahrung“<sup>47)</sup> gegeben. Steffens sagt von sich: „Das Abendmahl ist mir die höchste, wichtigste, mysteriöseste aller religiösen Handlungen<sup>48)</sup>.“ Es wird so zunächst subjektiv verständlich, wie Steffens zu Scheibel und durch ihn zur lutherischen Gemeinde finden konnte. Steffens weiß, daß „der Christ, im tiefsten Sinne, sich nur bilden (kann) in inniger, lebendiger Verbindung mit der Gemeinde, im engeren Sinne, und durch diese mit der Kirche“<sup>49)</sup>. Als Gemeinde bzw. Kirche kommt für den vom Organismusdenken bestimmten Steffens nun lediglich die Kirche in Frage, die das Geheimnis des Altarsakraments bewahrt hat. Damit steht Steffens bei der Confessio Augustana. „Daher ist der Geist, als erzeugende Persönlichkeit, real gegenwärtig bei der Taufe, der Heiland im Abendmahl —

46) 125.

47) 136.

48) 137.

49) 154 f.

und dieses ist der Geist der augsburgischen Konfession, die Grundansicht, nicht ein Dogma, an Worte gebunden<sup>50)</sup>.“ Nur eine ewige Wahrheit gibt es, die Verheißung hat nur eine Gestaltung. Steffens hat seine Entscheidung getroffen. Es geht ihm allen Auflösungserscheinungen gegenüber um Tatsache und Leben im Christentum als der „innersten Mitte der erlösenden Entwicklung des ganzen Menschengeschlechts und der Natur“. Steffens abwägende Beurteilung der Union zeigte bereits, daß der organische Denker einer Weiterentwicklung nicht grundsätzlich ablehnend gegenübersteht. So teilt Steffens auch Schellings Hoffnung auf eine johanneische Kirche, in der der konfessionelle Gegensatz überwunden sein wird und das Christentum seinen absolut verpflichtenden Charakter jedem erweisen wird. Steffens, der zu den Bekenntnisschriften nie einen tieferen Zugang fand und der auch die Forderung nach Trennung von Staat und Kirche mehr aus idealistischen als aus biblischen Motiven erhob, hat einen sehr persönlichen Zugang zur lutherischen Gemeinde Breslaus gefunden. Er hat für das Recht dieser Gemeinde tapfer gekämpft, aber das weitere Schicksal der Gemeinde nicht entscheidend bestimmt. 1832 rückte er durch seine Berufung nach Berlin dem Leben der Gemeinde ohnehin ferner.

## VI.

Die eigentliche Führungsrolle in der Breslauer Gemeinde übernahm der Jurist Georg Philipp Eduard Huschke<sup>51)</sup>. 1827 erhielt Huschke einen Ruf nach Breslau. Hier nahm er sich der Vertretung des römischen Rechts in besonderer Weise. Von der historischen Schule erfaßt, blieb er zeitlebens geschichtlichen und geschichtsphilosophischen Studien sehr zugetan. Das *Organismusdenken* und *eschatologisches Geschichtsbewußtsein* prägen Huschke in ganz eigentümlicher Weise. 1832 gab Scheibel Huschkes „Theologisches Votum eines Juristen in Sachen der K. Preuß. Hof- und Dom-Agende“ heraus. Huschke argumentiert hier von der Überzeugung aus, daß man die lutherische Kirche, die nicht aus einzelnen Individuen besteht, die Gemeinden mit Bekenntnis und Kirchenregiment besitzt, nicht auflösen wollte, würden nicht der Geist der Erweckungsbewegung, in der das Christentum mehr „häuslich“ als „kirchlich“ verstanden werde, und vor allem der Rationalismus gegenwärtig so wirksame geistige Bestrebungen darstellen. Huschke scheut sich nicht, aufgrund seiner schon damals eschatologischen Geschichtsschau zu vermuten, daß der Revolutions- und Zerstörungsschwindel der letzten 50 Jahre den Anfang der Not der letzten Zeit darstelle. Aber — und damit spielt er offensichtlich auf die Union an — es werde nicht beim irdischen Revolutionskampf bleiben, sondern der Kampf werde sich vor dem Ende auf geistliche Dinge konzentrieren; „denn es gibt drei Ämter Gottes

<sup>50)</sup> 164.

<sup>51)</sup> Vgl. zuletzt H. Beyer: Der Breslauer Jurist Ph. E. Huschke (1801—1886) und die Grundprobleme einer lutherischen Kirchenverfassung, Histor. Jahrbuch, 77. Jg. 1958, 270—287.

auf Erden, das königliche, priesterliche und prophetische, und es ist nicht möglich, daß das empörte Geschlecht es bloß in einer Beziehung sey. Auch sprechen ja die Zeichen der Zeit deutlich genug. Das prophetische Amt des heil. Geistes ist von der Kunstrichtung, von falscher Schriftgelehrsamkeit und am tiefsten von der Philosophie unsrer Tage, so viel an ihr liegt, gestürzt“. „In der Tiefe aber gründet die Philosophie. Sie ist allumfassend geworden, nachdem auch sie ihre bloß zerstörende Periode durchlaufen, hat sie glücklich das gläubige Christentum selbst in den Schlund des Begriffs versenkt und eine Medaille lohnte dem, dem es so gelungen, — wenn auch in der besten Meinung, um den Glauben zu stützen — zwischen Licht und Finsternis eine Union zu stiften. Es bleibt dieser Richtung nur noch übrig, sich in dem falschen Propheten auch persönlich darzustellen, der längst dazu aufgehoben ist.“ „Die andern beiden Ämter unterscheiden sich dadurch von dem prophetischen, daß sie beide eine Gewalt enthalten — das weltliche und das Kirchenregiment. Jenes hat sich in der neuen Geschichte von jeher in Frankreich aus dem politischen und handelnden Volke, dieses in Deutschland, als dem religiösen und denkenden Volke vorzugsweise ausgesprochen. Auch hier finden wir nun beide Richtungen auf entsprechende Weise durch den Geist dieser Zeit bestimmt.“ Huschke kommt nun auf die Zerstörung aller äußeren Ordnung in Frankreich zu sprechen, wo der Atheismus zur Staatsreligion gemacht wurde, dann wendet er sich den Verhältnissen in Deutschland zu. „In Deutschland zertrümmerte man um dieselbe Zeit die Grundlagen des Christentums; Christus als das Haupt der Gemeine, der ewige Hohepriester wurde gleich den Gespenstern als Abergläube verworfen; das allgemeine Landrecht erklärte die Geistlichen, seine Diener, für Staatsdiener. Dort wie hier versuchte man zwar wieder ein göttliches Staats- und Kirchengebäude herzustellen; die Directorial-Regierung und Religionsedict folgten. Aber wie konnte die Revolution sich selbst aufheben? Sie trieb sich nur selbst weiter, je mehr sie sich positiv zu verdecken suchte.“ Die Restauration baute auf Revolution auf. „So wurde in Frankreich zwar das Königtum von Gottes Gnaden wieder hergestellt; aber die neue Verfassung trug, wie ein Apfel den Wurm, der ihn abfallen macht, so den Charakter des revolutionären bloß menschlichen Rechts, der sich nothwendig einmal, geltend machen mußte, Wenigen und sichtbar in seinem Innern.“ In Deutschland habe man eine Erneuerung durch die Freiheitskriege erlebt. Aber die Teilnehmer der Freiheitskriege dürfe man nicht als Märtyrer „für den rein außerweltlichen Gott Israels“ halten. Die Hl. Allianz nennt Huschke ein „Gemisch von Gehorsam gegen Gott und eine gewisse noch unerkannte weltliche Hoheit“. Die Union versteht er mit Hinweis auf Off. 17, 13. 17., 13, 11 ff., 19, 19. 20 als einen überaus gefährlichen Kampf im Zuge der allgemeinen Verweltlichung gegen Recht und Ordnung. Mit dem Unternehmen der Union hat sich der Kampf auf das Gebiet der Kirche verlagert <sup>52)</sup>.

<sup>52)</sup> Theologisches Gutachten, 32 ff.

Huschke ist seiner eschatologischen Geschichtsschau treu geblieben. 1860 veröffentlichte er eine Schrift „Das Buch mit den sieben Siegeln“. R. Rocholl, der sachkundige Verfasser einer kurzen biographischen Skizze Huschkes<sup>53)</sup>, sagt über diese Arbeit: „Es konnte ihm geschehen, daß er in solchen Auslegungen hinsichtlich der Ausdeutung des Schriftwortes auf die Gegenwart viel zu weit ging.“ Huschke hat dieser eschatologischen Geschichtsschau auch in seinem Hauptwerk „Die streitigen Lehren von der Kirche, dem Kirchenamt, dem Kirchenregiment und den Kirchenordnungen nach der heiligen Schrift, der Kirchenlehre und den Symbolen der lutherischen Kirche mit besonderer Berücksichtigung der in der ev. Lutherischen Kirche Preußens darüber ausgebrochenen Lehrstreitigkeiten“<sup>54)</sup> einen wichtigen Platz eingeräumt. Er möchte die Eigenart der lutherischen Kirche durch die geschichtstheologischen Erwägungen erhellen. Diese spekulativen Gedankengänge haben wohl nicht die altlutherische Kirche als solche bestimmen können, aber sie werfen doch auf das Neu-luthertum ein in mancher Hinsicht typisches Licht. Sowohl in der Darstellung der „streitigen“ Lehren im engeren Sinne als auch in den geschichtstheologischen Perspektiven ist Huschke vom Organismusdenken bestimmt. Das autoritative Kirchenregiment sei der Kirche von Christus zugeschrieben, weil die Kirche sich organisch verfassen solle. Wie ein Mensch nicht nur Leib und Seele besitze, also das zu seiner Existenz schlechthin Notwendige, sondern auch Hände und Füße, so habe Christus der Kirche nicht nur das Wort und die Sakamente gegeben, sondern er habe auch das Kirchenregiment iure divino gestiftet. Nach der Confessio Augustana falle ein äußerer Organismus in Ämtern und Ordnungen nicht in den Bereich der externa societas. Huschke sucht das durch eine Untersuchung der einschlägigen Artikel der Confessio zu erhärten. Dann aber such er mittels der Geschichtstheologie das Kirchenregiment „iure divino“ als eine der Kirche im Laufe ihrer von Christus bestimmten Entwicklung zugeschriebene und ihr zuwachsende Gabe zu verstehen. Es legt sich die Frage nahe, ob Huschke hier vielleicht Anregungen Scheibels aufgenommen und in völlig selbständiger Weise konstruktiv fortgeführt hat. Der Weg, den Huschke einschlägt, um die Eigenart und Würde der lutherischen Kirche nachzuweisen, ist von Lutheranern, die ehemals Gesinnungsgefährten der Breslauer waren, abgelehnt worden. In solchen Protesten, von denen wir nur einen, nämlich den des Vaters der freikirchlichen lutherischen Gemeinden in Hessen—Nassau F. Brunn<sup>55)</sup> erwähnen wollen, wird die Rechtfertigungslehre gegen die „romanisierenden Tendenzen“ der Breslauer ausgespielt, die alle Kirchengewalt in die von Gott gestifteten Ämter legen wollen. Brunn sagt über Huschke<sup>56)</sup> bezeichnenderweise: „Nach seiner eigentümlichen Anlage hatte sich Huschke da eine ganz eigene, rein philosophisch oder theosophisch

<sup>53)</sup> R. E. 3. Aufl., 8. Bd., 467 ff.

<sup>54)</sup> Leipzig 1863.

<sup>55)</sup> Vgl. Mitteilungen aus meinem Leben für meine Kinder und Freunde, o. J.

<sup>56)</sup> 141.

konstruierte Theorie zurecht gelegt. Hiernach war ihm die sichtbare, aus Frommen und Gottlosen bestehende äußere Kirche *die eigentliche Kirche*, der Leib Christi.“ Brunn durchschaut deutlich, daß Huschke nicht zufällig vom Christus der *ephesinischen* Gemeinde sprach. Auch Scheibel sprach im Blick auf Breslau von Ephesus, aber die Verschiebung der Bedeutung des Bildes durch Huschke ist charakteristisch. Ist Scheibels Vergleich angeregt durch das Gegenüber zu den Reformierten — sie repräsentieren die korinthische Gemeinde! — und bestimmt durch die Eigenart der ephesinischen Gemeinde, so ist Huschkes Bild bestimmt von der *Christologie* des Epheserbriefes. Diese Verschiebung führt geradezu zu einem Bruch mit der von Scheibel angeregten Entwicklung auf dem Fundament der Timotheusbriefe. Auch mit der Hochschätzung des Laien-elements bei Scheibel und Steffens hat Huschkes Konstruktion nichts mehr gemein.

Dr. Friedrich Wilhelm Kantzenbach

## Luther und lutherische Pfarrer bei Gustav Freytag

Am 30. April 1960 waren 65 Jahre vergangen, seitdem Gustav Freytag zu Wiesbaden gestorben und am 13. Juli 1961 waren 145 Jahre vergangen, seitdem er in dem oberschlesischen Grenzstädtchen Kreuzburg geboren war. Indessen ist der Name des großen Kulturhistorikers und vielgelesenen Schriftstellers noch heute, besonders bei seinen Heimatgenossen, unvergessen. Sein Roman „Soll und Haben“ erzählt lebendig von tüchtiger Kaufmannschaft und städtischer Regsamkeit im alten Breslau, seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ bilden eine Fundgrube für die Kenntnis des vielfältigen geistigen und wirtschaftlichen Lebens unserer Vorfahren, und seine Romanreihe „Die Ahnen“ zeichnet die Geschicke deutscher Menschen in wechselnden Jahrhunderten, ja schon seine erste Gedichtsammlung vom Jahre 1845 trägt den für Freytags Verbundenheit mit Schlesien bezeichnenden Titel „In Breslau“. Da ist es für die schlesischen Leser, zumal für die Pfarrer unter ihnen, wertvoll zu beobachten mit welchem Verständnis und mit welcher Ehrerbietung der Dichter die Gestalt Martin Luthers beschrieben und wie achtungsvoll er je und je Vertreter des evangelischen Pfarrerstandes in seinen Büchern gezeichnet hat. Über den Reformator handelt der zwölftes Abschnitt der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“. Natürlich waren für Freytag die Neuerkenntnisse der modernen Lutherforschung mit ihrer psychologisch verfeinerten Erfassung der seelischen Entwicklung des jüngeren Luther, wie sie etwa Gerhard Ritter in seinem Buche „Luther, Gestalt und Tat“, seit 1922 mehrfach aufgelegt, grundzüglich darbietet, noch unbekannt, aber oft erstaunt die feinsinnige und nachführende Auffassung des Dichters von den Kämpfen und der Sinnesart des Wittenbergers. So heißt es beispielsweise „mit Luthers Klostergebeten begann die neue Zeit der deutschen Geschichte. Bald sollte ihn das Leben unter seinen Hammer nehmen“. (In der Auswahlausgabe bei Wilhelm Köhler, Minden, S. 374.) Von dem jungen Professor urteilt Freytag: „Er besaß keine umfangreiche Buchweisheit, aber er war erstaunlich belesen in der Heiligen Schrift und einzelnen Kirchenvätern, und was er in sich aufgenommen, hatte er mit deutscher Gründlichkeit verarbeitet.“ (S. 377) „Es war bei Luther ein unheimlicher Kampf zwischen Vernunft und Wahn. Aber immer erhob er sich als Sieger, die Urkraft seiner gesunden Natur überwand.“ (S. 382) „Zuweilen gerät er freilich in einen wahren Künstlereifer, dann vergibt er die Würde des Reformators und zwickt wie ein deutsches Bauernkind, ja wie ein boshafter Kobold.“ (S. 383) Sehr feinfühlend werden die besondere Schwierigkeit des Jahres 1518 mit dem Verhör vor Kajetan und die große Entwicklung der Jahre 1520—1522 nachgezeichnet, wie auch die Luther belastende Tragik des

Bauernkrieges hervorgehoben. Von dieser sagt Freytag: „Wie oft erhob sich in dieser Zeit die Gestalt Luthers finster und gewaltig über den Hadernden, wie oft erfüllten ihn selbst die Verkehrtheit der Menschen und eigener und heimlicher Zweifel mit banger Sorge um die Zukunft Deutschlands, denn in einer wilden Zeit, welche mit Feuer und Schwert zu töten gewohnt war, faßte dieser Deutsche die geistigen Kämpfe so hoch und rein wie kein anderer.“ (S. 392) Und „als sich die wilden Wogen des Bauernkrieges auch über seine Saaten ergossen, als blutige Gewalttat sein Gemüt verletzte und er empfand, daß die Schwärmer und Rottengeister eine Herrschaft über die Bauernhaufen ausübten, welche auch seiner Lehre Vernichtung drohte, da warf er sich in höchstem Zorn der rohen Masse entgegen“. (S. 395) Über die Bedeutung von Luthers Eheschließung sagt Freytag: „Von jetzt an wurde der Gatte, der Vater, der Bürger auch Reformator des häuslichen Lebens seiner Nation, und gerade der Segen seiner Erdentage, an welchem Protestanten und Katholiken gleichen Anteil haben, stammt aus der Ehe zwischen einem ausgestoßenen Mönch und einer entlaufenen Nonne.“ (S. 397) Von Luthers Bibelübersetzung liest man: „Er erwarb die volle Kraft über die Sprache des Volkes, eine Prosa, welche zuerst durch dies Werk ihren Reichtum und ihre Kraft gebrauchen lernte — Jetzt erhielt die Nation zur täglichen Lektüre ein Werk, das mit einfachem Wort in kurzen Sätzen die tiefste Weisheit und die beste geistige Habe der Zeit zum Ausdruck brachte. — Und noch heute ist die Sprache der Bildung, Poesie und Wissenschaft, welche Luther geschaffen, das Band, welches alle Deutschen Seelen zur Einheit zusammenschließt.“ (S. 397/398)

Auch der Sinnesart und dem Wirken des allmählich alternden Reformators bringt Freytag Verehrung und Verständnis entgegen. So betont er einmal: „Ähnlich wie mit seinen Lieben, verkehrt Luther auch mit den hohen Mächten seines Glaubens. Alle guten Gestalten aus der Bibel waren ihm wie treue Freunde. — Als ihn Veit Dietrich einmal fragte, was wohl der Apostel Paulus für eine Person gewesen sei, erwiderte Luther schnell: „Er war ein unansehnliches hageres Männlein, wie Philippus Melanchthon.“ (S. 402) Noch ernster stellt der Dichter fest: „Luther war geschaffen zum Herrschen, wie jemals ein sterblicher Mensch; aber gerade das Riesige und Dämonische seiner Willenskraft mußte ihn zuweilen zum Tyrannen machen. Wenn er doch Toleranz übte, bei mehreren wichtigen Gelegenheiten, mit innerer Selbstüberwindung oder mit innerer Freiheit, so war dies nur der Segen seiner guten Natur, der auch hier sich geltend machte.“ (S. 406 f.) Und schließlich bringt Freytag außer dem berühmten Briefe Luthers an Friedrich den Weisen von der Wartburg noch ausführlich die Grabrede Melanchthons an Luthers Sarge vom Jahre 1546, und es ist sicherlich aus dem Herzen des gut evangelisch gesonnenen großen Kulturhistorikers gesprochen, wenn Luthers Freund in ihr von ihm sagt: „Es war ein Ernst und eine Tapferkeit in seinen Worten und Gebärden, wie in einem solchen Manne sein soll; sein Herz war treu und ohne

Falsch. Die Härte, so er wider die Feinde der Lehre in Schriften gebrauchte, kam nicht aus zänkischem und boshaftem Gemüt, sondern aus großem Ernst und Eifer zu der Wahrheit.“ Ja von der letzten Fahrt des heimgegangenen Luther nach Wittenberg heißt es bei Freytag: „Als der Wagen mit seiner Leiche durch die thüringischen Lande fuhr, läuteten alle Glocken in Dorf und Stadt, und die Leute drängten sich schluchzend an seinen Sarg. Es war ein guter Teil der deutschen Volkskraft, der mit diesem Mann eingesargt wurde.“ (S. 409)

In einer Stelle seiner großen Romanreihe „Die Ahnen“ hat Freytag den Wittenberger Reformator sogar persönlich redend und entscheidend eingeführt. Das „Marcus König“ betitelte Teilstück, das im Jahr 1519 beginnt, schildert die schweren Kämpfe in Thorn zwischen den von den Schriften des Augustiners begeisterten humanistischen Gelehrtenkreisen, deren Vertreter der wackere Magister Fabricius ist und den mönchisch klerikalen Gegnern der neuen Lehre. Ein Schüler des Magisters, der Thorner Patriziersohn Georg König, der frommen und zurückhaltenden Anna Fabricius in herzlicher Liebe zugetan, wird in einen bei der versuchten Verbrennung reformatorischer Schriften ausgebrochenen Aufruhr hineingezogen und kann nur durch nächtliche Flucht aus seinem Gefängnis entkommen, wie auch Fabricius und seine Tochter Anna aus der Stadt ausgewiesen werden. Nach schweren Schicksalen und langen Irrfahrten finden sich die Liebenden bei einem Landsknechtshaufen wieder, dessen Fähnrich Georg König wird. Hier werden Georg und Anna durch den tüchtigen Hauptmann des Fähnleins nach Landsknechtsbrauch zusammengesprochen. Anna leidet lange unter dem Mangel einer kirchlichen Weihe ihres Ehebundes; auch ihr Vater, der ihnen wieder zugeführt wird, ist darüber sehr bekümmert, und der harte und dem alten Kirchentum anhängende Kaufherr Marcus König versagt dem Sohn trotz dessen sehnlichen Flehens die Einwilligung zu seiner Ehe. Da ziehen die jungen Leute, denen unterdessen auch ein Sohn geboren ist, mit dem alten Magister nach Wittenberg, um Luthers Entscheidung über das christliche Recht ihres Ehebundes einzuholen. Auch Vater Marcus betritt zunächst unerkannt als Pilger das Augustinerkloster. Luther sucht sich mit hohem Ernst zu vergewissern, ob nicht nur die fromme Anna, sondern auch Georg im Aufblick zu Gott ihren Bund geschlossen hätten. Die ersten Antworten Georgs genügen Luther nicht; erst als der tief erregte junge Vater vom ersten Anblick seines Kindes berichtet: „Da erschrak ich vor Gottes Wunder und mir erbebte das Herz. Von der Zeit an, ehrwürdiger Vater, lernte ich den großen Gott anflehen,“ erklärt sich der Reformator aus großem Mitleid mit der Gewissensnot der jungen Eltern bereit, ihren Bund zu segnen, betont aber, daß die Zustimmung von Georgs Vater bürgerlich unerlässlich sei. Marcus König tritt aus dem Hintergrunde hervor und gibt sich zu erkennen, verweigert aber trotz des demütigen Bittens seines Sohnes und der rührenden Zutraulichkeit seines kleinen Enkels weiterhin seine Zustimmung. Da fährt ihn Luther mit großem Ernst an: „Fahrt dahin in Euerem Hochmut, seht zu, was Euch

von dem Sohne bleibt, wenn Ihr seinen getreuen Willen zerbrecht. Für diese hier zu leben hat er gelobt; was Ihr aber aus ihm machen wollt, ist ein ehrloser, eidbrüchiger Mann.“ Da bricht der Widerstand des alten König zusammen, zögernd legt er die Hände von Georg und Anna zusammen, und Luther segnet feierlich das Ehepaar ein.

Marcus selbst macht sich zu der von ihm vorher gelobten Wallfahrt nach Compostella auf und kommt erst nach längerer Zeit 1530 mit den Seinen zu Luther auf die Coburg, wo dieser damals während des Augsburger Reichstages weilt. Hier stirbt der todkranke alte Pilger, noch zuletzt von dem Reformator getröstet, und über diesen selbst sagt Freytag: „Die Krähen und Dohlen flogen schreiend um die Türme der Burg, und im Gebüsch an der Mauer sangen furchtsam die kleinen Vögel. Da klang über den Lauten der Natur die feierliche Stimme des Mannes, in welchem sich die Kraft, die Größe und die Einfalt des deutschen Menschen vereinten, wie nie vorher in einem einzelnen Menschen.“

Ob der Dichter Freytag die Gestalt Luthers und die von ihm diesem beigelegten Worte in allen Einzelheiten geschichtlich richtig gezeichnet hat, ist fraglich; hocherfreulich ist jedenfalls, daß soviel Ehrfurcht und so warme Liebe zu Luther, ja auch soviel eindringendes Studium in seine Werke bei dem schleisischen Schriftsteller zu finden sind, von dem noch Wolfgang von Eichborn 1960 in seinem schönen Buche „Schlesiens Vermächtnis“ urteilt: „Gustav Freytag war Vorredner, Anwalt und Schriftleiter des neuen deutschen Staates; der Mythos der vaterländischen Geschichte war sein Schaffens- und sein Lebensgrund, aus dem er seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, das noch immer jugendfrische und unerschöpfliche kulturgeschichtliche Lesebuch des deutschen Volkes schrieb.“ Damit gibt Eichborn auch den Grund für die Zeichnung Luthers durch Freytag an.

Nicht nur von Doktor Luther, sondern auch von einigen anderen lutherischen Pfarrern hat Freytag je und je seinen Lesern erzählt. Im Unterschied zum römischen Zölibat hat sich die Bedeutung des evangelischen Pfarrerstandes für das kulturelle Leben Deutschlands nach seiner Überzeugung klar erwiesen. In den „Bildern“ S. 445 f ist zu lesen: „Bei den Protestanten wurde der Stand des Geistlichen die bequeme Brücke, auf welcher das Blut des Landmannes zu höhere Tätigkeit hinaufkam. Durch das Leben im Dorfe und eine kleine Landwirtschaft war der Dorfpfarrer eng mit dem Bauernstand verbunden und doch zu gleicher Zeit Bewahrer der besten Bildung jener Jahrhunderte. So bedeutend ist der Einfluß der protestantischen Geistlichkeit auf die geistige Produktion der Deutschen, daß viele der großen Gelehrten, Dichter, Künstler, Intelligenzen des deutschen Beamtenstandes wenigstens mit einer, oft mit mehreren Generationen ihrer Vorfahren in einem protestantischen Pfarrhause stehen.“

Bei der ergötzlichen Schilderung von der tapferen Glaubenstreue der Frauen

Löwenbergs im Jahre 1629 gegenüber ihren von der Gegenreformation kleinmütig gemachten Ehemännern und dem neuen zwangswise eingesetzten Rate der Stadt berichtet Freytag aufgrund der Chronik des alten fleißigen Sutorius: „Einige Zeit war der leitende Geist des neuen Rates ein zugezogener Franziskaner, Julius, gewesen, ein verwegener Gesell, der unter seiner Kutte goldene Armbänder trug“ (S. 516). Nach ihm wurde ein Pfarrer Exelmann, Sohn eines evangelischen Predigers eingesetzt, der sich freilich mit den übrigen Ratsmitgliedern gegen die beherzten mit ihren Schlüsselbunden anrückenden gut evangelischen Frauen weder männlich noch sympathisch verhielt. Im Unterschied von ihm schreibt der Dichter von den früheren, um ihres Protestantismus willen ausgewiesenen Geistlichen Löwenbergs: „Die Bürgerschaft wurde gezwungen, ihre alten Geistlichen zu entlassen. Mit Tränen schieden sie; laut weinend begleitete sie die Volksmenge in ihre Wohnungen und trug ihnen wie zur Sühne die letzten Abschiedsgeschenke zu.“ Aus dieser Hochschätzung der leidgeprüften schlesischen Pfarrer und ihrer ihnen treu verbundenen Pfarrkinder heraus stellt der Verfasser der Bilder schon S. 256 fest: „Von allen Ländern der habsburgischen Hausmacht ist Schlesien das einzige, welches der eisernen Faust der Reaktion den neuen Glauben nicht geopfert und bis in das 18. Jahrhundert verzweifelten Widerstand geleistet hat.“ Und mit wie großer Dankbarkeit 1741 der berühmte Breslauer Kircheninspektor Burg die Huldigung vor dem Vertreter des protestantischen Preußenkönigs vollzog und durch eine Umarmung des Feldmarschalls Graf Schwerin als ihm ebenbürtig anerkannt wurde, weiß gleichfalls (S. 572) Freytag, dessen eigene Familie übrigens mit der des wie Burg weitbekannten späteren Kircheninspektors Johann Timotheus Hermes verwandschaftlich verbunden war. Schließlich enthalten die „Bilder“ noch eine feinsinnige Charakteristik von den Orthodoxen und Pietisten unter den evangelischen Pfarrern um 1750. Der Dichter schreibt von ihnen auf Seite 558: „Noch waren die Geistlichen Orthodoxe oder Pietisten. Die ersten in der Regel bequem zum geselligen Verkehr, nicht selten Lebemänner, dauerhaft vor einer ehrbaren Flasche Wein und tolerant gegen die weltlichen Scherze ihrer Bekannten, hatten viel von ihrer alten Streitsucht und dem Inquisitorwesen verloren, sie ließen sich herab, zuweilen eine Stelle aus dem Horatius zu zitieren, kümmerten sich um die Kirchen- und Schulgeschichte ihres Ortes und fingen bereits an, die Schriften des gefährlichen Wolf mit heimlichem Wohlgefallen zu betrachten, weil er in so auffälligem Gegensatz zu ihren pietistischen Gegnern getreten war. Waren pietistische Geistliche angestellt, so standen diese wahrscheinlich in besserem Verhältnis zu anderen Konfessionen und wurden von den Frauen, Juden und von den Armen der Stadt besonders verehrt. Auch ihre Gläubigkeit war milder geworden, sie waren zum großen Teil würdige, sittenreine Männer, treue Seelsorger mit einem weichen herzgewinnenden Wesen, ihre Predigten waren allerdings sehr pathetisch und bilderreich; sie warnten gern vor der kalten Subtilität und rieten zu dem, was sie Saft und Kraft nannten.“

Zeigen schon diese angeführten Stellen der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ die freundwillige Vertrautheit Freytags mit der Sinnesart und dem Lebensstil des evangelischen Pfarrerstandes, so läßt der Dichter einzelne desselben in mehreren Teilstücken seiner „Ahnens“ plastisch und meist verehrungswert vor seinen Lesern erstehen.

Der fünfte Teil der „Ahnens“ enthält zuerst die in den wilden und blutigen Zeiten um das Ende des dreißigjährigen Krieges, beginnend mit dem Jahre 1647, spielende Erzählung „Der Rittmeister von Alt-Rosen“ („die Ahnen“, Verlag Droemer, München, S. 955 ff). Der tapfere und pflichtbewußte junge Rittmeister Bernhard König, der um den Schutz seiner frommen ihn begleitenden Schwester Regine sehr besorgt ist, wird von seinem Obersten mit Botschaft nach Thüringen gesandt, um die Dienste des Regiments dem Herzog Ernst von Gotha anzubieten, und seine Schwester begleitet ihn in einem Wagen des Trosses. Auf gefährlichem Ritt durch ein verlassenes Dorf kommen sie zum Versteck der geflüchteten Bauern, unter denen die tapfere Pfarrerstochter Judith in Ansehen steht; sie bringt Bernhard und seine Leute zu dem Pfarrer, der unter seiner Gemeinde und gleich ihr in Not und ohne Besitz, verweilt (S. 981). Der Geistliche erzählt dann von den schweren Zeiten, die er durchgemacht: „Kein Jahr, in dem wir nicht 3 bis 4 mal hierher geflüchtet sind und daheim ausgeraubt wurden. Noch vor 16 Jahren hatte meine Kirche Fenster und zwei silberne Kelche und ich führte den Klingelbeutel ein; jetzt aber wandert das Klingelsäcklein nicht mehr, sogar die Klingel haben die Diebe mitgenommen.“ Judith, deren Vater durch den zuchtlösen Gegner Benhards zu Tode gekommen ist und die selbst starke Frömmigkeit mit manchem Aberglauen verbindet, nimmt sich der Geschwister, besonders der anlehnungsbedürftigen Regine in ihrem eigenen, noch unzerstörten Hauswesen an (S. 988). Sie erzählt dabei gelegentlich, daß ihr Vater in der Kriegszeit vertretend die sehr klein gewordene Gemeinde betreut und sie ihm dabei geholfen habe: „Ich mußte als Gehilfin des Vaters alle Kirchenämter versehen, ich zog die Glocke, bekleidete den Altar und sang der Gemeinde vor. Es waren nur wenige, welche außer uns im Dorfe beharrten; es kam vor, daß der Vater nur vor 2 Frauen und mir gepredigt hat (S. 993).“

Der Bruder bringt seine Schwester indessen, da Judith auch trotz ihres eingezogenen und gottesfürchtigen Wesens in den Verdacht verbotener Zauberkünste zu geraten scheint, unter den Schutz des frommen Herzogs Ernst, wobei sich ein junger Diakonus ihr als treuer Freund bewährt und später auch ihr Gatte wird, während der Hofprediger des Herzogs sich weit weniger sympathisch erweist. Freitag sagt von ihm: (S. 1010) „Er war ein wohlhabiger Herr mit gerötetem Antlitz, runden grauen Augen und starkem Munde, denn er war in der glücklichen Lage, jede Woche seine Stimme mächtig über demütigen Hörern zu erheben und keiner durfte ihm widersprechen.“ Bernhard erlebt inzwischen bei Judith, der er immer mehr zugetan wird, daß sie einen flüch-

tigen evangelischen Pfarrer aus ihrem heimatlichen Riesengebirge mit den Seinen von mühsamer Wanderung auf der Landstraße gastfrei in ihr Haus nimmt und mit vollen Ehren beherbergt. Im vertrauten Gespräch berichtet die Jungfrau dann ihrem Freund, daß sie nahe dem schlesischen Eulengebirge geboren und ihr Vater ursprünglich ein Bischof der böhmischen Brüder gewesen sei und einen wohlständigen Freihof sein eigen genannt habe (S. 1021). Da aber Judith immer mehr in die Gefahr kommt, als Hexe gerichtet zu werden, befreit sie Bernhard mit eigener Lebensgefahr und beide kommen dann auf der Flucht nach Schlesien, nachdem sie sich geheiratet haben. In der Nähe von Braunau führt ein der Frau Judith seit langem bekannter alter Bauer die Reisenden über das Gebirge, und sie blicken in das weite Schlesierland, über dem die Kirchenglocken den langersehnten Friedensschluß verkündigen S. 1067 ff.). Da greift hinterrücks ein Trupp versprengter kaiserlicher Reiter von einem alten Todfeinde des Rittmeisters geführt, das Ehepaar an und beide enden ihr Leben, während ihr getreuer Troßbube später ihr Kind nach manchen Irrfahrten in das Pfarrhaus der Schwester Bernhards rettet (S. 1068 ff.). Gerade dieses Stück der Ahnen schildert also plastisch die Entzagungen und Lebensnöte des evangelischen Pfarrerstandes während des großen Krieges, aber auch ihre tapfere Geduld und männliche Ausdauer. Die nächste Erzählung der Ahnen bringt unter der Überschrift „Der Freikorporal bei Markgraf Albrecht“ aus der Zeit König Friedrich Wilhelm I. und des berüchtigten Thorner Blutgerichts von 1724 die Geschichte der beiden Urenkel von Bernhard und Judith König. Der Sohn des 1648 erschossenen Ehepaars nämlich war Pfarrer geworden, und dessen Sohn hatte wiederum Theologie studiert und war, wie Freytag (S. 1071) schreibt, zunächst Geistlicher eines Deutschen Regiments, welches König Wilhelm von England in seinen Kriegen mit den Franzosen gebrauchte. Im Felde behauptete er sich als ein stattlicher Mann mit festem Charakter, der den Tod nicht fürchtete, dem Teufel kräftig zu Leibe ging und seinen Soldaten eine heilsame Furcht vor dem breiten Pfade zur Hölle beibrachte. Nach seiner Verlobung mit der Tochter eines reichen Leipziger Kaufmanns und Gutsbesitzers, versuchte er zunächst, eine Pfarrstelle zu erhalten, „aber das wollte sich nicht so leicht schicken, da ihm die Orthodoxen mißtrauten und auch die Stillen im Land an seiner Erweckung zweifelten“. Infolgedessen trat er in die Verwaltung des Geschäftes und des Landgutes seines Schwiegervaters ein und wurde nach dessen Tode der kluge Sachverwalter seiner Schwiegermutter und im Sommer auf dem Lande, im Winter in der zum Kurfürstentum Sachsen gehörigen nahen Stadt lebend, ein weitgeachteter Mann, der freilich in seinem Gemüte es als Entbehrung trug, daß er dem Predigtamt entsagt hatte und bedrängten Dorfgenossen daher gern gelegentlichen seelsorgerlichen Zuspruch spendete. Aus der Ehe mit seiner trefflichen Gattin entstammten 2, nur um 1 Jahr voneinander verschiedene Söhne, Georg Friedrich und Bernhard August geheißen (S. 1074). Die Geschicke dieser beiden bilden den Inhalt des neuen Teils der „Ahnen“. Georg Friedrich wird Theologe und Bern-

hard August erst Freikorporal in preußischen und dann, auf seinen Antrag wenigstens durch Genehmigung seines Kommandeurs ausgetreten, Leutnant in sächsischen Diensten, nachdem er vorher durch seinen inzwischen gestorbenen Vater bei einem märkischen Regiment Einstellung erlangt hatte. Georg Friedrich, der eine stille Zuneigung zu der lieblichen Tochter Dorchen der seiner Mutter befreundeten Familie von Borsdorf empfindet und sich auch schon im kirchlichen Dienst bewährt hat, erfährt, daß Dorchen die auf ein Gut polnischer Verwandter gereist und dabei in die Thorner Wirren der von Jesuiten angezettelten Kämpfe geraten ist, von ihrer Mutter sehnlich nach Hause gewünscht wird. Er unternimmt deshalb die mühsame Reise nach Thorn, findet auch glücklich das sehr verängstete Mädchen und stellt sich in den blutigen Tagen der gänzlich ungerechten Hinrichtung der führenden Thorner Bürger, seinen überarbeiteten dortigen Amtsbrüdern für geistlichen Zuspruch an die Eingekerkerten zur Verfügung.

Der durch solche seelsorgerliche Erfahrungen tief erschütterte junge Pfarrer gerät dann auf der Rückreise mit Dorchen infolge seiner auffallend hochragenden Gestalt durch die Hinterlist eines verkappten preußischen Werbeoffiziers in die dringende Gefahr gewaltsam der Riesengarde Friedrich Wilhelm I. eingegliedert zu werden. Er kommt schließlich vor den Soldatenkönig selbst, und dieser möchte am liebsten Georg Friedrich als Ersatz des von ihm noch immer nicht endgültig entlassenen Bernhard August bei seinen Potsdamer langen Kerls behalten. Aber durch die Treue des jungen Theologen gegen seinen Bruder und die Bitten, der inzwischen mit ihrem Vormund herbeigeeilten Dorchen, sowie durch die freiwillige Rückmeldung Bernhard Augsts in seinen preußischen Dienst bewogen und durch den ergreifenden Bericht Georg Friedrichs von seinen schweren Thorner Erlebnissen und von seinem Vertrauen zur Gerechtigkeit des frommen Preußenkönigs erschüttert, entscheidet dieser schließlich: „Der Feldprediger von Markgraf Albrecht ist hinfällig, ich setze dich an seine Stelle, damit sollst du bei mir anfangen. Ihr, Herr Leutnant aus Sachsen, steckt euren preußischen Abschied in die Tasche. Da ihr um eure brüderliche Pflicht gegen meinen Feldprediger zu erfüllen aus dem sächsischen Dienst ausgetreten seid, so will ich dafür sorgen, daß ihr wieder hineinkommt (S. 1171 ff.).“ Und nach 19 Jahren, so schließt der Dichter diesen Teil seiner „Ahnens“, fiel der jüngere Bruder in der Schlacht des 2. schlesischen Krieges zu Kesselsdorf, Georg Friedrich aber war vom Feldprediger des Regiments Markgraf Albrecht zum Pfarrer eines großen märkischen Dorfes ernannt geworden und hatte mit seiner Frau zu seinen eigenen Kindern auch die Fürsorge für die Kinder seines Bruders übernommen. Während also in diesem Abschnitt der „Ahnens“ die Erzählung der Vorfälle weit mehr als die Schilderung der pastoralen Umwelt hervortritt, bietet sich diese im Schlußteil des Ganzen „Aus einer kleinen Stadt“, der in der Zeit vor und während der Befreiungskriege spielt und in den Freytag ganz persönliche

Familienerinnerungen verwebt, desto deutlicher dar, und von diesen Familienerinnerungen handelt der Dichter noch 1887 in seinem letzten Werke „Aus meinem Leben“.

Freytags Vater, Dr. med. Ferdinand Freytag, entstammte einer seit langem in der Kreuzburg/Pitschener Gegend ansässigen Familie aus Schönwald, deren Glieder meist die Schultheißen ihres Dorfes waren. Der Großvater des Dichters, George Freytag, war seit 1760 als Vikar und seit 1770 als Pfarrer Geistlicher von Konstadt. Er wird als „Mann von Format“ bezeichnet, der mit Kirchbauten viel beschäftigt und um die Geschichte seines Pfarrspiels sehr bemüht, immer mit einem Dreispitz bedeckt, als treuer Seelsorger weite Kirchwege seines ausgedehnten Pfarrspiels zu bewältigen wußte. Ferdinand Freytag selbst ließ sich als junger Arzt in Kreuzburg nieder, übte bald eine große Landpraxis aus und wurde 1809 nach der Einführung der preußischen Städteordnung zum Bürgermeister seines Heimatortes gewählt. Am 20. Juni 1815 verheiratete sich Ferdinand Freytag mit Henriette Zebe, deren Vater Pastor und Senior in Wüstebriese bei Ohlau war. Von diesem Kirchspiel erzählt der Dichter, freilich ohne den Ortsnamen selbst zu nennen, ausführlich im Schlußteil der „Ahnen“. Der tüchtige Doktor Ernst König wird von seiner Kreisstadt aus zu der erkrankten Frau Senior in das Wüstebrieser Pfarrhaus gerufen. „Der Wagen des Doktors rollte durch eine fruchtbare Ebene, deren üppiges Grün in der warmen Frühlingsluft das Auge erfreute. Endlich trabten die Pferde über unbebautes Land, das mit Ginster und Dornen bewachsen war, bei einem runden Hügel vorbei in einen weiten Hof mit Scheunen und Ställen, die einer großen Feldwirtschaft angehörten, und hielten vor einem langgestreckten niedrigen Bau unter Schindeldach. Das war das Pfarrhaus, aber Behörden und Gemeinde hatten sich aus übergrößer Liebe zum Herkömmlichen nie entschlossen, es umzubauen. Die Pfarre zählte trotzdem doch zu den reichsten der Provinz. Hinter dem Pfarrhaus lag der Garten, zwischen dem Haus und dem Kirchhof eingehetzt, ein wohl gepflegter Raum mit gradlinigen Beeten, auf denen die Frühlingsblumen Primeln, Narzissen und stolze Kaiserkrone in üppiger Pracht blühten. Dahinter lief die niedrige Mauer des Friedhofs, halb verdeckt durch Flieder und Jasminbüsche, und in dessen Mitte stand die alte Kirche mit ihren gemauerten Strebepfeilern, dem blauen Holzdach und einem spitzen Turm, dessen oberster Teil auch aus Holz geziimmt war.“ (Die „Ahnen“ S. 1188).

Der Senior „ein Mann in höheren Jahren, mit weißem Haar, aber von kräftiger Haltung, mit vollem Angesicht, dem man die milde Gutherzigkeit ansah,“ begrüßte den Arzt, der ihn bald über die Krankheit seiner Frau beruhigen konnte. Dann saßen die beiden in vertrautem Gespräch zusammen, der Senior bekannte sich als begeisterter Verehrer Martin Luthers und fleißiger Leser seiner Schriften und erzählte — übrigens der tatsächlichen Geschichte Wüstebrieses ganz entsprechend —, daß das ehemalige Kirchdorf im 30jährigen

Kriege völlig zerstört und seine Stätte zur wüsten Einöde geworden sei. „Daneben liegt noch eine hohe Schwedenschanze, das Dorf wurde nicht wieder aufgebaut, nur Kirche und Pfarre sind erhalten.“ Als darauf die jüngste Tochter des Hauses den Gast bewillkommt, wird dieser bald von einer herzlichen Neigung zu ihr erfaßt, die durch ein freundliches Gartengespräch mit ihr und zwei sie besuchenden bäuerlichen Freundinnen noch vertieft wird. Dieses den wackeren Ernst König beglückende dörfliche pastorale Idyll wird indessen durch den Kriegsausbruch von 1806 erschüttert. Im Verlauf der preußischen Niederlage brechen napoleonische Marodeure — wie wiederum geschichtlich der Fall gewesen — plündernd in das Wüstebrieser Pfarrhaus. Aus höchster Lebensgefahr — und hier setzt nun freie dichterische Erfindung Freytags ein — wird die Tochter des Hauses, Henriette durch Eingreifen eines französischen Offiziers, der sie sogleich für seine Braut erklärt und der noch Ohnmächtigen einen Verlobungsring ansteckt, gerettet.

Die ganze nun folgende lange und kummervolle Leidenszeit von Ernst und Henriette, in die auch die Kriegswirren der Grafschaft Glatz unter der tapferen Gefolgschaft des Grafen Götzen hineinspielen, kann hier übergangen werden. Freytags Eltern haben sich in Wahrheit bei einem Schwager der späteren Frau Bürgermeister, dem damaligen Kreuzburger Pastor Neugebauer kennengelernt und noch als reifer Mann hat sich der Dichter gern erinnert, wie vor Zeiten der kleine Gustav an der Seite des Vaters öfters in der bürgermeisterlichen Loge der Kreuzburger Kirche dicht neben der Kanzel gesessen und am liebsten dem predigenden Onkel Pastor „guten Morgen“ gesagt hätte, wenn die Würde des Gottesdienstes dies nicht verboten. Doch zurück zu den Schilderungen „Aus einer kleinen Stadt“. Höchst plastisch erzählt Freytag in ihnen, wie beim Beginn der Befreiungskriege die Opfergaben der vaterlandstreuen Gemeinde im Gottesdienst am Altar niedergelegt wurden und dabei auch der würdige Senior von Wüstebriese dem vor Jahren durch die Vermittlung jenes französischen Offiziers, der sich zum Verlobten der Pfarrers-tochter erklärt hatte, eine Rolle Taler als Entschädigung für die erlittene Plünderung zugegangen war, diese von ihm bisher unangerührte Geldsumme in vollem Betrage dem Vaterlande opferte und dadurch das erschütterte Vertrauen seiner härter als ihr Seelsorger heimgesuchte Gemeinde wieder gewann. Bei der Abendmahlfeier des Einsegnungsgottesdienstes der sich meldenden Freiwilligen geben sich Ernst und Henriette öffentlich als Verlobte kund, und nachdem nach vielfachen Kriegsgefahren, die auch eine Verwundung des jungen Arztes mit sich bringen, und nach dem Tode des französischen Offiziers, der noch zuletzt Henriette von der erzwungenen Verlobung entbindet, der glücklich heimgekehrte Ernst König mit seiner Braut von Vaters Hand in dessen schlichter Dorfkirche getraut worden ist, endet der Dichter seine Erzählung mit der Beschreibung der würdigen Friedensfeier (Ahnens S. 1335). Als der Friede verkündet ward, rüstete sich die Stadt noch einmal zu einer großen Festfeier.

Alles was nur menschenmöglich ist, wurde ausgesonnen, um die Freude zu erweisen. Der Trommler schlug in der Morgendämmerung Wirbel, Steinmetz blies vom Turme, und die Bürgerschützen bildeten Spalier, in welchem die Schulkinder mit Kränzen auf dem Haupt, der Magistrat und die Stadtverordneten zum Gotteshaus schritten. Der Gottesdienst war sehr feierlich mit Musik vom Orgelchor und mit Posaunen, und sobald die Predigt begann schoß der Zieler auf dem Kirchhofe mit den Böllern, bis diese so heiß wurden, daß sie nichts mehr vertrugen. So oft die Schüsse zwischen die Predigt krachten, fuhren die Frauen zusammen, aber jedermann wußte, daß am Ende eines solchen Krieges auch der Triumph gewaltig sein mußte.“

Damit sei dieser Überblick über Freytags Schilderungen lutherischer Pfarrer und ihrer Gemeinden geschlossen. Natürlich hat der große Kulturhistoriker seine Darstellungen aus der Mentalität des ausgehenden 19. Jahrhunderts gebildet und die Freude an frommer menschlicher Charakterstärke und bewährter seelischer Kultur überwiegt bei unserem Landsmann das Erschauern vor dem Numinosen und die psychische Erschütterung einer Katastrophenzeit wie die unsere ist.

Aber wenn in dem oben angeführten Satze Wolfgang von Eichborn Freytag den Vorredner und Anwalt des neuen deutschen Staates nennt, könnte man ihn vielleicht auch als Vorredner und Anwalt des protestantischen Pfarrerstandes bezeichnen, und das Urteil, das über Freytag in dem 1954 von Dr. H. Menz herausgegebenen „Kreuzburger Gemeinde und Heimatbuch“ über den Dichter geäußert wird, trifft auch seine hier angeführten Schilderungen: „Gustav Freytag wollte einerseits den Blick und die Aufmerksamkeit für den Anteil der Massen am geschichtlichen Geschehen stärken, ohne andererseits die große Bedeutung der Persönlichkeit zu verkennen, die aus eigener Kraft dem rollenden Rad der Geschichte in die Speichen fällt, um ihm eine von ihr bestimmte Richtung zu geben. So wird Luther der Lieblingsheld Gustav Freytags, dessen Lebensbild er in den „Bildern“ mit Meisterhand zeichnet, und, so dürfen wir zufügen, so sind auch seine Pfarrergestalten aus ihrer Zeit heraus verstanden und noch für unsere Zeit lebendig gezeichnet.“

D. Konrad Müller

# Lebensabriß des Altpräses Erich Schultze

*als Beitrag zur schlesischen Kirchengeschichte und zur  
Geschichte des Kirchenkampfes in Schlesien<sup>1)</sup>*

## *Kindheit*

Ich bin von Hause aus kein gebürtiger Schlesier. Meine Wiege stand in der Mark und zwar in der Uckermark im Pfarrhaus der Kirchengemeinde *Thomsdorf* Kreis Templin, wo mein Vater Ferdinand *Schultze*, Sohn des Bauern Gottfried *Schultze* in Lützlow in der Uckermark, Pfarrer war. Hier habe ich am 7. Februar 1872 das Licht der Welt erblickt und erhielt die Namen Erich Hugo Ferdinand.

Nach dem Tode meines Vaters, der schon am 29. Mai 1875 mit 39 Jahren an „galoppierender Schwindsucht“ (Lungentuberkulose) starb, siedelte meine Mutter mit mir zunächst nach dem Marktflecken Boitzenburg in der Uckermark über. In dieser hübschen Residenz der Grafen von *Arnim* - Boitzenburg habe ich meine Kindheit und erste Schulzeit verlegt.

## *Jugend*

Als ich 9 Jahre alt geworden war, verlegte meine Mutter, Marie Alwine geb. *Meckelburg*, meiner Ausbildung wegen ihren Wohnsitz in ihre neumärkische Heimat und zwar in die Stadt Landsberg an der Warthe. Sie war die Tochter des Ganzbauern und Kretschmers Ferdinand Meckelburg in Lorenzdorf bei Landsberg an der Warthe, der inzwischen seinen Bauernhof mit dem Stadtgut Landsberg, Friedeberger Chaussee 7, vertauscht hatte. Hier habe ich erst 1 Jahr die Vorschule und dann das große Doppelgymnasium besucht und zwar seinen humanistischen Zweig, und am 4. März 1892 das Abiturientenexamen unter Dispensation von der mündlichen Prüfung bestanden.

## *Studium und Wartezeit*

Nach vollendetem Studium der Theologie in Greifswald, Tübingen und Berlin bestand ich Ende 1895 die erste theologische Prüfung vor dem Königlichen

<sup>1)</sup> Veröffentlicht aus Anlaß des 90. Geburtstages des Altpräses Erich Schultze am 7. 2. 1962 zu Görlitz - Biesnitz (Der Herausgeber).

Konsistorium der Provinz Brandenburg in Berlin und ging dann — meine Mutter hatte ich bereits am 29. Dezember 1893 durch den Tod verloren — zu einem Vetter nach Warnitz am Uckersee als Hauslehrer. Hier habe ich meinen Neffen erzogen und mich auf die 2. theologische Prüfung vorbereitet, die ich nach der vorgeschriebenen Frist ebenfalls in Berlin bestand. Da der Überfluß von wahlfähigen Kandidaten jede Anstellung als Geistlicher in absehbarer Zeit aussichtslos machte, kehrte ich zu meiner Erziehertätigkeit zurück nach Warnitz.

Aber von nun an beteiligte ich mich am kirchlichen Leben der Parochie Blankenburg i. d. Uckermark, zu der Warnitz als Filial gehörte und wo ein Bruder meines Vaters Erbscholtebesitzer, Patronatsvertreter des Joachimstalschen Gymnasiums und Laienvorsitzender des Gemeindekirchenrates war. Ich sammelte die wenigen Kinder der kleinen Gemeinde zum Kindergottesdienst, predigte in dem winzigen Kirchlein an „predigtfreien“ Sonntagen und wann ich sonst im Kirchenkreise Gramzow gebraucht wurde. Auch besuchte ich die Einwohner, die mir natürlich sämtlich bekannt waren, und machte die ersten Versuche der Seelsorge. Hier kam ich auch zuerst mit dem Evang. Bunde in Berührung, dessen begeisterter Anhänger der junge Blankenburger Pfarrer war, und schloß mich demselben als Mitglied an.

### *Vikar in Soldin*

Da die dauernden Bewerbungen um vakante Pfarrstellen in ganz Deutschland, die im Laufe der Zeit in die Hunderte gingen, immer wieder ergebnislos verliefen, richtete ich an das Brandenburgische Konsistorium die dringende Bitte, mich doch irgendwie im kirchlichen Dienst zu beschäftigen. Daraufhin wurde ich nach langer Wartezeit zum 1. Oktober 1898 dem Superintendenten und Oberpfarrer Gloetz in Soldin in der Neumark als „Lehrvikar“ überwiesen. Hier wurde ich mit offenen Armen empfangen; denn der 2. Geistliche der Stadt (Archidiakonus, einen Diakonus gab es nicht) war ein schwerkranker Mann, so daß der Oberpfarrer dringend der Hilfe bedurfte, zumal er auch Kreisschulinspektor war. Ich kam hier in eine schöne Arbeit, die von meinem Vorgänger, dem späteren Generalsuperintendenten von Berlin, *D. Karow*, sorgfältig aufgebaut war. Mir wurde sogleich der ganze Kindergottesdienst mit Vorbereitung des Helferkreises zugewiesen, ich hatte wöchentlich eine Bibelstunde zu halten, die Konfirmanden des Archidiakonus zu unterrichten, in seinem Sprengel die Kranken zu besuchen und habe nicht weniger als 56 Beerdigungen gehalten, die den „Havika“, wie er bei Jung und Alt hieß, in der Gemeinde sehr bekannt machten. Wenn der Superintendent verreist war, hatte ich den Gottesdienst im „Dom“ zu halten und auch die Taufen zu vollziehen. Da der Archidiakonus im Sommer verstarb, wurde meine Zeit in Soldin auf

Antrag des Superintendenten bis zum Ende des Jahres 1899 verlängert. So erlebte ich die Jahrhundertwende noch in Soldin und werde den Mitternachtsgottesdienst auf dem Marktplatz nie vergessen.

Ich schied schweren Herzens aus Soldin, denn ich stand nun wieder vor dem Nichts und mußte mich nach einer neuen Hauslehrerstelle umsehen. Ich fand sie in Herzershof bei Manschnow im Oderbruch bei Herrn Rittergutsbesitzer *Sarre*, wo ich 3 Kinder zu erziehen hatte. Am kirchlichen Leben der Parochie Manschnow und des Kirchenkreises Seelow nahm ich regen Anteil und predigte öfters in Manschnow, Gorgast und sonst. Auf Rat von Herrn Superintendent Gloatz bewarb ich mich um die ausgeschriebene Archidiakonatsstelle in Soldin, wurde aber vom Gemeindepfarrer nicht gewählt, da die Mehrzahl seiner Mitglieder der Loge angehörte, welcher meine Predigten nicht zugesagt hatten, und dem engen Einvernehmen mit dem Superintendenten nicht wünschenswert war. Mein Ephorus, Superintendent *D. Feldhahn* in Seelow, war mir sehr zugetan und wünschte, mich in seinem Kirchenkreise zu beschäftigen. Ehe es aber dazu kam, wurde ich von dem Gutsnachbarn von Herzershof, Reichsgraf Günther *Finck von Finckenstein* auf Reitwein, in die vakante Pfarrstelle seiner schlesischen Herrschaft Triebusch Kreis Guhrau berufen.

#### *Pfarrer in Triebusch*

So kam ich am 4. Mai 1901 nach Schlesien und diese Kirchenprovinz wurde meine Wahlheimat. Am 12. Juni wurde ich vom Generalsuperintendenten *Nehmitz* in der Magdalenenkirche zu Breslau ordiniert und alsbald von Herrn Superintendent *Karl Krebs* in Herrnstadt in das Evangelische Pfarramt Triebusch Kreis Guhrau bei Bojanowo Kreis Rawitsch eingeführt.

Am 3. Juli 1901 fand in der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche in Berlin-Charlottenburg meine Hochzeit statt mit der Lehrerin Fräulein Margarete *Geyer*, einer Pfarrerstochter aus Kuhz in der Uckermark, mit der ich bereits sieben Jahre verlobt war.

Den beiden neuen Einwanderern präsentierte sich die neue Heimat in ihrem flachsten und landschaftlich reizlosesten Teil, da wo der eintönige Landgraben die imaginäre Grenze zwischen den preußischen Provinzen Schlesien und Posen bildete, von der freundlichsten Seite. Triebusch ist ein schmuckes Bauendorf, das den Charakter seiner deutschen Gründung unverkennbar an der Stirn trägt. Die Kirche steht neben dem Dorfe auf dem Friedhof, der sich unmittelbar an die Pfarrei anschließt, etwa in seiner Mitte. Äußerlich schlichter Putzbau mit rechteckig geschlossenem Chor und hölzernem Renaissanceturm mit zwei Durchsichten, ist sie inwendig ein Kleinod. Alle drei Hauptgegenstände der Inneneinrichtung eines Gotteshauses, Altar, Kanzel und Taufständer

sind hervorragende Kunstdenkmäler im Stil der Frührenaissance, aus Holz hergestellt mit reichem figürlichem Schmuck versehen. Der im ganzen 5,18 Meter hohe Altaraufbau trägt als Hauptbild das Heilige Abendmahl und wird gekrönt von dem triumphierenden Christus. Kanzel und Kanzeldeckel sind reich geschnitten und gleichen in Farbe und Stil dem Altar. Der Taufständer mit sechseckigem Querschnitt paßt genau zu Altar und Kanzel. Es soll in Schlesien noch mehrere solcher Altäre und Kanzeln und noch einen solchen Taufständer geben, aber alle drei zusammen finden sich allein hier.

Das Kirchspiel ist ein Unikum ohne Filiale und Ausbauten mit kaum 600 Seelen. Sein kirchliches Leben stand weit über dem Durchschnitt; denn es war immer von tüchtigen Pastoren sorgfältig betreut. Mein zweiter Vorgänger war der als Übersetzer des Neuen Testamentes bekannt gewordene Dr. Heinrich Wiese, der von Triebusch nach Grönowitz ging. Der sonntägliche Kirchenbesuch lag zwischen 30 bis 40% der Gemeindeglieder. An Festtagen waren die 250 Sitzplätze, welche nach Einbau der Orgel übrig geblieben waren, voll besetzt. Der Abendmahlsbesuch belief sich auf 104%, da die meisten Gemeindeglieder zweimal im Jahr zum Tisch des Herrn gingen. Die Anmeldung zum Heiligen Abendmahl und zur vorhergehenden Beichte war noch üblich, wenn sie auch zum Teil durch die Schulkinder erfolgte. Tauf- und Trauverweigerungen kamen nicht vor, ebensowenig Eigentumsdelikte. Zank und Streit gab es wenig, dafür aber viel nachbarliche Hilfsbereitschaft. Daß die gräfliche Familie der Patronatsherrschaft in den Wochen und Monaten, in denen sie am Orte weilte, mit ihren Angestellten Sonntag für Sonntag teilnahm und z. B. am Bußtag auch mit der Gemeinde zum Heiligen Abendmahl ging, war selbstverständlich. Die erste Aufgabe, die der neue Pastor zu lösen hatte, war der Bau einer neuen Schule, da sich die Volksschule am Ort zu einer dreiklassigen mit zwei Lehrkräften entwickelt hatte. Weil der Kirchenpatron Bauherr war, ging der Aufbau reibungslos vonstatten.

Dann warf das am 8. Juni 1906 bevorstehende 300jährige Jubiläum des Gotteshauses die Schatten seiner Vorbereitung voraus. Es war zugleich Erinnerungsfeier an die vor 500 Jahren stattgefundene Gründung des deutschen Dorfes und sollte nach dem Wunsche der Patronatsherrschaft feierlich begangen und die Kirche aus- und inwendig baulich und künstlerisch gründlich erneuert werden. Das gab viel Schreiberei mit kirchlichen und weltlichen Behörden, dem Herrn Provinzialkonservator der Kunstaltermümer, Künstlern und Sachverständigen, sowie dem Staatsarchiv und der Breslauer Stadtbibliothek. Weil das 300jährige Kirchenjubiläum zugleich als 500jähriges Ortsjubiläum begangen werden konnte und sollte, und da ich in meinem Pfarrarchiv brauchbare Unterlagen vorfand, beschloß ich, eine „Triebuscher Chronik“ zu schreiben und der Gemeinde den Schatz ihrer Vergangenheit zu erschließen. Der Wunsch, die Ortsgeschichte in die allgemeine einzugliedern, um sie dem schlichten Leser verständlicher, anziehender und plastischer zu machen, erforderte ein ein-

gehendes Studium der schlesischen Profan- und Kirchengeschichte, zu dem ich bisher weder Veranlassung noch Gelegenheit gehabt hatte. So ist mir die Zeit bis zum Jubiläum nicht lang geworden.

Um es gleich vorwegzunehmen, die „Triebuscher Chronik“ hat seitens der Sachverständigen und Fachleute eine gute Beurteilung gefunden und ist auf Kosten des Kreises Guhrau-Herrnstadt an alle seine Schulbibliotheken verteilt worden. Die höchste Anerkennung war mir, daß Generalsuperintendent *D. Nottebohm*, der ja auch erst 1905 nach Schlesien gekommen war, sagte, daß er aus der „Triebuscher Chronik“ die ersten Grundlagen seiner Kenntnisse der schlesischen Welt- und Kirchengeschichte gewonnen habe.

Der Jubiläumstag, der 8. Juni 1906, war der größte Festtag, den ich in meiner Amtszeit erlebt habe. An ihm war der kleine Ort Triebusch der Mittelpunkt der Provinz Schlesien. Der Oberpräsident *Graf von Zedlitz-Trütschler*, der Regierungspräsident von *Holwede* und der Landrat des Kreises, *Herr von Ravenstein*, waren Gäste des Grafen. Ebenso die Vertreter der Kirchenbehörde: Generalsuperintendent *D. Nottebohm* und der Präsident des Königlichen Konsistoriums der Provinz Schlesien *Paul Schuster*, der Superintendent und die Geistlichen des Kirchenkreises Guhrau-Herrnstadt, sowie die beiden benachbarten Amtsbrüder aus Bojanowo.

Der Verlauf des Festes war folgender: Im Vormittagsgottesdienst hielt ich die Jubelpredigt und dann der Generalsuperintendent eine Ansprache an die Gemeinde über den gegenüber dem Altar angebrachten Spruch Psalm 111, 4: „Er hat ein Gedächtnis gestiftet seiner Wunder, der gnädige und barmherzige Herr.“ An den Gottesdienst schloß sich die Einweihung des alten restaurierten Schulhauses zu einer von der Gräfin Henriette Finck von Finckenstein geborene Gräfin von der *Schulenburg*, gestifteten Diakonissenstation. Die Weiherede hielt ich über den Spruch 5. Mose 33, 25: „Dein Alter sei wie Deine Jugend“ und dann führte Pastor *Ulbrich jun.* zwei Schwestern des Diakonissenmutterhauses Bethanien-Breslau in ihr Amt ein, die eine als Gemeindeschwester, die andere als Kindergartenschwester. Nach dem Essen im Schloß und einer Mittagspause, bei der auch sämtliche Häuser des Dorfes auswärtige Gäste hatten, wurde auf dem festlich geschmückten Dorfanger eine Volksversammlung veranstaltet. Nach meiner Eröffnungsansprache, bei der natürlich die Ortsgeschichte zu ihrem Recht kam, wurden von den Ehrengästen, den Mitgliedern des gräflichen Hauses, dem Ortsvorstand, Pfarrer und Gemeinde fünf Eichen gepflanzt zur Erinnerung an das halbtausendjährige Bestehen des Dorfes und als Symbol für eine glückliche Zukunft. Sodann hielt der Oberpräsident eine Ansprache an die Dorfgemeinde und ermahnte sie zum treuen Festhalten an ihrem Deutschtum und ihrem evangelischen Glauben.

Nach diesem Festtag kam ich mir wie pensioniert vor und suchte neue Beschäftigung. Ich fand sie im Studium der Geschichte der Äußeren Mission

und in ihrer praktischen Mitarbeit. Da ich bald mit Vorträgen hervortrat, wurde ich am 1. 7. 1907 mit Genehmigung des Königlichen Konsistoriums zum Provinzial-Missionssekretär ernannt und trat damit in den Vorstand des Schlesischen Provinzialvereins für die Berliner Mission ein.

Noch einen großen kirchlichen Festtag habe ich in Triebusch erlebt. Es war der Himmelfahrtstag des Jahres 1909. Er bildete den Höhepunkt der Generalkirchenvisitation, welche von Generalsuperintendent D. Nottebohm und der von ihm ernannten Generalkirchenvisitationskommission abgehalten wurde und zugleich das jährliche Kreismissionsfest des Kirchenkreises Guhrau-Herrnstadt. Zu diesem Tage war auch wieder Konsistorialpräsident *Schuster* erschienen. Ich hielt die Visitationspredigt als Himmelfahrtspredigt und bei dem am Nachmittag stattfindenden Missionsfest den Bericht. Da auch dieser Festtag sehr eindrucksvoll verlief, betrieb von ihm ab die Kirchenbehörde meine Versetzung in eine Ephoralstelle der Kirchenprovinz. Die Berufung in die Ephorie Goldberg lehnte ich ab, weil der Superintendent auf einer Landstelle (Wilhelmsdorf-Gröditzberg) saß und wohl oder übel Landwirtschaft treiben mußte. Das hätte mir zwar persönlich gut gelegen, erschien mir aber als eine Verkürzung der Wortverkündigung und eine Behinderung der intensiven Teilnahme am kirchlichen Leben der Provinz. Außerdem hätte ich meine Töchter aus dem Hause geben müssen. Nachdem sich noch meine Berufung nach Steinau aus persönlichen Gründen zerschlagen hatte, hielt ich auf Anordnung des Konsistoriums am Trinitatsonntag 1915 eine Präsentationspredigt in Ohlau und wurde im Oktober desselben Jahres als Ephorus, Pastor primarius und Militärseelsorger des Husarenregiments von *Schill* eingeführt.

#### *Superintendent in Ohlau*

Der Abschied aus Triebusch ist mir nicht leicht gefallen; denn ich habe dort 12 gesegnete Amtsjahre verlebt und ein glückliches Familienleben geführt. Es ist der Geburtsort meiner drei ältesten Töchter (geboren 1902, 1904 und 1907), die dort eine ungetrübte gesunde Kindheit und, wenigstens die beiden ältesten, ihre erste Schulzeit verlebt haben. Allein der größere Wirkungskreis entsprach doch meiner Arbeitsfreudigkeit, so daß ich gern dem Rufe Folge leistete.

Als nach kaum zehnmonatiger Wirksamkeit in Ohlau der erste Weltkrieg ausbrach, hatte ich den sehnlichen Wunsch, mit meinen braunen Husaren ins Feld zu ziehen. Als ich deswegen persönlich auf dem Konsistorium vorstellig wurde, bekam ich aber vom Herrn Präsidenten selber eine so schroffe Ablehnung wie nie vorher oder nachher. Das wäre eine schöne Bescherung für die Kirche, meinte er, wenn alle jungen Superintendenten mit ins Feld ziehen wollten! So mußte ich zu Hause bleiben und meine vier Schwadronen Schill-

husaren, die bald nacheinander abrückten, in bewegten Abschiedsfeiern aussegnen. An Arbeit hat es dann in Ohlau allerdings nicht gefehlt. In allen großen Sälen der Stadt wurden Lazarette und Kriegsversehrten-Heilstätten mit zusammen 3000 Betten eingerichtet, die von den drei Ortgeistlichen betreut wurden. Außerdem stellte das kirchliche Leben große Anforderungen. Die Kriegsbetstunden, erst täglich, dann wöchentlich, die mehrfachen Kriegsbuß- und -Bettage, die zahllosen Kriegstrauungen und Abendmahlsfeiern mit ins Feld rückenden Gemeindegliedern und ihren Angehörigen, sowie die Lazarettgottesdienste erforderten viel Vorbereitungen, ihre sehr zahlreiche Inanspruchnahme aber bereitete viel Freude. An jedem Sonntag war die Kirche mit ihren tausend Sitzplätzen überfüllt.

Wir lebten uns in Ohlau schnell ein. Der Krieg brachte die Menschen zusammen. Die führenden Frauen der Stadt fanden sich in der gemeinsamen Kriegsarbeitsgruppe. Die drei Töchter besuchten in der „Dorotheenschule“ eine sehr gute Mädchenmittelschule und bekamen im September 1916 noch ein Schwesternchen.

Auch die Arbeit im Kirchenkreise war recht erfreulich. Die Ephoralvisitationen — wenigstens jährlich in 3 Parochien — waren Evangelisationen im besten Sinne des Wortes. Der jährliche Herbstkonvent der Geistlichen in der Superintendentur war eine große Familienfeier, ihr Mittelpunkt das gemeinsame Abendmahl, an dem auch sämtliche Pfarrfrauen und die erwachsenen Kinder, soweit sie zu Hause waren, teilnahmen. Als Pastor Vetter-Heidau als Hauptmann an der Spitze seiner Kompagnie fiel, rückten die Pfarrhäuser noch näher zusammen. Es war eine Lust, Pastor und Ephorus zu sein. Wenn der Kirchenkreis Ohlau einmal einer wirklichen Erweckung nahe war, dann in dieser Zeit vom 1. August 1914 bis Mitte Juni 1917. Dann freilich kamen Stillstand und Rückschritt. Mit der immer ernster werdenden militärischen Lage und der schwindenden Aussicht auf einen glücklichen Ausgang des Krieges lebten die politischen Parteien und ihre Gegensätze wieder auf und damit auch die widerchristlichen und antikirchlichen Ideen und Tendenzen. Es ging aber im Kirchenkreise Ohlau damit nur langsam und glimpflich voran. Erst die Revolution von 1918 störte bei einem Teil der Bevölkerung die religiösen und kirchlichen Bindungen. Sie wurde nicht von Kreisinsassen gemacht. Die Umstürzler kamen direkt von den meuternden Matrosen in Kiel nach Ohlau, besetzten das Rathaus und ergriffen die Herrschaft. Mit dem ihnen bald zulaufenden „Anhang“ veranstalteten sie Demonstrationen vor den Wohnungen des Landrats und Bürgermeisters und „riefen dieselben heraus“, setzten sie aber nicht ab. Zu mir kamen sie nicht. Es war ihnen gesagt worden, daß ich ihrer Forderung, vor ihnen zu erscheinen, sicher nicht Folge leisten würde. Da gingen sie einem Konflikt aus dem Wege. Auch der Sonntagsgottesdienst unmittelbar nach den Revolutionstagen verlief ohne Störung, trotzdem ich meiner Predigt den Text Apostelgeschichte 19, 23—40 („Aufruhr des Goldschmiedes

Demetrius“) zu Grunde legte. Die Herrschaft des „Soldatenrats“ war stürmisch, aber dauerte nur kurze Zeit. Im Anfang des Jahres 1919 kamen Kreis- und Stadtverwaltung wieder in Ordnung, und es trat Ruhe ein.

Der Kreis Ohlau ist in kirchlicher Hinsicht durch die Revolution von 1918/19 verhältnismäßig wenig betroffen worden, jedenfalls erheblich weniger als viele andere schlesische Kreise, z. B. Waldenburg, Liegnitz, Brieg, Schweidnitz, Hirschberg. Von Freidenkertum und Gottlosenbewegung war nicht die Rede, Kirchenaustritte in nennenswerter Zahl kamen nicht vor. Konkurrenzunternehmungen gegen die Kirche, wie freie Kindergärten, Gewinnung der Jugend durch den „Bund der Kinderfreunde“, Schaffung der Arbeiterwohlfahrt als Ersatz für evangelische Diakonie und katholische Caritas kamen nicht in Frage. Beide großen konfessionellen Schulen blieben infolge der treukirchlichen Einstellung ihrer Rektoren und der Mehrheit der Lehrerkollegien völlig intakt. Abmeldungen vom Religionsunterricht erfolgten nicht, von Einrichtung einer weltlichen Schule konnte nicht die Rede sein. Auch das Sektenwesen, das in vielen Teilen der Provinz geradezu überhand nahm, blieb in erträglichen Grenzen. Nur die „Ernsten Bibelforscher“ und „Weißenberger“ sowie die „Adventisten“ machten sich breit und entwickelten eifrige Propaganda, ohne den gewünschten Erfolg. Von den zahllosen anderen Sектen gab es nur einzelne Fälle. Der besonders bösartige „Tannenbergbund“ fand keinen Boden. Die Gemeinschaftsbewegung, deren Mitgliederzahl freilich gewachsen war, blieb, auch als sie stark unter amerikanischen Einfluß geraten war, der Landeskirche freundlich und beteiligte sich z. B. an den jährlich veranstalteten Evangelisationen von der Dauer einer Woche. Die Stadt Ohlau behielt ihren kirchenfreundlichen Bürgermeister, ihren in der Mehrheit bürgerlichen Magistrat und eine Stadtverordnetenversammlung, der auch der Superintendent als Mitglied angehörte und in der es keine radikalen Elemente gab.

Als die Inflation ihren Höhepunkt erreichte, brachte sie natürlich auch die Häuser der Geistlichen und Kirchenbeamten in die größten finanziellen Schwierigkeiten. Es fehlte oft an Mitteln, um auch nur ein Brot einzukaufen. Aber die Gemeinden haben ihre Pfarrer- und Kantorenfamilien nicht im Stich gelassen und immer mit dem Nötigsten versorgt. Im ganzen Kirchenkreise war kein Pfarrer genötigt, wie in anderen Landesteilen, z. B. Sachsen und Thüringen, sich zeitweilig einen anderen Beruf zu suchen, um nicht zu verhungern.

Doch nun zurück zu meiner Person! Für den unentwegten Preußen war der Zusammenbruch der Monarchie nicht nur ein schwerer politischer, sondern auch ein ganz tiefer persönlicher Verlust, der mit der Umstellung auf die Demokratie auch in fast vier Jahrzehnten nicht überwunden werden konnte. In kirchlicher Hinsicht war der Fortfall des Summepiskopats des fürstlichen Landesbischofs erträglich, da er die letzten schon gelockerten Bindungen an den Staat föllig beseitigte. Die Kirche bekam ihre lang erstrebte Freiheit und

konnte ihre Angelegenheiten selbständig durch Synoden die von ihnen gesetzten Selbstverwaltungsorgane nach evangelischen Grundsätzen regeln. Der bisherige „Königliche Superintendent“ schloß sich nun der kirchlichen Gruppe der „Positiven Union“ an und arbeitete in ihr nach Kräften am Aufbau der Kirche und Gestaltung ihrer neuen Verfassung mit. Obwohl im tiefsten Grunde überzeugter Pietist und unter dem Einfluß meiner herrnhutisch erzogenen Mutter von Kindesbeinen an unter dem Einfluß der Brüdergemeine, hatte ich aus dem Neuen Testament die Erkenntnis gewonnen, daß ein Jünger Jesu Christi sich auch um Politik zu kümmern und dem Staate für die Erziehung seiner Bürger zu Gottesfurcht und Moral zur Verfügung zu stellen habe. So wendete ich mich nun auch der Politik zu.

Ich beteiligte mich an der Gründung der Deutschnationalen Volkspartei in Schlesien mit und schuf ihre zweite Kreisgruppe in Ohlau (die erste hatte ein christlich gesinnter Rechtsanwalt in Militsch gegründet) und gehörte ihrem „Elferrausschuß“ an, solange sie bestand. Die praktische Führung der Kreisgruppe Ohlau der Deutschnationalen Volkspartei konnte ich natürlich nicht persönlich übernehmen und mußte sie in zuverlässige befreundete Hände des im ganzen Kreise sehr angesehenen Stadtgutsbesitzers legen, blieb aber ihr *spiritus rector*, solange sie bestand. Ich sammelte auch meine Amtsbrüder und schuf eine „deutschnationale evangelische Pfarrerschaft in Mittel- und Niederschlesien“. Durch dieselbe wurde ich als Abgeordneter in den „Schlesischen Provinziallandtag“ gewählt, habe in demselben die christlichen und kirchlichen Belange vertreten und schwere kulturelle Kämpfe mit der großen Fraktion der damals sehr antikirchlich eingestellten Sozialdemokratie und sieben dem Landtag angehörenden Kommunisten geführt.

Bei den treuen Kirchenleuten meines Kirchenkreises fand diese Tätigkeit durchaus Beifall und trug mir viel Anerkennung ein. Bei den Sozialdemokraten, deren Zahl auch im Kreise Ohlau zunahm, fand sie naturgemäß schärfste Verurteilung, aber der Schaden war erträglich, da sie ohnehin kirchenfeindlich gesinnt waren. Im Gemeindekirchenrat von Ohlau befand sich nur ein Werk-tätiger, wie man heute sagen würde, und der war nicht Sozialdemokrat.

Als es im Zusammenhang mit den katholischen Konkordaten in Bayern (1925) dort auch zu einem evangelischen Kirchenvertrag mit dem Staat kam, tauchte die Frage auf, ob nicht auch für die Preußische Landeskirche ein solches „evangelisches Konkordat“ erstrebenswert sei. Ich durchdachte die Frage und bejahte sie. Ich hielt es für die gegebene Aufgabe des Evangelischen Bundes, in dessen Schlesischem Hauptverein ich seit 1913 stellvertretender Vorsitzender war, diese Angelegenheit zu betreiben und brachte sie dort zur Sprache. Aber der Zentralvorstand des Gesamtbundes in Deutschland lehnte einen Kirchenvertrag ab und auch der Schlesische Hauptverein unter der Führung von Universitäts-Professor Dr. Georg Hoffmann schloß sich dieser Entscheidung an.

Ich blieb aber meiner Meinung treu und schrieb als Mitglied der Schlesischen Provinzialsynode und der Generalsynode eine Broschüre: „Die Konkordatsfrage in neuer Beleuchtung“ (Breslau 1928), in der ich nachwies, daß auch für die Evangelische Kirche altpreußischer Union ein „Kirchenvertrag“ notwendig sei, um ihre Ansprüche gegenüber dem Staat festzulegen und staatsrechtlich zu sichern. Sie wurde vom Evangelischen Presseverband herausgegeben und fand erhebliche Beachtung. Bei der Entscheidung der Generalsynode für die Abschließung des Kirchenvertrages hat sie eine entscheidende Rolle gespielt.

Meine Missionsfreunde, namentlich im Schlesischen Provinzialverein für die Berliner Mission, den ich führte, und in der Schlesischen Missionskonferenz, in der ich den stellvertretenden Vorsitz innehatte, die mich in erster Linie für sich in Anspruch nahmen, haben mir die Arbeit im Evangelischen Bund nicht gerade verübelt, aber sie als abseitig angesehen und mich vor Zersplitterung gewarnt. So ernst ich das nahm, ließ ich mich doch nicht beirren und bin meinen Weg gegangen. Ich war nie für Einseitigkeit zu haben, und meine Arbeit in der Kirche hatte von Anfang an einen ökumenischen Zug, längst ehe das Wort Ökumene eine so überragende Bedeutung wie heute gewann. Ich hielt die Arbeit des Evangelischen Bundes für unentbehrlich und wollte den Einfluß, den ich in seiner Führung gewonnen hatte, für ihre gesunde biblische Ausrichtung — der führende Mann, Universitätsprofessor Dr. Georg Hoffmann, führte die Mittelpartei, während ich die „Positive Union“ vertrat, so daß wir uns ergänzten — in der Leitung einsetzen; aber ich wollte auch den Freunden des Evangelischen Bundes Verständnis für die Bedeutung der Äußeren Mission, das ihnen zum großen Teil fehlte, öffnen.

So habe ich es erreicht, daß die Schlesische Hauptversammlung des Jahres 1929 in Waldenburg ihren Blick in die Ferne lenkte und ich das Hauptreferat über das Thema: „Auf evangelischer Wacht in der Weltmission“ halten durfte und die drohende Überflutung der deutschen evangelischen Äußeren Mission durch die in stärkstem Aufschwung begriffene katholische deutsche Äußere Mission darlegen konnte. Der Blick nach innen kam dadurch nicht zu kurz, denn Pfarrer D. Niemöller-Elberfeld, der Vater von D. Martin Niemöller, hielt am nächsten Tage die packende Festrede: „Des evangelischen Christen Ja und Nein!“

Als das Jahr 1930 dem Schlesischen Hauptverein den schweren Verlust seines Gründers (1887) und Führers, Universitätsprofessor Propst D. Hoffmann, brachte, wurde ich, der ich seit 1913 als Vertreter neben ihm gestanden hatte, vom Hauptvorstand, welcher satzungsgemäß den neuen Vorsitzenden zu wählen hatte, einstimmig zu seinem Nachfolger bestimmt — und nahm die Wahl an! Das hat bei nicht wenigen meiner Freunde Kopfschütteln erregt und sie hatten allen Grund dazu. Neben meinen Ohlauer Ämtern war ich Führer des Schlesischen Provinzialvereins für die Berliner Mission, 2. Vorsitzender der Schle-

sischen Missionskonferenz, vor allem Präses der Schlesischen Provinzialsynode und Vorsitzender des Schlesischen Provinzialkirchenrates, sowie Mitglied des Kirchensenats. Um mir trotzdem die Übernahme der Bundesführung zu ermöglichen, stellte der Hauptverein des Schlesischen Bundes den bisherigen Schriftführer, Pastor prim. Müller-Osten von der Königin-Luise-Gedächtniskirche in Breslau als „geschäftsführenden Vorsitzenden“ an meine Seite, der dieses Amt, dienstbereit wie immer, übernahm. Außerdem wurde zum Beisitzer des Präsidiums Pfarrer Walter Rohr-Jauer, gewählt und zu seinem Stellvertreter Städtischer Kirchenrat Pastor prim. Friedrich Müller von St. Salvator in Breslau. Ich ließ mir diese Umgestaltung der Leitung des Schlesischen Haupvereins gefallen, nicht etwa, weil ich den Ehrgeiz hatte, nach der langen Zeit des stellvertretenden Vorsitzes nun auch die Leitung zu übernehmen, sondern weil ich es im Interesse der gesamten Schlesischen Kirche für dringend erforderlich hielt, daß die letztentscheidende Bundesführung in die Hand eines Angehörigen der kirchlichen Gruppe der „Positiven Union“ gelangte; denn ich sah für die Kirche sehr kritische Zeiten heraufziehen, in denen eine theologisch möglichst rechts eingestellte Führung von allerhöchster Wichtigkeit werden konnte.

#### *Präses der Schlesischen Provinzialsynode*

Inzwischen hatte mich das Jahr 1929 auf die Höhe meines Amtslebens geführt. Die 19. Schlesische Provinzialsynode hatte mich zu ihrem Präses gewählt. Ich bekam die überwältigende Mehrheit der Stimmen, mein Gegner, der Führer der konfessionellen Gruppe Graf Julius von Seidlitz-Sandretzky auf Olbersdorf Kreis Reichenbach/E. nur etwa 80. Das kam mir nicht überraschend. Ich sah die Möglichkeit kommen und wünschte mir ihre Verwirklichung. Deshalb habe ich zweimal die Berufung in das Konsistorium abgelehnt. Der Posten des Präses war mir lieber als der des Konsistorialrates, weil er selbständiger und umfassender ist. Man könnte mir nachsagen, daß ich aus Ehrgeiz die Führung in der Provinzialkirche erstrebt hätte, aber die Bezeichnung „aus Ehrgeiz“ müßte ich ablehnen. Es war mehr. Die langjährige erfolgreiche Leitung großer Verbände hatte mir das Bewußtsein gegeben, daß die Führergabe meine sonst ehrlich empfundene Mittelmäßigkeit übertrage, und die Mitarbeit im Provinziallandtag und auf den Synoden hatte mir gezeigt, daß ich parlamentarisches Fingerspitzengefühl besaß. So fühlte ich mich zur Kirchenleitung berufen und nahm diese Berufung aus der Hand des Herrn der Kirche. Nach meiner Kenntnis ist nur in 2 beachtlichen Publikationen von meiner Tätigkeit als Präses der Schlesischen Provinzialsynode die Rede. Die eine ist das bekannte Buch von D. Dr. Martin Schian: „Kirchliche Erinnerungen eines Schlesiers“ (Verlag für Sippenforschung und Wappenkunde C. A. Starke in Görlitz 1940), die andere die „Schlesische Kirchengeschichte“ von Lic. Hellmuth Eberlein, 3. Auflage. (Verlag der Schles. Evang. Zentralstelle Goslar 1952.) Beide Er-

wähnungen sind kurz genug, um hier einen Platz zu finden. Schian schreibt (S. 176), nachdem er von seinem Freundschaftsverhältnis mit meinem auch mir befreundeten Vorgänger Präses Emil Kraeusel gesprochen hat: „An Kraeusels Stelle wählte die Provinzialsynode 1930 (es war aber schon 1929) den Ohlauer Superintendenten Erich Schultze zum Präses. Mit ihm verbanden mich keine älteren Beziehungen, aber das gegenseitige Verständnis wurde gleichfalls recht gut. Er gehörte (wie auch Kraeusel) zur Gruppe der Positiven Union; wir zogen aber durchaus an *einem* Strange. Er hat mit großem Eifer das Amt versehen und das Wohl der Kirche zur alleinigen Richtschnur seines Handelns gemacht.“

Bei Eberlein heißt es unter dem Abschnitt „Führende Persönlichkeiten“, in dem die beiden Generalsuperintendenten D. Martin Schian und D. Otto Zänker, Konsistorialpräsident Bender, die Konsistorialräte Hembd und Schultz, Kirchenpräsident D. Voss in Kattowitz und der Leiter des Pfarrervereins Superintendent D. Repke-Michelau behandelt wurden: „Sup. Erich Schultze, der 2. Nachfolger Eberleins als Präses der Provinzialsynode, förderte mit warmem Herzen und mit geschickter Hand die Sache des Evangelischen Bundes wie der Berliner Mission.“

So freundlich und anerkennend für meine Person und Tätigkeit beide Äußerungen sind, bedürfen sie doch inhaltlich einer sachlichen Ergänzung, die ich allein aus intimster Kenntnis noch geben kann, da alle oben erwähnten Persönlichkeiten und alle Mitglieder meines Provinzialkirchenrates inzwischen verstorben sind, und die ich mich deshalb nolens volens zu geben entschließen muß, um der geschichtlichen Wirklichkeit zu ihrem Recht zu verhelfen, wobei ich mich der sorgfältigsten Objektivität befleißigen will und nur die Tatsachen sprechen lasse.

Schon mein 2. Vorgänger im Präsesamt, der erste geistliche Präses der Schlesischen Provinzialsynode Dr. Gerhard Eberlein, Superintendent in Strehlen, der Vater des Kirchenhistorikers, hatte das Bestreben, das synodale Kirchenregiment der kirchlichen Verfassung entsprechend, die er maßgeblich mitgestaltet hatte, zu verwirklichen, und durch seine imponierende Persönlichkeit und seine theologische Tüchtigkeit war es ihm weitgehend gelungen, das konsistoriale Kirchenregiment, das bis dahin noch ausschlaggebend im Leben der Kirche war, erheblich zugunsten des synodalen einzuschränken, ohne daß es zu Konflikten gekommen wäre. Sein Nachfolger Präses Emil Kraeusel, der mir sehr nahe stand, ging in seinen Bahnen, war aber zurückhaltender, um Komplikationen zu vermeiden, so daß D. Schian an der angegebenen Stelle in seinen „Erinnerungen“ von ihm schreibt: „Seine Art, die Sitzungen zu leiten, hätte wohl noch einen Schuß beschleunigender Energie brauchen können, aber sie war freundlich und sachlich. Ich denke an die Präseszeit mit Kraeusel gern zurück.“

Als ich das Präsesamt antrat, nahm ich mir vor, nach Möglichkeit das synodale Kirchenregiment auf die Höhe zu führen, die ihm verfassungsmäßig zukam

und auch etwa eintretende Schwierigkeiten in Kauf zu nehmen. Ich nahm mir D. Gerhard Eberlein, der mir sehr wohlwollte, und zu dem ich in hoher Verehrung als meinem Lehrmeister aufblickte, zum Muster, so daß er mir immer vor Augen stand.

Die kirchliche Lage, die ich vorfand, war folgende: Die beiden *Generalsuperintendenten*, D. Dr. Martin Schian (Bezirk Liegnitz) und D. Otto Zänker (Bezirk Breslau und Oberschlesien), von denen Lic. Eberlein (a. a. O. S. 224) sehr zutreffend sagt, daß sie sich „beide sehr glücklich ergänzten, die Verkörperung von klarem Selbstbewußtsein und Festigkeit der eine, von Milde und Herzengüte der andere“, arbeiteten sehr einmütig miteinander und hatten die geistliche Leitung der Schlesischen Kirche in uneingeschränkter völliger Freiheit in ihren Händen. Sie hatten unbegrenzte Verkehrsmöglichkeit mit den Gemeinden und Superintendenten der Kirchenprovinz, dem Evangelischen Oberkirchenrat und dem Kirchensenat. Sie richteten nach eigenem Ermessen jeder für sich oder auch gemeinsam, nicht selten im Einvernehmen mit allen preußischen Generalsuperintendenten, die zu einem selbständigen Gremium zusammengeschlossen waren, Hirtenbriefe und Erlasse an die Kirchenprovinz. Die Generalkirchenvisitationen, die mehr und mehr den Charakter von Evangelisationen im großen Stil annahmen, waren ihre eigenste Angelegenheit, zu der aber der Synodalpräses und der Konsistorialpräsident eingeladen wurden, selbstverständlich teilnahmen und auch mitarbeiteten. So habe ich z. B. regelmäßig in beiden Sprengeln das im Rahmen der Generalkirchenvisitation nicht fehlende Missionsfest bedienen dürfen. An alledem hat sich in den Jahren 1929—1933 schlechterdings nichts geändert.

Mit dem Konsistorium waren die Generalsuperintendenten aufs engste verbunden; denn sie führten ja in demselben in zweijährigem Turnus abwechselnd den Vorsitz. Ihr ständiger Stellvertreter, der diese Vertretung „selbstständig unter eigener Verantwortung“ führte, in der Paxis also Leiter der laufenden Geschäfte des Konsistoriums war, war der Konsistorialpräsident Bender. Er ware ein liebenswürdiger Mann von angenehmsten Umgangsformen und ohne jede Prätension. Das Konsistorium war in erster Linie Aufsichtsbehörde für die Kirchengemeinden der Kirchenprovinz. Außerdem hatte es die Beschlüsse der Generalsuperintendenten und des Provinzialkirchenrates durchzuführen. Insofern war es Organ der Provinzialsynode. Diese Stellung erkannte Präsident Bender loyal an. Das Gesamtkollegium des Konsistoriums stand, wie mir durch die enge Beziehung mit meinem Jugendfreund Konsistorialrat Paul Hembd und jahrzehntelange Freundschaft mit dem Geheimen Konsistorialrat Schulz nicht verborgen blieb, der Einrichtung des Provinzialkirchenrates skeptisch bis ablehnend gegenüber. Dadurch wurde aber mein persönliches Verhältnis zu den Herren nicht berührt, sondern war durchaus freundschaftlich und kollegial.

Zu diesen beiden altgewohnten Gremien kam nun durch die Verfassungsurkunde für die Evangelische Kirche der altpreußischen Union von 1924 als ein Drittes an Stelle des bisherigen sogenannten „Erweiterten Konsistoriums“ der Provinzialkirchenrat, und diese Drei mußten sich nun, wie es D. Dr. Schian ausdrückte „nach den neuen Bestimmungen miteinander einleben“. Dieser Provinzialkirchenrat hatte 15 Mitglieder, wozu in Schlesien, um eine besondere Vertretung für Oberschlesien zu ermöglichen, ein 16. hinzukam. Von ihnen waren geborene Mitglieder: Der Präses der Synode, die beiden Generalsuperintendenten und der Konsistorialpräsident. Dazu kamen 8 von der Provinzialsynode gewählte Mitglieder und 4 des Konsistoriums, von denen eines der Oberkirchenrat bestimmte, das andere der Konsistorialpräsident für den einzelnen Fall, während die beiden anderen vom Konsistorium erwählt wurden.

Der Provinzialkirchenrat tagte, so oft ihn der Präses zusammenrief. Die Tagesordnung jeder Sitzung wurde gemeinsam vom Präses und Konsistorialpräsidenten aufgestellt. Die Referenten für die einzelnen Punkte — meist Mitglieder des Konsistoriums — wurden auch zur Zeit Krauels selbständig vom Konsistorialpräsidenten bestimmt. Da schaltete ich mich ein, weil ich die Einstellung der Herren Räte genau kannte, und wenn ich mit dem Vorschlag des Konsistorialpräsidenten nicht einverstanden war, ging er bereitwillig auf meine Wünsche ein. Die Herren Referenten mußten mir vor jeder Sitzung berichten, in welchem Sinne sie den von ihnen zu bearbeitenden Gegenstand der Tagesordnung behandeln und welchen Beschußantrag sie stellen würden. Die älteren Herren suchte ich in ihren Dienstzimmern auf, die jüngeren kamen zu mir auf mein Präseszimmer. So ging ich wohl gerüstet der Sitzung entgegen.

Die wichtigste Neuerung, die ich einführte, beruhte auf dem Tatbestand, daß die synodalen Mitglieder des Provinzialkirchenrates die Mehrheit in ihm hatten — wenn sie einig waren. Auf dieser Einmütigkeit beruhte ihre Macht. Diese war aber keine Selbstverständlichkeit, denn sie gehörten ja 4 verschiedenen Gruppen der Provinzialsynode an: 3 den Konfessionellen, 4 der Positiven Union, 1 der Evangelischen Vereinigung und 1 der Freien Evangelischen Vereinigung. Ihre Einmütigkeit zustande zu bringen, sah ich als meine vornehmste Aufgabe an, und sie gelang. Wir sahen alle von jeder fraktionellen Sondereinstellung ab und machten allein das Gesamtwohl der Kirche zu unserer gemeinsamen Richtschnur. So zogen wir unbeschadet der Gruppenzugehörigkeit alle an einem Strange. Am Vorabend der offiziellen Provinzialkirchenratsitzung, die morgens 9 Uhr im Sitzungssaal des Konsistoriums gehalten wurde, kamen wir, nur die synodalen Mitglieder, zu einer geschlossenen Sondersitzung zusammen und arbeiteten die ganze Tagesordnung sorgfältig durch bis wir uns Punkt für Punkt auf seine Behandlung geeinigt hatten. Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, ist es uns nur zweimal in den 4 Jahren nicht gelungen, zum Einvernehmen zu gelangen und dann wurde der fragliche Punkt von

der Tagesordnung abgesetzt. Nach dieser Vorarbeit hat die synodale Seite des Provinzialkirchenrates bei allen Beschlüssen, die er faßte, die Mehrheit gehabt und ihre Meinung durchgesetzt. So hat in meiner Präseszeit tatsächlich die Provinzialsynode durch ihren kirchenregimentlichen Ausschuß die schlesische Kirche regiert, soweit ihr das verfassungsmäßig zustand.

Bei diesem Tatbestand ist es erklärlich, daß kein Geringerer als Generalsuperintendent D. Dr. Schian in der Zeit seines Ruhestandes mehr als einmal ausgesprochen hat, daß in der Periode von 1929 bis 1933 das synodale Kirchenregiment in Schlesien seinen Höhepunkt erreicht habe, und ich darf wohl wagen, hinzuzufügen, allein in Schlesien; denn aus anderen Provinzen der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union ist bisher wenigstens Ähnliches nicht bekannt geworden.

In meiner Erinnerung liegen diese Jahre hinter mir wie ein glückliches Paradies ohne Schlange und Apfel; denn mir lag die Leitung der Kirche und erfüllte mich mit der frohen Befriedigung erfolgreicher Arbeit. Daß mir eine weitere Amtsperiode nicht beschieden war, ist der Schmerz meines Lebens und wird es bleiben bis zuletzt. Die Schuld daran trägt nicht die schlesische Provinzialkirche, sondern allein der Nationalsozialismus und seine Kirchenpolitik.

Davon muß ich leider nun noch reden; denn er hat meinem Leben den ärgsten Stoß versetzt und mich aus einer Bahn geworfen, die einem Höhenweg glich, über dem die ungetrübte Sonne leuchtete und mich in eine Sturmzone mit schweren Kämpfen und häßlichen Erlebnissen gestürzt, die mir nun das Dasein verbitterten.

#### *Begegnung mit Nationalsozialisten und Deutschen Christen*

Das erste Zusammentreffen mit den Nationalsozialisten hatte ich auf dem Schlesischen Provinziallandtag, wo sie bereits mit einer kleinen Gruppe vertreten waren. Um dieselbe zu einer Fraktion auszubauen, warben sie bei allen Abgeordneten um Mitgliedschaft, wofür nur die Bürgerlichen in Betracht kamen, denn von den Marxisten wollten sie nichts wissen. Sie haben sich auch um mich bemüht; ich habe ihnen aber die kalte Schulter gezeigt. Ihre Vertreter im Landtag konnten mir kein Vertrauen abgewinnen. Ihr übersteigerter Nationalismus und ihr fanatischer Antisemitismus stießen mich ab. Ich fühlte in ihnen Menschen, denen alles zuzutrauen war, was sich ja später als nur zu richtig erwiesen hat. Gegen „Religion“ waren sie nicht feindlich gesinnt, aber um „Kirche“ kümmerten sie sich nicht. Das kam erst später, als Adolf Hitler das „Positive Christentum“ proklamierte, dem ich von Anfang an schwer mißtraute, weil ich in ihm nur eine Leimrute sah, um Gimpel zu fangen. Die sorgfältige Lektüre von Hitlers „Mein Kampf“ und Rosenbergs „Mythos“ haben mich zu entschiedenem Gegner des Nationalsozialismus gemacht. Als „Vater

Hindenburg“ die Machtergreifung ermöglichte und begrüßte, war ich bei aller Verehrung für den Reichspräsidenten nicht in der Lage, in die Begeisterung einzustimmen. Als nach derselben die SA und die SS geschlossen an den Gottesdiensten teilnahmen und eine große Anzahl von Parteigenossen in die Kirche eintraten und Taufen und Trauungen nachholten, habe ich meinen hochverehrten Freund D. Zänker — leider vergeblich — davor gewarnt, dem seinen Segen zu geben, weil ich die Hoffnung nicht teilen konnte, daß das „Dritte Reich“ den antikirchlichen und antichristlichen Geistern der Zeit Einhalt gebieten würde. Daß das kein unfreundliches Vorurteil war, zeigte sich nur zu bald, als die nationale Erhebung in die national-sozialistische Revolution ausartete, die durch die „Deutschen Christen“ auch in die Kirche hineingetragen wurde.

Mit dieser „Glaubensbewegung Deutsche Christen“, deren Anfänge schon vor der Machtergreifung liegen, bin ich so früh, wie kein anderer, bekannt worden, weil ihr Begründer, Pfarrer Joachim *Hossenfelder* in Berlin, bei mir in Ohlau Lehrvikar war und ich mit ihm immer in Verbindung geblieben war, weil er sich als Vikar recht ordentlich erwies und in meiner Familie sehr wohlgeföhlt hatte, so daß er wie ein Kind im Hause war.

*Hossenfelder* war erst Pfarrer mehrerer Gemeinden in Schlesien, hatte sich aus nationaler Begeisterung den Nationalsozialisten angeschlossen, war inzwischen nach Berlin gekommen und zum Vorsitzenden des kulturpolitischen Reichsausschusses der Nationalsozialistischen Partei ernannt worden. Als er seine „Richtlinien für die Deutschen Christen“ entworfen hatte, schickte er mir den ersten Abzug derselben aus seiner Schreibmaschine nach Ohlau, damit ich sie „als sein Lehrmeister“ begutachten sollte. Ich bin daraufhin sofort zu ihm nach Berlin gefahren und habe mit ihm in vielstündiger ernster Aussprache die „Richtlinien“ durchgearbeitet. Ich konnte ihnen meine Zustimmung selbstverständlich nicht geben, da ich in ihnen die Keime einer verhängnisvollen innerkirchlichen Entwicklung sah, eine Befürchtung, die die Zukunft nur zu sehr bestätigen sollte. Wir sind in aller Freundschaft geschieden, aber er hat sich zu meinem Kummer nicht warnen lassen und seine „Richtlinien“ veröffentlicht. Ihr Bekanntwerden machte naturgemäß in Schlesien besonderes Aufsehen und hundertprozentige Nationalsozialisten begrüßten sie begeistert und setzten sich alsbald für sie ein, so die Pfarrer *Zarnikow*, *Grießdorf*, *Fuchs* und Sup. a. D. *Jenetzky*. Diese Männer bewegten sich in einem klaffenden Widerspruch: Sie standen mit beiden Füßen in der nationalsozialistischen Partei und gingen mit ihr durch Dick und Dünn, betonten aber immer wieder, daß sie die Politik nicht in die Kirche bringen wollten. Ich habe immer wieder versucht, sie dieses krassen Widersprüches zu überführen; denn Sup. *Jenetzky* hat mich mehr als einmal in Ohlau besucht, und ich habe warnend meine Stimme erhoben; sie waren aber unbelehrbar. Trotzdem blieb ihre Tätigkeit nicht ohne Erfolg, wenn er zunächst auch nicht groß war. Es gelang ihnen, unter Pfarrern

und Lehrern Anhänger zu gewinnen. Selbst Superintendenten schlossen sich ihnen an, so der wissenschaftlich bedeutende *D. Repke* in Michelau, mein alter Freund Rudolf Müller in Kreuzburg, *Peisker* in Schweidnitz und der treffliche Herbert Baum in Leobschütz, so daß es in den Ephorenkonferenzen die schwersten Auseinandersetzungen gab, die ich in zwanzig Jahren erlebt habe. Zur kirchlichen Machtergreifung der Deutschen Christen in Schlesien kam es aber erst durch den Eingriff des Staates, der am 23. Juni 1933 für die Preußische Union „Staatskommissare“ einsetzte, die freilich nur bis zum Herbst ihr Regiment ausüben konnten, wo sie durch das Eingreifen Hindenburgs wieder zurückgezogen wurden. Die Zeit aber hatte genügt, um Generalsuperintendent D. Dr. Schian widerrechtlich abzusetzen und meine Stellung als Präses ins Wanken zu bringen. Die für den 23. Juli anberaumten überstürzten Wahlen zu den kirchlichen Körperschaften brachten den D. C., da ihnen Rundfunk und Presse zur Verfügung standen und die Freiheit der Wahl trotz aller Versicherung nicht innegehalten wurde, eine überwiegende Mehrheit in den einzelnen Gemeinden, deren Auswirkung war, daß auch die Wahlen zur neuen Provinzialsynode eine überragende Mehrheit für sie ergab.

Diese 20. Schlesische Provinzialsynode tagte am 3. August 1933. Sie steht in der Geschichte der Schlesischen Kirche da als die *braune Synode*; denn die meisten Abgeordneten waren in brauner Uniform erschienen und selbst Männer vom Format eines D. Repke trugen am Ärmel ihres würdigen Lutherrocks eine knallige Hakenkreuzbinde. Ihre Mitglieder waren längst nicht alle, aber in der Mehrzahl, „Deutsche Christen“ oder Geistliche und Laien, welche ihren Frieden mit der Staatskirche gemacht und ihr keine Opposition entgegengestellt hatten. Es war von Anfang an kein Zweifel, daß sie bei allen Abstimmungen die Mehrheit haben und der Synode ihr Gepräge aufzwingen würden.

Die Tagesordnung der Synode war von dem bisherigen Präses und dem Herrn Konsistorialpräsidenten selbstverständlich völlig der Verfassung entsprechend aufgestellt worden, wurde aber nicht durchgeführt. Es wurde nur eine einzige Sitzung abgehalten. Der Mehrheit der Synode lag nicht an den Werken der Kirche und ihren Lebensäußerungen, sondern lediglich an der Machtergreifung der Verwaltung durch die „Deutschen Christen“ und die Eingliederung der Schlesischen Kirche in die Staatskirche. Die Synode nahm von den Werken der Kirche keine Notiz. Die Fachvertreter für Äußere Mission (Pfarrer Hornig-Breslau), Innere Mission, dem Gustav Adolf-Verein, dem Evangelischen Bund usw. kamen nicht zu Worte. Somit fehlen diese Berichte. Wenn in den „Verhandlungen“ noch der Tätigkeitsbericht des Provinzialkirchenrates und der Herren Generalsuperintendenten und der Bericht des Evangelischen Konsistoriums über seine Tätigkeit seit der letzten Provinzialsynode 1929 und über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiet des kirchlichen Lebens in der Kirchenprovinz zum Ausdruck gelangt sind, so ist dies nur dem Konsistorium und

seinem Präsidenten zu verdanken. Die Verfassungsmäßig unumgänglichen Wahlen wie die des Präs., der Mitglieder des Provinzialkirchenrates, der Abgeordneten zur Generalsynode, der Mitglieder des Rechtsausschusses, Spruchkollegium usw. und ihrer Stellvertreter erfolgten sämtlich „durch Zuruf, ohne Widerspruch“.

Von Beschlüssen wurde nur: „Durch einstimmigen Beschuß der Provinzialkirchenrat ermächtigt zur selbständigen Erledigung der Haushalts- und Rechnungssachen und der sonstigen an sich der Beschußfassung unterliegenden Angelegenheiten, so weit deren Erledigung dringlich ist.“

Welcher Geist diese Synode beherrschte, zeigen folgende Stellen aus dem mageren Protokoll: „Als der neu gewählte Präs. Jenetzky seine Platz als Vorsitzender einnimmt, bringt Synodaler Huebenett ein dreifaches „Sieg Heil“ auf ihn aus, in das die Synode einstimmt.“ Unter Punkt 9 der Tagesordnung „wird um eine Sammlung für die SA gebeten“. Das Protokoll schließt mit dem Absatz: „Nach einem dreifachen „Sieg Heil“ auf den Volkskanzler werden die 1. Strophe des Horst Wessel-Liedes und zwei Strophen von „Ein feste Burg ist unser Gott“ gesungen. Nach kurzem Gebet schließt der Präs. die Synode.“

Ein prominenter Vertreter der braunen Synode, ihr stellvertretender Präs. und Mitglied des nunmehr an der Macht befindlichen Provinzialkirchenrates faßte sein Urteil im braunen Jargon in dem Satz zusammen: „Das war eine zackige Synode!“

#### *Meine Amtsentsetzung*

Schon mit der Herrschaft der Staatskommissare hatten Eingriffe der Polizei und Gestapo eingesetzt und sich eine erste Epoche des Kirchenkampfes entwickelt, die sich in Verdächtigungen, Verhören, Maßregelungen und Festsetzungen von andersgesinnten Pfarrern äußerte. Davon wurde ich nun auch bedroht und betroffen. Man begnügte sich nicht damit, mich aus der Kirchenleitung ausgeschaltet zu haben, sondern betrieb meine völlige Amtsentsetzung. Es liegt mir daran, ausdrücklich festzustellen, daß sich Joachim Hossenfelder daran nicht nur nie beteiligt, sondern alles getan hat, was ihm nur möglich war, mich in meinen Ämtern zu erhalten. Zum Vorkämpfer meiner Absetzung machte sich mein nächster Amtsgenosse, Pfarrer Georg Kliesch, den ich auf seinen Wunsch selbst nach Ohlau gebracht hatte. Er hetzte die Gemeinde gegen mich auf, machte die Mehrheit meines Gemeindekirchenrates zu „Deutschen Christen“ und beteiligte sich auch wider besseren Wissens an den Verdächtigungen und Verleumdungen, die wie üblich als Kampfmittel gegen mich erhoben und verbreitet wurden. Als ihn Hossenfelder bestimmen wollte, von dem Kampf gegen mich abzustehen, erklärte er, wenn D. Schian und Schultze in ihren Ämtern bleiben, sei ein totaler Sieg der D. C. in Schlesien ausgeschlossen.

Er hat sich später gerühmt, D. Dr. Schian und mich unmöglich gemacht zu haben und werde auch D. Zänker stürzen, hat aber damit nicht erreicht, die Herrschaft der D. C. in Schlesien zu vollenden; denn schon waren Pfarrernotbund, Bruderräte und Bekennende Kirche an der Arbeit und begannen ihren Siegeslauf.

Als mir die gegen mich ausgestreuten Verdächtigungen zu Gehör kamen, habe ich sofort an das Konsistorium den Antrag gestellt, eine Disziplinaruntersuchung gegen mich zu eröffnen, bekam aber, als schon Dr. Fürle das Konsistorium leitete, die Antwort, daß die Behörde eine Disziplinaruntersuchung gegen mich ablehnte, weil dazu keinerlei Grund vorliege. Das hinderte aber nicht, daß auch das Konsistorium meine völlige Ausschaltung wünschte und betrieb. Weil seine Mitglieder mir trotz aller Meinungsverschiedenheit freundlich gegenüberstanden, sollte meine Entfernung ohne Verunglimpfung und persönliche Kränkung erreicht werden. Zunächst versuchte man, mich durch eine Zwangsmaßnahme mürbe zu machen. Am 6. September 1933 erschien Konsistorialrat Hembd in Ohlau und eröffnete mir dienstlich, daß die Mehrheit des Konsistoriums beschlossen habe, mir von Stunde an die Vornahme jeder Amtshandlung zu verbieten, und bestürmte mich, auch im Namen von Präsident Bender, Geheimrat Schulz, Konsistorialrat Riehm und selbst Dr. Fürle, selber meine Pensionierung zu beantragen, was ich zunächst rund ablehnte. Darauf bot man mir an, die Superintendentur der Synode Löwenberg II mit dem Sitz in Flinsberg zu übernehmen. Ich entgegnete: Wenn ich in Flinsberg Superintendent sein dürfe, könnte ich es auch in Ohlau bleiben und lehnte die Versetzung ab.

Die erzwungene Tatenlosigkeit machte mich aber schließlich mürbe, so daß ich mich zu einer ärztlichen Untersuchung bereit erklärte, die feststellen sollte, ob ich noch dienstfähig oder pensionsreif sei. Der Brieger Amtsarzt fand mich zunächst völlig gesund, entdeckte aber dann einen Gehördefekt, der wohl bald schlimmer werden und eine Dienstbehinderung herbeiführen könne. Daraufhin erklärte sich das Konsistorium in der Lage, mich in den Ruhestand zu versetzen und bat um Aufgabe meines Widerspruches, weil es mich sonst vor der Abführung durch die Geheime Staatspolizei in ein Konzentrationslager nicht schützen könne. So wurde ich dann am 31. Dezember 1933 in den Ruhestand versetzt und habe das stets als eine Zwangspensionierung angesehen, die es auch war. Daß ich mit das habe gefallen lassen und es nicht darauf ankommen ließ, ob ich wirklich ins Konzentrationslager kommen würde, empfinde ich noch heute als einen Vorwurf, der mich täglich in die Buße treibt.

Da ich die Aussicht nicht ertragen konnte, auch Weihnachten neben meiner Kirche zu sitzen, nicht nur die Glocken, sondern auch die Orgel und den Gemeindegang in meinem Amtszimmer zu hören, ohne amtieren zu dürfen, verlegte ich schon am 1. Dezember 1933 meinen Wohnsitz nach Breslau. Mein Fortgang aus Ohlau geschah völlig sang- und klanglos. Nur einige treue

Freunde drückten mir die Hand. Die Gemeinde nahm keinerlei Anteil. Ich habe ihr das nicht übel genommen; denn sie war aus Furcht vor Terror nicht in der Lage, sich zu mir zu bekennen. Ich nahm das als Folge von mancherlei Versäumnissen, die ich mir doch namentlich in persönlicher Seelsorge hatte zu schulden kommen lassen, weil mir dazu bei meinen kirchenregimentlichen und gesamtkirchlichen Pflichten einfach die Zeit und die Kraft fehlten, und habe es demütig und bußfertig getragen.

### *Folgen meiner Amtsenthebung*

Meine Absetzung, denn so wurde meine Pensionierung völlig zutreffend überall verstanden, hatte natürlich auch für meine Führung in den großen Verbänden ihre Folgen.

Um den Evangelischen Bund vor einer Belastung durch meine umstrittene Person zu bewahren, legte ich den Vorsitz nieder. Eine meiner letzten Amtshandlungen war die schmerzliche Mitteilung an den Hauptvorstand von dem Ausscheiden des Generalsuperintendenten Professor D. Dr. Martin Schian aus dem Evangelischen Bunde und die wehmütige Aufgabe, dem hochverdienten Manne für die zahllosen wichtigen Dienste, die er dem Evangelischen Bunde in mehr als 35 Jahren von seinen Pfarrämtern in Dalkau, Görlitz, Breslau über die Professur in Gießen bis zur Generalsuperintendentur des Sprengels Liegnitz mit Wort und Tat erwiesen hatte, ehrerbietigsten Dank zu sagen.

Der Hauptvorstand, dem es oblag, dem Schlesischen Bunde unter den veränderten Zeitverhältnissen einen neuen Vorsitzenden zu geben, wählte den Superintendenten Walter *Rohr* in Jauer zum ersten Vorsitzenden. Pastor prim. Müller-Osten und Dr. *Ludwig* behielten ihre Ämter als Schriftführer und Schatzmeister. Der bisherige Vorsitzende wurde einstimmig in das Präsidium wiedergewählt. Das ließ ich mir gern gefallen, denn einmal hing mein Herz an der Bundesarbeit und vor allem erhielt ich damit die Möglichkeit, den Bund im Kirchenkampf in den Bahnen des Bekenntnisparagraphen seiner Satzungen zu erhalten und vor einem Hinübergleiten in das Fahrwasser der Deutschen Christen, wenn irgend möglich, zu bewahren. Die Gefahr dieser Möglichkeit war für den Eingeweihten nicht zu erkennen. Nicht wenige Mitglieder des Bundes und Führer bedeutender Zweigvereine waren zu den Deutschen Christen übergegangen. Von Müller-Osten weiß ich, daß er Mitgliederbeiträge an die Deutschen Christen gezahlt hat, ohne jedoch jemals eine Mitgliedskarte zu bekommen. Auch Rohr bedurfte der Stützung. Weil ihm nichts mehr am Herzen lag als die Verpflichtung, dem Deutschen Volke seine evangelische Kirche als Volkskirche zu erhalten, hielt er eine volksnahe Kirche für unbedingt nötig. So waren die Entschlüsse, welche dem Präsidium unter Rohrs Führung

zufielen, schwer und entscheidend, so daß ich es oft nicht leicht hatte, ihn durch unsere enge Freundschaft vor übereilten Beschlüssen zu bewahren, bis ihn das erschreckende Ereignis der „Sportpalastkundgebung“ von seinen Illusionen befreite und er sich davon überzeugen mußte, daß die Volkskirche, die er von den Deutschen Christen wünschte, von ihnen nicht zu erwarten war. Mit der ihm eigenen Entschlußkraft hat er dann nach dieser Einsicht und Erkenntnis den schlesischen Bund geführt. Als Führer des zweitgrößten Hauptvereins im Reiche gewann er auch im Zentralvorstande, dem er von den großen Jahresversammlungen in Berlin und den Reichstagungen kein Unbekannter war, für den Gesamtbund bestimmenden Einfluß. An der Umstellung der Politik des Gesamtbundes und dem Rücktritt des Präsidenten *D. Conze* auf der Reichstagung in Breslau im Oktober 1934 hat seine Einstellung zum Kirchenkampf und seine Rede in der Festversammlung im großen Saal des Konzerthauses „Deutsch und Evangelisch“ bedeutsamen Anteil gehabt. Über das erste Jahr seiner Bundesführung in Schlesien hat er auf der Wintertagung des Bundes am 11. Dezember 1934 in Breslau selber Rechenschaft abgelegt in einer Rede über „*Die Kirchenlage*“, die einmütig gebilligt wurde. Sie ist das bedeutsamste Dokument des Schlesischen Bundes aus dem Krisenjahr 1934 und ist durch Veröffentlichung der breitesten Öffentlichkeit bekanntgemacht worden. In dieser Rede hat Walter Rohr das Tischtuch zwischen dem Evangelischen Bunde in Schlesien und der Glaubensbewegung Deutsche Christen endgültig zerschnitten und sich mit dem Bunde hinter den Bischof von Breslau, D. Otto Zänker, gestellt. Der schlesische Hauptverein hat so den Ruhm, daß er sich als erster aller Hauptvereine des Gesamtbundes klar und deutlich für die „Bekennende Kirche“ erklärte. Es ist mir noch heute ein Gegenstand des Dankes und der Freude, daß ich dazu ganz wesentlich habe mithelfen können. Ich habe dann später im Jahre 1937 in meiner Jubiläumsschrift „Der Evangelische Bund in Schlesien 1887—1937“ Rohrs Rede vom 11. Dezember 1934 über „*Die Kirchenlage*“ in ihrem ganzen Umfange der Geschichte erhalten wollen, aber der Herausgeber, Bundesdirektor v. d. Heydt, hat sie streichen müssen, weil sonst die Druckerlaubnis nicht erteilt worden wäre!

Wenn es damals nach dem Wunsche von Missionsdirektor D. Siegfried Knak gegangen wäre, hätte ich nach meiner Abdankung auch auf den Vorsitz im Schlesischen Provinzialverein für die Berliner Mission verzichtet; das aber hielt ich nicht für nötig, weil ich davon überzeugt war, daß die Mitglieder des Provinzialvereins so gut wie hundertprozentig der BK angehörten. Ich überließ die Entscheidung meinem Vorstande, der sich in einer bewegten Sitzung, an welcher auch zwei Vertreter des Berliner Missionshauses teilnahmen, sehr energisch und temperamentvoll für mein Bleiben entschied. So bin ich denn geblieben und habe den Vorsitz bis 1937 in meiner Hand behalten und die Hauptversammlungen in Lauban (1934), Trebnitz (1935), Kreuzburg O/S (1936), bis zur 50jährigen Jubelfeier in Breslau (1937) geleitet.

Auch den stellvertretenden Vorsitz in der Schlesischen Missionskonferenz habe ich beibehalten, weil der überlastete Vorsitzende, Bischof D. Zänker, dringend der Mithilfe bedurfte. Besonders nachdem er durch den 2. Weltkrieg seines vortrefflichen Schriftführers, Konsistorialrat Dr. Dr. Joachim Bunzel, beraubt war, habe ich auch den Schriftführerposten übernommen und die Hauptversammlungen von 1939—1942, die sämtlich in Breslau stattfanden, in seinem Auftrage vorbereitet und teilweise geleitet, ohne daß der Missionskonferenz Schaden daraus erwachsen wäre. Heute nach fast 15 Jahren ist es uns bedeutsam, daß wir 1942 den zeitweiligen Präsidenten des Lutherischen Weltbundes, Bischof D. Dr. Lilje, in Breslau gehabt haben, der uns einen geistesmächtigen Vortrag über das Thema: „Bilanz der Mission“ (das Selbstverständlich von Kirche und Mission im Lichte der gegenwärtigen Lage) als würdigen Abschluß der Arbeit der Schlesischen Missionskonferenz auf ihrer letzten Generalversammlung hielt.

### *Zwölf Jahre in Breslau*

Es erschien mir stets als eine besonders freundliche Führung, daß meine erste Wohnung in Breslau in der Arletiusstraße in unmittelbarer Nähe des Diakonissenmutterhauses Lehmgruben lag, das mir seit langem wohlbekannt war. Dort war die 2. Pfarrstelle unbesetzt, weil die Anstalt das Gehalt für einen 2. Geistlichen nicht mehr aufbringen konnte. Da mir die Arbeit mit Diakonissen durch jahrzehntelanges Zusammenwirken mit Gemeindeschwestern und zwanzigjährige Mitleitung der „Ohlau-Strehlener Synodaldiakonie“ wohl vertraut war, faßte ich den Gedanken, diese Arbeit zu übernehmen. Bei einem Besuch in Lehmgruben bot ich mich an, die Verwaltung der zweiten Pfarrstelle unentgeltlich zu übernehmen, bloß, damit ich wieder eine Arbeit hätte. Das Anerbieten wurde von der Frau Oberin, Diakonisse Ida von Matthiessen, und dem Vorsteher, Pfarrer Hugo Kaluba, freudig begrüßt und mir wurde als Entgelt sogar die Differenz zwischen meiner Pension und dem Höchstgehalt des zweiten Pfarrers angeboten, was zurückzuweisen, ich keinen Grund sah. Die Übernahme der Arbeit wurde zwischen uns nur mündlich vereinbart, ohne jede schriftliche Festlegung, was beide Teile in mehr als zehnjähriger Verbundenheit auch nicht einen Augenblick bereut haben. Das Konsistorium wurde mit der Angelegenheit überhaupt nicht befaßt, woraus es sich erklärt, daß ich im amtlichen „Verzeichnis der evangelischen geistlichen Stellen und ihrer Inhaber“ von 1938 nicht erwähnt werde.

Am 1. April 1934 trat ich meinen Dienst an, der in folgenden Tätigkeiten bestand: Leitung des Kindergottesdienstes, der einen sehr guten Besuch hatte, weil er vom Kindergarten und den Schulen gefördert wurde, sonntäglicher Gottesdienst im Saal des Diakonissenkrankenhauses Bethesda in der Gustav-

Freytag-Straße, jeden zweiten Sonn- und Festtag in der Kapelle des Diakonissen-Mutterhauses Lehmgruben den Gottesdienst für die Gemeinde, Unterricht der Probeschwestern, Kirchengeschichtsunterricht im Kindergarteninnenseminar, Vorträgen bei Schwesternabenden und sonstigen Veranstaltungen, die Krankenhausseelsorge in „Bethesda“, die Seelsorge im Schwestern-Feierabendhaus „Gottestreu“ in der Strehlener Straße mit monatlichen Bibel- bzw. Missionsstunden. Mit meinen nächsten Amtsbrüdern, Pfarrer Hugo *Kaluba* und dem Direktor der Lutherschule, Pfarrer Walter *Hafa*, lebte ich von Anfang an im besten Einvernehmen und bald enger Freundschaft. Die Arbeit machte mir viel Freude und wurde mir immer lieber. Das ging ungestört bis zum Jahre 1939. Als da je länger je mehr der Krieg auszubrechen drohte, und Pfarrer Hugo Kaluba als Offizier des 1. Weltkrieges seine Einberufung zum Heeresdienst befürchten mußte, faßte das Kuratorium der Lehmgrubener Diakonissenanstalt den Beschuß, die zweite Pfarrstelle wieder zu besetzen und berief Pfarrer Justus *Günther* aus Spreewitz in der Oberlausitz in dieselbe. Damit wäre meine Verwaltung der 2. Pfarrstelle erledigt gewesen. Allein ehe sich Pastor Günther eingearbeitet hatte, wurde er zum Wehrdienst einberufen, so daß mir die bisherige Arbeit verblieb, ehe ich sie niedergelegt hatte. Dann kam das Unheil, daß Pastor Hugo Kaluba am 1. Advent 1939 auf einer Dienstfahrt durch einen tödlichen Autounfall aus seiner gesegneten Wirksamkeit herausgerissen wurde. Ich habe mit schwerem Herzen die Trauerfeiern für ihn im Mutterhaus, in Bethesda und in der „Gottestreu“, sowie seine Beisetzungsfeier in der Salvatorkirche und auf dem Friedhof gehalten, aber seinen Dienst konnte ich wegen meiner Anonymität nicht übernehmen. Hierfür wurde Pfarrer Theodor Schmidt aus Niesky, der Leiter des dortigen Diakonissenmutterhauses „Emmaus“ der Brüdergemeine gewonnen, der alsbald die Leitung von Lehmgruben übernahm. Ich blieb ihm zur Seite, und wir waren bald eng befreundet. Da Schmidt der Brüdergemeine angehörte, erweiterte sich mein Dienst noch dadurch, daß ich sämtliche Abendmahlsfeiern bei den Schwestern und in den Gemeindegottesdiensten übernahm und bis zuletzt gehalten habe, was mir natürlich eine besondere Herzensfreude war.

So haben wir, Schmidt und ich, die Arbeit von Lehmgruben fortgeführt, solange es uns das Dritte Reich ermöglichte. Wir trugen gemeinsam die immer ernster werdende politische Lage, die immer zunehmende Totalität des Staates, die wachsende Kirchenfeindschaft der NSDAP und die immer unverhüllter zu Tage tretende brutale, unmoralische und unmenschliche Gewaltherrschaft des „Führers“, wichen aber nicht von unseren Plätzen, bis der Zwang der Ausweisung eintrat.

Ehe ich zum Abschluß komme, soll nicht unerwähnt bleiben, daß ich natürlich in Breslau auch am Leben der „Bekennenden Kirche“ Anteil nahm. Ich predigte das schlichte Gotteswort, so gut es mir gegeben war, ohne politischen Beigeschmack, beteiligte mich aber an den Aktionen der Bekennenden Kirche im

Gottesdienst und auf der Kanzel durch Verlesung der Abkündigungen des Bruderrates und an sonstigen Kundgebungen. Nicht selten kamen Gemeindeglieder, namentlich Männer, am Sonntagnachmittag und erkundigten sich, ob ihr alter Pastor schon verhaftet sei. Ich war oft darauf gefaßt, aber ich bin nie belästigt oder verhört worden. Offenbar hat man die Predigtätigkeit im Mutterhaus und in Bethesda für so bedeutungslos gehalten, daß man sie nicht „abhörte“ oder bespitzelte, und „Anzeigen“ bin ich nie zum Opfer gefallen. Als sich die Schlesische Bekennende Kirche in „zwei getrennte Heeressäulen mit dem gleichen Ziel und auf dem gleichen Fundament“ (Lic. Hellmut Eberlein) teilte, schloß ich mich der sogenannten „Christophorisynode“ an, ohne innerlichen Gegensatz zur „Naumburger Synode“.

Da meine Mitarbeit in Lehmgruben meine Zeit nicht ganz in Anspruch nahm, ergab ich mich auch der Schriftstellerei. Ich schrieb zunächst eine Biographie von Paul de Lagarde und verfaßte dann ein ausführliches Manuskript über Johann Amos Comenius als „Bahnbrecher des evangelischen Missionsgedankens im deutschen Osten“, vor allem aber sammelte ich das mir reichlich zur Verfügung stehende Material zu einer Schlesischen Missionsgeschichte.

#### *Abschied aus Breslau*

Am 22. Januar 1945 war der schwarze Tag gekommen, an dem ich Breslau verlassen mußte; denn die Stadt wurde zur Festung erklärt, die bis auf den letzten Mann verteidigt werden sollte, und die Zivilbevölkerung war angewiesen, sie zu räumen. Schon am 20. Januar war meine jüngste Tochter Margarete, die Assistenzärztin im Stadtkrankenhaus in Namslau war, mit ihrem Chef auf dem Motorrade zu uns geflüchtet, weil ihnen die Russen auf den Fersen waren.

Am 22. früh verließ ich mit meiner Frau und meiner Tochter unsere schöne Wohnung im Vorderhaus der Lutherschule in der Neudorfstraße. Am schwersten machte mir den Abschied der Verlust meiner schönen Bibliothek mit rund 3000 Bänden und zahllosen Broschüren, den ich niemals verschmerzen werde.

Mit dem Verlassen Breslaus nahm mein Dienst in der Schlesischen Kirche ein schmerzliches Ende. Wir flüchteten zu meinem Schwiegersohn, Pfarrer Lic. Wilhelm Kunze, der in Kleinbiesnitz bei Görlitz Vorsteher der Oberlausitzer Synodaldiakonie ist. Er hatte im Jahre 1941 seine erste Frau, unsere älteste Tochter Dorothea, durch den Tod verloren und 1943 unsere zweite Tochter Liselotte geheiratet, und unsere Kinder hatten sich bereit erklärt, uns aufzunehmen. Auch unsere dritte Tochter Erika, welche Studienrätin in Glatz war, fand hier im Oktober desselben Jahres vorübergehend liebevolle Aufnahme.

Weil es Gott, dem Herrn gefallen hat, meine Wirksamkeit in der Schlesischen Kirche wenigstens an ihren Höhepunkten nicht ganz nebensächlich und spurlos bleiben zu lassen, habe ich mich auf Wunsch der Kirchenleitung der Schlesischen Kirche in Görlitz dazu bereit erklärt, diesen Lebensabriß zu schreiben.

Ich habe der evangelischen Kirche Schlesiens nicht nur meine Lebensarbeit gewidmet, sondern auch mein Herz geschenkt. Ihr zu dienen, war mir über 44 Jahre täglich Glück und Freude und Dank gegen Gott.

Erich Schultze

*Berichtigung und Ergänzung zum Artikel im „Jahrbuch für schlesische Kirchengeschichte 1960 (Seite 167—179)“ über: „Julius Schmogro zum Gedächtnis“.*

Der Verfasser dieses Artikels erhielt am 12. Juli 1961, einen Brief vom 3. Julii 1961, von Herrn Pfarrer Johannes Schmogro in Grüntal bei Freudenstadt (Schwarzwald), in dem er sich für „das ganz treffliche Lebensbild“ seines Vaters bedankt. Das ist wichtig; denn der berufene Beurteiler des Lebensbildes eines Vaters ist sein Sohn, zumal, wenn er denselben Beruf wie sein Vater hat.

Pfarrer Johannes Schmogro bedankt sich aber nicht nur für den Artikel im Jahrbuch, sondern übt auch Kritik an ihm. Das ist erfreulich. Pfarrer Schmogro hat zweierlei zu bemängeln. Der *erste* Punkt betrifft die Zugehörigkeit von Julius Schmogro zu einer kirchenpolitischen Gruppe. Der Artikel im Jahrbuch besagt, daß er sich nicht der Gruppe der „Positiven Union“ angeschlossen habe. Das entspricht aber nicht der Wahrheit. Der Sohn bezugt, daß sein Vater der Gruppe der Positiven angehört und auch ihn selber für dieselbe gewonnen habe. Die *zweite* Berichtigung betrifft die Person von Pfarrer Johannes Schmogro selber. Wenn auf Seite 170 des Artikels im Jahrbuch 1960 berichtet wird, daß derselbe an einem Magenleiden verstorben ist, so ist das ein Irrtum. Der Totgesagte lebt heute noch. Er ist seinem schlimmen Magenleiden nicht erlegen, sondern hat sich einer Operation unterzogen und dieselbe so gut überstanden, daß er seine Gemeinde Ruppersdorf, Kreis Strehlen, bis zum Jahre 1946 hat pfarramtlich und geistlich wohl versorgen können. Als er dann Schlesien verlassen mußte, kam er nach Württemberg. Er hat dort zwar keine Wiederanstellung aber Arbeit gefunden. Trotz zunehmender Altersbeschwerden hat er die Gemeinde Grünthal bei Freudenstadt (Schwarzwald) bis zu seinem 73. Lebensjahr aktiv betreut. Dann setzte er sich zur Ruhe und lebt dort heute noch, nicht weit vom 80. Lebensjahr. Er hat eine Tochter, welche Pfarrfrau ist, sowie einen Sohn, der Pfarrer und Studienrat ist.

Es gehört zur Vollständigkeit des Lebensbildes von Julius Schmogro, daß seine Nachkommen nicht ausgestorben sind, sondern in Süddeutschland weiterleben. Die freundlichen Leser meines Artikels im Jahrbuch 1960 bitte ich um Entschuldigung.

*Erich Schultze*

# Mitteilungen des „Vereins für schlesische Kirchengeschichte“

## I. Bericht über die Jahresversammlung des Vereins:

Der Verein für schlesische Kirchengeschichte hatte für Sonnabend, den 10. 6. 1961, um 15 Uhr, zu einer Mitgliederversammlung in den Kirchensaal der evang.-luth. Gnadenkirche zum hl. Kreuz, Hannover, Lehrter Platz 5, eingeladen. Der Besuch war erfreulich. Da der Vorsitzende verhindert war, hatte er mit der Leitung das Vorstandsmitglied Dr. Gleisberg aus Bleckede betraut. Dieser begrüßte die Erschienenen und dankte Pastor Dr. Vasterling für die Einräumung des Raums. Nach der Tagesordnung Punkt 1) hielt sodann Dr. Georg Jaeckel - Bonn einen gründlichen Vortrag über „Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf . . .“ Der Vortrag beleuchtete ebenso die Lage vor dem 30jährigen Kriege wie in ihm in Schlesien wie im mitteleuropäischen Raum, entwarf ein Bild von der Persönlichkeit des Markgrafen, seinen Bündnissen und Unternehmungen und seinem Ausgang. Die Aussprache zog die Linien weiter bis zum Eingreifen Friedrichs des Großen. Frau Dr. Zimmermann zog einen weiteren schlesischen Edelmann aus jenen Tagen bei. Nach Punkt 1 der Tagesordnung wurde Punkt 5) vorgezogen. Prof. D. Konrad - Bonn berichtete zunächst über eine Konferenz mit Berliner und sowjetzonalen Brüdern. Sodann behandelte er die Notwendigkeit der Fixierung der schles. Kirchengeschichte der Zeit seit etwa 1930. Eine Reihe Brüder sind schon verstorben. Bei Dr. Gleisberg sind erst 11 Beiträge von schlesischen Brüdern eingegangen. Punkt 3) Satzungsänderung. Vor dessen Beratung verabschiedete der Leiter die Gäste, so daß nur noch Mitglieder anwesend blieben. Die Notwendigkeit der Satzungsänderung ergab sich aus ihrem Alter und den inzwischen erfolgten großen zeitlichen Veränderungen. Zur Neufassung der Satzung wurde diejenige des Vereins für ostdeutsche Ki.-Gesch. zugrunde gelegt. Der neue Satzungsentwurf wurde Satz für Satz durchgegangen und jeweils nach Änderungsvorschlägen abgestimmt. Die Annahme erfolgte dann jedesmal einstimmig. Für etwaige notwendige redaktionelle Änderungen wurde dem Vorstand und dem Vorsitzenden Volmacht erteilt. Punkt 4). Schließlich wurde der gesamte bisherige Vorstand — der Leiter der Versammlung hatte sein Amt zur Verfügung gestellt — wieder gewählt. Schluß der Versammlung etwa 18 Uhr.

Dr. Gleisberg

Der Vorstand besteht somit weiterhin aus den Herren: Dr. Dr. Hultsch (1. Vorsitzender), Dr. Kretschmar (stellvertr. Vorsitzender), D. Dr. Konrad und Dr. Gleisberg (Beisitzer), Puschmann (Schriftführer).

II. Als neue Mitglieder des Vereins und Mitarbeiter darf ich begrüßen:

1. Pastor Helmut Anlauf, Verden/Aller, Lugenstein 12
2. Pastor Rudolf Baron, Bad Segeberg/Holst., Kirchplatz 7
3. Kirchenrat Martin Brügmann, München 55, Baslerstraße 64
4. Pfarrer Joachim Ewald, Cloppenburg i. O., Ritterstraße 4
5. Pfarrer Eckart Fischer, Bingen/Rhein, Kurfürstenstraße 8
6. Pfarrer Fritz Goltz, Mülheim-Ruhr-Heissen, Kruppstraße 164
7. Kirchenrat Wolfram Hanow, Cham/Oberpfalz, Ludwigstraße 12
8. Pfarrer Wilhelm Harlandt, Oberhausen-Osterfeld, Vestische Str. 88
9. Pastor Hugo Hischer, Harksheide Bez. Hamburg
10. Pfarrer i. R. Martin Horlitz, Remagen-Kripp, Rosenstraße
11. Pfarrer Werner Koderisch, Lemgo/Lippe, Molinder Grasweg 10
12. Pastor Johannes Köhn, Kolenfeld über Wunstorf/Hann.
13. Pfarrer Georg Krienke, Herxheim a. Berge über Grünstadt
14. Pastor Herbert Monden, Wendhausen über Hildesheim
15. Pastor Dr. Werner Petersmann, Hannover, Zietenstraße 1A
16. Pastor Kurt Reblin, Hildesheim-Wald
17. Pastor Armin Rosenblatt, Celle, Pastor-Kittel-Straße 4
18. Lektor Robert Scheibe, Hannover, Andreeastraße 2A
19. Landeskirchenrat Eberhard Schwarz, Kiel, Feldstraße 125
20. Verein für Westfälische Kirchengeschichte, Bielefeld, Kirchplatz 5
21. Pastor Karl Wieltsch, Bremerhaven-G 1, Haberstraße 12
22. Pfarrer i. R. Georg Wolter, Bad Godesberg, An der Nesselburg 19

III. Da das Jahrbuch 1961 infolge des Aufsatzes: W. Sachs: Magister J. H. Sommers Vertreibung und Heimkehr — den wir ungeteilt bringen wollten, unseren bisherigen Jahrbuchumfang erheblich überschritten hat, bitten wir unsere verehrten Mitglieder um Verständnis, wenn wir die Jahrbücher 1962 und 1963 im Umfang etwas verringern, um die Kosten auszugleichen.

IV. Die verehrten Mitglieder werden herzlich gebeten, davon Gebrauch zu machen, ältere Jahrbücher zum Sonderpreis von DM 9.— für Mitglieder über den Vorsitzenden zu erwerben. Inhaltsverzeichnisse können vom Vorsitzenden eingefordert werden. Es stehen noch Jahrbücher 1955—1961 zur Verfügung.

V. In den Jahrbüchern 1956 und 1958 hatten wir die *Ordinationen* in der Evangelischen Kirche Schlesiens von 1864 bis 1924 behandeln können. Es ist eine dringende und im Interesse aller schlesischen Pfarrer liegende Notwendigkeit, auch die Ordinationen von 1925 bis 1944 klar zu legen. Die in diesem Zeitraum ordinierten Pfarrer bzw. bei Verstorbenen, Gefallenen oder Vermißten die Angehörigen, werden sehr gebeten, dem Vor-

sitzenden des Vereins eine Fotokopie dieser Ordination einzusenden, möglichst unter Mitteilung des Namens des Ordinanden und des Textes der Ordinationsansprache.

VI. Es stehen uns 37 Exemplare der Dissertation von Martin Rischer: Versuch einer Geschichte der Aufklärung in Schlesien während des 18. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der religiösen Aufklärung — zur Verfügung. Sie können von Interessenten unter unseren Mitgliedern kostenlos unter Beilegung des Portos vom Schriftführer des Vereins für schles. Kirchengeschichte, Herrn Regierungsrat Puschmann, Karlsruhe-Durlach, Gritznerstraße 6, angefordert werden.

*Dr. Dr. Hultsch*

## Bücherbericht

*Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau Bd. VI, 1961, hgg. vom Göttinger Arbeitskreis, Holzner Verlag, Würzburg/Main, 420 S.*

150 Jahre nach der Gründung der schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Breslau erscheint dieser Band. Er will nicht nur „Rückblick auf die stolze Vergangenheit einer ostdeutschen Universität“, sondern „vielmehr auch Ausdruck für das Fortleben einer freien und toleranten Wissenschaft“ sein, die sich ihrem Gemeinwesen und der Menschheit verpflichtet weiß und die mit Schlesien... innig verbunden ist“ (Prof. Herbert Kraus, der Präsident des Göttinger Arbeitskreises, in seinem Geleitwort, S. 5).

Zwei einleitende Aufsätze befassen sich aus Anlaß des 150. Gründungs-Jubiläums mit der Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität. An erster Stelle steht ein Aufsatz des verstorbenen Hans Helfritz, ehemals Geheimrat, Professor und Rektor der Breslauer Universität „Aus der Geschichte der Breslauer Universität“. Es handelt sich hierbei um den Nachdruck einer Aufsatzerie, die erstmals 1953 in Nr. 1—8 der Wochenzeitschrift „Der Schlesier“ erschienen ist. Da diese Artikelserie kaum noch greifbar sein dürfte, ist es sehr zu begrüßen, daß sie nun im Jahrbuch einen würdigen Platz gefunden hat. Daneben stehen Ausführungen von Gudrun Lutze über „Die Neugründung der Breslauer Universität in der Berichterstattung der schlesischen Provinzialblätter“. In weiteren Aufsätzen wird Material über einzelne Zweige des Universitätslebens (Musikalisches Leben, Pharmazeutisches Institut, Burschenschaften) ausgebreitet. Diese Artikel münden in eine „Bibliographie der schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau“ ein, die von Irmtrud Peters erstellt wurde. Der vorliegende Band hat außerhalb dieser Artikel, deren Thematik um Geschichte und Leben der Universität selbst kreisen, einen zweiten Schwerpunkt in Aufsätzen über Leben und Werk bedeutender Schlesier. Hermann Aubin würdigt „Gustav Adolf Stenzel und die geistige Erfassung der deutschen Ostbewegung“, Rudolf Frenzel beschäftigt sich mit dem Lebenswerk des Breslauer Germanisten Theodor Liebs, Gerhard Webersinn schreibt über den in Schlesien geborenen „Professor Theodor Goerlitz und sein Werk“. „Der Romantiker aus dem Riesengebirge“, Karl Wilhelm Contessa, erfährt aus der Feder Gerhard Pakallas eine verständnisvolle Darstellung, Günther Grundmann geht in einem über 100 Seiten langen Aufsatz auf die Lebensbilder der Herren von Schoenaiach auf Schloß Carolath ein und Magnus Frhr. v. Braun wertet die 1957 gedruckte Familiengeschichte „Die Freiherrn von Braun, Geschichte eines schlesisch-ostpreußischen Geschlechts“ aus. Alles in allem ein besonders inhaltsreicher Band zu einem spottbilligen Preis.

*Die Reformation in Breslau*, ausgewählte Texte, vorgelegt und eingeleitet von Georg Kretschmar. Quellenhefte zur ostdeutschen und osteuropäischen Kirchengeschichte, hgg. von Robert Stupperich, Heft 3/4. Verlag „Unser Weg“ Ulm/Donau, 1960, 123 Seiten. Preis DM 15.80.

Auf den ersten Band der Quellenhefte mit seinen Kirchenordnungen der evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland folgt nun ein zweiter, in dem die Reformation in Breslau quellenmäßig festgehalten wird. Damit ist der erste Schritt getan, um die zum Teil weit verstreut liegenden oder unzugänglichen Quellen der schlesischen Kirchengeschichte für Spezialisten und Nicht-Spezialisten zugänglich zu machen. Um die Texte für jedermann lesbar zu machen, wurde — was sehr zu begrüßen ist — fremdsprachlichen Abschnitten eine deutsche Übersetzung beigegeben. Die Verwirklichung dieses Vorhabens wurde dadurch begünstigt, daß Oberlandesbibliotheksdirektor i. R. G. Meyer bereits Jahrzehnte hindurch Berichte über Landschaft, Geschichte und Bewohner Schlesiens gesammelt hat. Der Herausgeber hat jeweils den ältesten Druck oder eine zuverlässige moderne Edition für die im Quellenheft abgedruckten Texte herangezogen. Handschriften wurden nur in zwei Fällen benutzt. In den anderen Fällen war es entweder nicht notwendig oder aber nicht möglich, auf Handschriften zurückzugreifen. Die Abschrift der Protokolle des Breslauer Domkapitels, die der Löwener Archivar van der Velde um 1800 als Flüchtling in Breslau angefertigt hat und die auch angeblich in der königlichen Bibliothek in Brüssel aufbewahrt worden waren, sind leider bis jetzt nicht gefunden worden. Da diese Protokolle für die Zeit von 1520—1534 im Original verloren sind, wäre es von unschätzbarem Wert für die schlesische Reformationsgeschichte, wenn die Publikation Anlaß für ihre Wiederauffindung geben würde. In dem vorliegenden Quellenheft sind nur die wenigen und dazu noch unzureichend 1858 von Kastner edierten Exzerpte enthalten. Die Sauer'sche Chronik wurde vom Herausgeber nicht selbständig herangezogen, da ihr Finder, Prof. Hoffmann, die weitere Auswertung in die Hände von Prälat Dr. K. Engelbert gelegt hat. Das mit Anmerkungen versehene Quellenwerk gibt nun einem größeren Kreis von Interessierten die Möglichkeit, hinter die Darstellungen der Reformation Breslaus zurückzugehen. Aus diesem Grunde ist das Werk sehr zu begrüßen. Der jungen Generation wird seine Benützung besonders empfohlen.

Gottfried Maron, *Individualismus und Gemeinschaft bei Caspar von Schwenckfeld*. 2. Beiheft zum Jahrbuch „Kirche im Osten“, hgg. vom Ostkircheninstitut Münster. 1961, 208 S., Preis DM 17.80.

Im gleichen Jahr, in dem sich der Todestag Caspar von Schwenckfelds zum 400sten Male jährt, hat Gottfried Maron eine Arbeit über den schlesischen Reformator herausgebracht, die besonders unter seinen Landsleuten, aber auch

in der theologischen Wissenschaft überhaupt, große Beachtung verdient. Ihre Bedeutung liegt einerseits in der Aufarbeitung des bisherigen Schrifttums über den eigenwilligen Laientheologen (kleiner Schönheitsfehler im Literaturverzeichnis: Es fehlt die Darstellung von Schwenckfelds Theologie in Helmut Eberlein, Schlesische Kirchengeschichte, 1953) wie andererseits in der neuen, umfassenden Schau seiner Theologie. (Der Titel des Buches bezeichnet in Wirklichkeit nur einen Schwerpunkt der Arbeit, nicht ihre Gesamtheit). Maron lehnt es ab, Schwenckfeld in die Nähe Luthers zu rücken oder diesem sogar vorzuziehen, wie es Ecke in seinen bekannten Schwenckfeldbüchern tut (1911, 1952). Er distanziert sich auch von Reinhold Pietz (Der Mensch ohne Christus. Eine Untersuchung zur Anthropologie Caspar Schwenckfelds, Tübingen 1956), hebt dagegen den biographischen Wert der Arbeit von Selina G. Schultz: Caspar Schwenckfeld v. Ossig (Norristown, Pennsylvania 1946, 453 S.) hervor.

Der Leser wird zunächst mit der Schwenckfeldforschung aus vier Jahrhunderten bekanntgemacht. Anschließend versucht Maron, durch einen Aufriß der ganzen Theologie Schwenckfelds als „Christosophie“ hinter das Geheimnis der Lehren des Schlesischen Edelmannes und Laien zu leuchten. Grundmotiv für Schwenckfeld sei das Anliegen, die *Ehre* Gottes wiederherzustellen. Als Weg dazu preise er die „himmlische Philosophia“. Neben der Erkenntnis sei ihm wichtig gewesen, mit seinem Leben dafür einzustehen, was er als christliche Wahrheit erkannt habe. Maron nennt die sich daraus entwickelnde Lehre eine „mystisch-idealistiche Bewußtseinsreligion“. Charakteristisch und aufschlußreich (auch im Blick auf die heutigen Vorstellungen über das Christentum in unserem Volk) ist folgendes Zitat (S. 37):

„Auch ein edel ding ists vmb einen menschen / der keinen riegel fürstecket / der jme (=sich) keiner beharrlichen Sünde / darinnen er fürsetzlich (!) nach dem fleisch wandelt / in seinem gewissen bewust ist / wie kündte ein solcher nicht einen gnedigen Gott / vnd lieben Vater im Himmel haben?“ (VI, 358, 33) Bevor sich Maron dem Kirchenbegriff zuwendet, handelt er in einem Abschnitt unter dem Stichwort „Unmittelbarkeit“ Schwenckfelds Verhältnis zu den Sakramenten und sein Urteil über Katholizismus, Reformation und Täufertum ab. „Über das ganze Leben Schwenckfelds ließe sich als Motto schreiben „Contra Media“ (XIII, 370, 20).“ Im Kampf gegen die kreatürlichen Mittel sieht Maron mehr noch als im Kirchenbegriff das *eigentliche Zentrum* von Schwenckfelds Gedankenwelt. Von da aus entwickelt er den Kirchenbegriff des Schleiers. Die äußerlich versammelten sichtbaren Gruppen und Sekten von der Papstkirche bis zu den täuferischen Gemeindebildungen verfallen mit wenigen Ausnahmen (den Mystikern und dem jungen Luther) einem vernichtenden Urteil. Für ihn kann es nur eine ecclesia sine macula et ruga geben. Während Schwenckfeld anfänglich versuchte, die Idealgemeinde durch den „Evangelischen Bann“ herbeizuführen, führt seine eigene Entwicklung von der sichtbaren Gemeinde, die er hinfört nur noch der Zeit des Alten Testaments für angemessen hält, zum individualistischen Separatismus. „Die Absonderung der

Unheiligen verwandelt sich in eine Selbstabsonderung der Heiligen.“ Die wahre Kirche befindet sich nach Schwenckfelds Meinung in der Zerstreuung wie die Patienten eines Arztes zerstreut leben oder wie die Steine des Tempels umherliegen. Jeder einzelne Christ steht in unmittelbarer Verbindung zu seinem Herrn. Das Zeichen der Christen ist die Verfolgung.

Die Ergebnisse seiner Arbeit faßt Maron selbst in folgenden drei Thesen zusammen (S. 173): „1. Schwenckfelds System stellt sich uns dar als eine bibliozistische, gnostisierende christosophische Mystik, in der die reformatorischen Hauptanliegen (Glaube und Rechtfertigung) grundsätzlich ausgeschieden werden zugunsten des Strebens nach unmittelbarer essentieller Anteilhaber an der göttlichen Substanz in der „Erkenntnis“. (Im Blick auf dieses mystische Substanzdenken ist Vorsicht geboten mit der Verwendung des Begriffes „Spiritualismus“ bei Schwenckfeld!)

2. Schwenckfelds Kirchenbegriff und seine persönliche Stellung zur Gemeinde sind völlig kongruent, sie begründen und stützen seinen Separatismus: Die totale Verderbtheit der Kirche fordert die „Absonderung“ aller mit Gott in substanzialer Verbindung stehenden Heiligen zur Bewahrung und Pflege des göttlichen Wesens im Einzelnen. Diese Absonderung hat die Richtung auf eine rein geistliche Kirche der Auserwählten, deren Glieder in der Zerstreuung leben wie die Patienten eines Arztes keine Verbindung untereinander besitzen, sondern lediglich in unmittelbarem Verkehr mit diesem steht (s. O. S. 124 ff.).

3. Dieses Bewußtsein unmittelbarer Christus- und damit Gottesverbundenheit ist jedoch der Untergrund, aus dem Schwenckfelds Gesamtanschauung hervorwächst als ein religiöser Individualismus d. h. die Gewißheit, in der individuellen Speisung aus dem Fleisch und Blut Christi ohne Vermittlung, ohne den Nächsten und ohne die Gemeinde die letzten Heilsgüter (Wort Gottes und Sakramente) bereits zu besitzen und ohne Hilfe von außen auch erhalten und vermehren zu können (individuelle „Erbauung“ als eigentliche Erbauung der Kirche).“

Die Kirchengeschichtsforschung Schlesiens ist durch die Arbeit von Maron bereichert worden. Der von ihm erarbeiteten Schau Schwenckfelds ist eine starke Verbreitung besonders unter den Schlesischen Pfarrern zu wünschen, denen als erste Pflicht obliegt, sich mit der Reformationsgeschichte Schlesiens zu befassen. In der Drucklegung des Buches als Beiheft zum „Jahrbuch Kirche im Osten“ sind leider unverzeihliche Mängel unterlaufen.

*Kirche im Osten, Bd. IV. Studien zur Osteuropäischen Kirchengeschichte und Kirchenkunde, in Verbindung mit dem Ostkircheninstitut hgg. von Robert Stupperich, Evangelisches Verlagswerk Stuttgart, 199 S., Hln. DM 15.80.*

Dieser Band des Jahrbuches ist fast ausschließlich dem Russischen Lebensraum gewidmet. Die einzelnen Artikel werden von dem interessierten Leser mit Dank begrüßt werden. Daß ein Vortrag wie der von Klaus Mehnert im Rah-

men des 4. Ferienkurses des Ostkirchen-Instituts an der Universität Münster über das Thema „Humanismus im Sowjetvolk“ gehaltene an erster Stelle abgedruckt ist, zeigt eine interessante Weite der Zielsetzung des Herausgebers von „Kirche im Osten“. Zu bedauern, daß diese Weite nicht vordringlich auf die kirchengeschichtliche und kirchenkundliche Arbeit der heimatvertriebenen Kirchen bezogen ist, haben wir als Schlesier keinen Anlaß, da wir ein eigenes Jahrbuch herausgeben.

*Kirche im Osten, Bd. V*, Studien zur Osteuropäischen Kirchengeschichte und Kirchengründung. In Verbindung mit dem Ostkircheninstitut hrsg. von Robert Stupperich, Evang. Verlagswerk Stuttgart 1962, 190 Seiten.

In Anbetracht der Aufnahme der Russisch-Orthodoxen Kirche in die Ökumenische Bewegung hat der Herausgeber in dem vorliegenden Band die russische Orthodoxie schwerpunktartig berücksichtigt. Neben einem Aufsatz von Heinz Skrobucha „Zur Ikonographie des 'Jüngsten Gerichts' in der russischen Ikonenmalerei“ steht ein ausführlicher Bericht von Antonios Alevopoulos über den „Besuch des Patriarchen Aleksj von Moskau in Konstantinopel und Athen“ und ein Literaturbericht von Robert Stupperich mit dem Titel: „Deutsch-russische Beziehungen im Bereich der Kirchen- und Geistesgeschichte“. Die Kirche in Rußland ist ferner durch einen Beitrag von Hans Petri „Schwäbische Chilisten in Süd-Rußland“ berücksichtigt, während die Orthodoxie noch in dem Aufsatz von Friedrich Heyer „Geschichte der Orthodoxen Kirche in Amerika“ gewürdigt wird. Weitere Aufsätze befassen sich mit dem baltischen Pfarrhaus und den Mennoniten in Altpreußen. Die „Chronik“ berücksichtigt auch die deutschsprachige Restkirche in den polnisch besetzten deutschen Ostgebieten. Hier heißt es (Seite 154):

„Eine relative Selbständigkeit haben immer noch die Restgemeinden in Hinterpommern und Niederschlesien. Im Raum Stolp-Kößlin-Belgard-Kolberg werden die dort lebenden deutschen Evangelischen von dem vom Warschauer Konsistorium eingesetzten Pastor Gustaw Buchart (geb. 1904) betreut. Die deutschen Evangelischen in Niederschlesien werden weiter von Pfarrdiakon Wolfgang Meissler (geb. 1928) und Pastor Josef Pospiech (geb. 1930), die beide in Waldenburg wohnen, versorgt. Neben ihnen sind eine Reihe von pommerschen und schlesischen Lektoren und anderen kirchlichen Mitarbeitern zu nennen, die treu ihren Dienst tun. Ein besonderer Tag für Stettin war die Einweihung der mit staatlicher und ökumenischer Unterstützung renovierten Gertrud-Kirche am 16. 10. 1960, die nunmehr „Trinitatiskirche“ heißt. Das Gotteshaus gehört der evangelisch-augsburgischen Gemeinde (Pastor Gustaw Meyer). Jedoch bleibt der deutschen evangelischen Restgemeinde das Mitbenutzungsrecht. Der Festgottesdienst versammelte 700 Gläubige aus Stettin und Umgebung. An der

Einweihungsfeier nahm Bischof Wantula teil. Die von ihm geplante Visitation der hinterpommerschen deutschen Restgemeinden mußte leider noch verschoben werden. Im Zusammenhang mit seiner Teilnahme an der Konferenz des Exekutiv-Komitees des Lutherischen Weltbundes hielt Bischof Dr. Krambacher — Greifswald einen Gottesdienst in Stolp/Pommern.“

Gottfried Kliesch, *Der Einfluß der Universität Frankfurt (Oder) auf die Schlesische Bildungsgeschichte, dargestellt an den Breslauer Immatrikulierten von 1506-1648, Quellen und Darstellungen zur Schlesischen Geschichte*, hrsg. von der Historischen Kommission für Schlesien, Schriftleitung Herbert Schlenger, Band V. Holzner-Verlag Würzburg 1961, 244 Seiten.

Das fleißige und im besten Sinne wissenschaftliche Werk von Kliesch hat der Philosophischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität zu Mainz im Wintersemester 1959/60 als Dissertation vorgelegen. Die schlechte Quellenlage hat, wie der Verfasser ausführt, die Durchführung der Arbeit zwar behindert, aber nicht verhindert. Dafür kam ihm die Vorarbeit einiger schlesischer Familienforscher zugute (Erbo von Schickfuß und Neudorff, Hans Jürgen von Witzendorff-Rehdiger, Oskar Pusch, Johannes Grünewald, Kraft Graf Henckel-Donnersmark), die sich bereit erklärten, ihre Arbeitsergebnisse zur Verfügung zu stellen. In der Anlage der Untersuchung ging es nicht darum, das Leben einzelner Schlesier nachzuzeichnen, die ihre Ausbildung in Frankfurt (Oder) genossen haben. Die Absicht des Verfassers war es vielmehr, allgemeine Aussagen zu belegen und Entwicklungstendenzen darzustellen. Für den Zeitraum, auf den sich die Untersuchung bezieht, stellt Kliesch 582 Immatrikulationen von Breslauern und Wahl-Breslauern an der Frankfurter Universität fest.

„Im ersten Jahrfünft der neuen Universität ziehen recht viele Bewohner die Oder hinab. Doch bald geht der Andrang zurück, wahrscheinlich nicht zuletzt wegen der mangelnden Ausstattung der jungen Hochschule mit Stipendien für Schlesier. Diese Annahme wird gestützt durch den regen Besuch Leipzigs und die Bedeutungslosigkeit Wittenbergs, für das ebenfalls noch keine Stiftungen eingerichtet worden waren. Mit der Einführung der Reformation ändert sich das Bild vollkommen: während Wittenberg einen ungeahnten Aufschwung nimmt, zieht nur noch selten ein Student nach Frankfurt, wo der rührige Luthergegner Wimpina den Ton angab“ (Seite 9).

Ein erster Höhepunkt der Breslauer Immatrikulationen ist zur Zeit der höchsten Blüte der Viadrina zu verzeichnen.

„Nach Wittenberg und Leipzig stand die Oderuniversität an 3. Stelle der deutschen Hochschulen, eine Leistung, die in der Literatur nur selten beachtet wurde. Auch die Breslauer strömten nach Frankfurt. Um die und kurz nach

der Jahrhundertwende ließen sich an der Oderuniversität so viele Breslauer einschreiben wie niemals an einer anderen deutschen Hochschule vor 1648“ (Seite 10).

Kliesch kommt zu dem Ergebnis, daß die in Frankfurt (Oder) vorgebildeten Breslauer oft an hervorragenden Stellen ihre Pflicht taten und ihren Einsatzplatz nicht nur in Breslau oder in der unmittelbaren Umgebung fanden. Mehrere der ehemals Frankfurter Studenten kamen auch zu größerer Bedeutung, besonders im Bereich der Dichtung, der historischen Wissenschaft und der Kirchengeschichte.

*Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa*  
Band I/3: *Polnische Gesetze und Verordnungen 1944-1955* (XXXII, 532 S.), in Verbindung mit Werner Conze, Adolph Diestelkamp †, Rudolf Laun, Peter Rassow und Hans Rothfels bearbeitet von Theodor Schieder, hrsg. vom Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, Bonn 1960, zu beziehen durch Verlag „Christ Unterwegs“, Buchenhain vor München, Preis DM 9.—.

Mit dem vorliegenden Band setzt das Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte seine bekannte Buchreihe zur Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa fort. Der im Jahre 1960 erschienene Band vervollständigt die bisher erschienenen beiden Teile des Bandes I der Dokumentation, welche die Vertreibung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße und aus Polen aufzeichnet, und stellt die für die Behandlung der deutschen Bevölkerung bedeutsamen polnischen Gesetze, Dekrete und Verordnungen zusammen. Die interessanteste Feststellung beim Durchsehen der polnischen Gesetze und Verordnungen 1944-1955 dürfte die Beobachtung sein, daß die Ausweisung selbst bezeichnenderweise gesetzlich nicht fixiert ist und nur indirekt faßbar wird. Die chronologisch angeordneten Texte, die zum großen Teil erstmals in deutscher Übersetzung veröffentlicht werden, geben von den wesentlichen polnischen Maßnahmen zur „Liquidierung der deutschen Frage“ wie Enteignung und Strafverfolgung der Deutschen, „Verifizierung“ der sogenannten „Autochthonen“-Bevölkerung Kunde. Gleichzeitig damit werden wichtige Aspekte der polnischen Nachkriegsentwicklung wie z. B. die Bodenreform, die Verstaatlichung der Wirtschaft und die Eingliederung und Wiederbesiedlung der sogenannten „wiedergewonnenen Gebiete“ dokumentarisch festgehalten. Eine Einführung befaßt sich vor allem mit der Vermögens- und strafrechtlichen Behandlung der Reichsdeutschen in den polnischer Verwaltung unterstellten deutschen Ostprovinzen wie der Volksdeutschen in Polen.

Die Gesetzesdokumentation soll auch praktischen Zwecken, z. B. als Nachschlagewerk für diejenigen Stellen und Personen dienen, die sich über diesen Teil der polnischen Nachkriegsgesetzgebung bei der Regelung von Lastenausgleichsentschädigungs- und Staatsbürgerschaftsfragen u. ä. zu informieren haben.

*Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa,  
Bd. V: Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien* (XX, 264 E, 633 S.),  
in Verbindung mit Werner Conze, Adolf Diestelkamp †, Rudolf Laun,  
Peter Rassow † und Hans Rothfels bearbeitet von Theodor  
Schieder, hrsg. vom Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge  
und Kriegsgeschädigte. Bonn 1961. Zu beziehen durch Verlag „Christ  
Unterwegs“ Buchenhain vor München.

Mit diesem Band wird die „Dokumentation der Vertreibung“ abgeschlossen. Das Schicksal der Jugoslawiendeutschen verdient besondere Beachtung, weil der Versuch der Tito-Regierung, sich des deutschen Bevölkerungssteils zu entledigen, nicht von Potsdam sanktioniert wurde wie das gleiche Bemühen bei den Ungarn. Die Beibringung der Akten war für den Bereich Jugoslawiens besonders schwierig. Politische Akten sind fast nur für die Zeit der deutschen Besetzung vorhanden. Umsomehr Bedeutung kommt den Aussagen der Betroffenen zu, die bei diesem Dokumenten-Band eine (wiederum) ausführliche Würdigung erfahren haben. Aus der Einleitung entnehmen wir folgendes:

Jugoslawien wurde erst am 1. Dezember 1918 gegründet. In dem Völkergemisch bildeten die Deutschen mit (1921) 513 472 von insgesamt über 10 Millionen Einwohnern eine nicht unwesentliche Minderheit. Die vornehmlich im Banat, der Batschka und Baranja, in Syrmien, Slawonien und Krain ansässigen Deutschen hatten bis dahin untereinander aufgrund der andersartigen politischen Struktur keine engere Verbindung. Neben der städtischen deutschen Bevölkerung in Belgrad, Agram und Slawonien bestanden deutsche Streusiedlungen in Bosnien und der Herzegowina. Von der deutschen Bevölkerung Jugoslaviens bekannten sich 1931 383 674 Personen zur katholischen Kirche und 100 806 zu protestantischen Kirchengemeinschaften (Evang. Augsburg. und Evang. Reform.). Der Minderheit gelang es in zähem Ringen, deutsche Kindergärten und deutschsprachige Schulzüge in den staatlichen Schulen zu unterhalten. Ein Bereich, in dem sich das Deutschtum relativ unbehelligt entfalten konnte, war das Zeitungswesen. Verglichen mit der Situation des Deutschtums in den anderen ost- und südosteuropäischen Staaten, vor allem im benachbarten Ungarn, war die Lage des Jugoslawiendeutschtums in der zweiten Hälfte der 30er Jahre erträglich; das Verhältnis der Volksgruppe zum Staat kann als normal angesehen werden; ihr innerer Zusammenhalt war gefestigt.

Am 8. Juli 1941 verkündeten Italien und Deutschland das staatsrechtliche Ende des Königsreichs Jugoslawien. Für die Kroaten wurde ein „Unabhängiger Staat Kroatien“ gegründet. Die übrigen Teile des Landes wurden an die Axenmächte verteilt. Die Unterstützung der deutschen Truppen durch die Jugoslawiendeutschen beim Einmarsch und ihre Mitwirkung bei den Vergeltungsmaßnahmen gegen die Partisanen (auf einen toten deutschen Soldaten 100, auf einen verwundeten 50 Geiselerschießungen) intensivierte den Deutschenhaß

der Widerstandsgruppen bis hin zur Forderung nach kollektiver Vergeltung am Jugoslaviendeutschstum. Die Zeit nach der Zurückdrängung der deutschen Truppen ist darum von Haßmaßnahmen gekennzeichnet: Abtransport arbeitsfähiger Männer und Frauen nach Rußland; Konzentration der Deutschen in Arbeits- bzw. Internierungslagern; Enteignung; Entzug der Bürgerrechte; Bestrafung und Verfolgung. Um diesen Maßnahmen zu entgehen, verließen viele Volksdeutsche fluchtartig das Land. Im Gegensatz zu Rumänien und zu Ungarn haben Evakuierung, Flucht, Massenverluste in der Internierungszeit, verschleieter Abschub und schließlich der seit 1950 im Gange befindliche „Transfer“ dazu geführt, daß das Deutschstum aus der FVR Jugoslawie so gut wie vollständig verschwunden ist.

Der einleitenden Darstellung von Hans Ulrich Wehler sind Gesetze und Verordnungen von 1941 bis 1945, Urteile jugoslawischer Gerichte sowie persönliche Aufzeichnungen von Betroffenen beigelegt. Letztere bilden, wie immer den Hauptteil des Bandes. Wer immer nur einseitig von der Schuld der Deutschen spricht, sollte einmal diese Berichte nachlesen. Es wird ihm dann deutlich werden, daß es auch eine Schuld der anderen gibt. Das mit Sorgfalt edierte Buch enthält auch Aufzeichnungen Geistlicher beider Konfessionen und kann zur Lektüre sehr empfohlen werden.

*Ostkunde im kirchlichen Unterricht.* Tagung der Evangelischen Akademie in Hofgeismar in Verbindung mit dem Ostkirchenausschuß vom 21. bis 24. September 1961. Johannes Stauda-Verlag, Kassel, 35 Seiten.

Der Arbeitsbericht lädt zum Mitdenken über die Aufgaben des kirchlichen Unterrichts überhaupt und speziell im Blick auf das Schicksal des deutschen Volkes seit 1945 ein. Dem Vortrag von Adalbert Hudak über „Das Problem der Ost-Westlichen Begegnung im kirchengeschichtlichen Unterricht“ kommt besondere Bedeutung zu. Er fordert nicht Ostkunde als weiteres Unterrichtsprinzip der evangelischen Unterweisung, zeigt aber die Notwendigkeit der Ostkunde in Kirchengeschichts-Unterricht mit Nachdruck auf. „Der geschichtliche Charakter des christlichen Selbstverständnisses und die Tatsache, daß wir in der Gemeinde Christi immer von unseren Vätern herkommen, daß zu der Gemeinde der Lebenden auch die große Wolke der Zeugen gehört, läßt uns die Geschichte der Kirche unserer Väter, zu der auch all das hinzugehört, was einst gewesen ist, in Ostpreußen, Polen, Schlesien und anderswo ernst nehmen (Seite 19).“

Was Hudak für den Bereich der Kirchengeschichte nachweist, stellt Carl Brummack für den Unterricht in *Glaubens- und Sittenlehre* dar. Er kommt in seinem Vortrag „Das Problem der Ost-westlichen Entscheidung im Unterricht der Glaubens- und Sittenlehre“ zu dem Schluß, daß die Probleme, die durch die Vertreibung zwischen Ost und West zur Entscheidung stehen, in sechs Zusammenhängen angeschnitten werden müßten:

Im Zusammenhang von

1. Familie, Volk und Vaterland
2. Macht und Recht
3. Ideologie und Überzeugung
4. Kultur und Geschichte
5. Schuld und Sühne und
6. Schicksal und Führung

„Ostkunde im kirchlichen Unterricht“ soll in der religionspädagogischen Arbeitsgemeinschaft des Ostkirchenausschusses weiterbehandelt werden. Ein kleiner Kreis, bestehend aus Oberlandeskirchenrat Brummack als Vorsitzender, Professor Dr. Bloth, Dr. Dr. Hultsch, Dr. Dr. Lehmann, Verwaltungsdirektor Rauhut und Dr. Richter wurde beauftragt, eine weitere Tagung in Hofgeismar vorzubereiten. Es ist zu begrüßen, daß die kleine Veröffentlichung auch Abseitsstehenden die Möglichkeit gibt, sich über das Gespräch in Hofgeismar zu informieren. Eine grundlegende Arbeit über das Thema „Ostkunde im kirchlichen Unterricht“ wäre noch zu schreiben. An bisher erschienener Literatur werden lediglich ein Aufsatz von Pf. Spiegelschmidt in Ostkunde, Bausteine ostkundlichen Unterrichts, Folge 5, Kammwegverlag Troisdorf, 1958, S. 19—34 und entsprechende Hinweise und Stoffe in den Unterrichtswerken von Frör und Schuster-Brech genannt.

Gottfried Schepky, Zawadzki (*Oberschlesien*), die Geschichte einer Diasporagemeinde in Oberschlesien. Verlag „Unser Weg“ Ulm-Donaus, 1961, 24 S. DM 3.90.

Wieder ist eines jener besonders schön ausgestatteten Büchlein erschienen, in denen die Geschichte einer evangelischen schlesischen Kirchengemeinde und ihrer Kirche bzw. Kirchen geschildert wird. Der Verfasser, der selbst von 1920—1931 Pastor der Diasporagemeinde Zawadzki war, erzählt sehr anschaulich und kenntnisreich ihre Geschichte bis 1945. Die Zeit bis ca. 1800 wird dabei nur kurz gestreift, da sich erst im 19. Jahrhundert durch Zuzug von Facharbeitern aus dem westlichen Industrievier die ersten Evangelischen in dieser Gegend von Oberschlesien ansiedeln. Der Leser erfährt von den Lebensumständen der Bevölkerung, dem Kirchbau in Zawadzki und in dem zum Sprengel gehörenden Ort Colonowska, von ihrem kirchlichen Leben, von den Polenaufständen und von der Hitlerzeit. Eine detaillierte Darstellung der Ereignisse nach 1945 hätte den Wert des Büchleins noch erhöht. Es ist aber auch so, wie es ist, eine sehr wertvolle Gabe des Verfassers und des Verlages an die evangelischen Schlesier. Seine schmucke Aufmachung wird durch eine größere Anzahl hervorragender Bilder unterstrichen. Zur eigenen Information und als Geschenkgabe wird dieses Büchlein wärmstens empfohlen.

Dr. Paul G. Eberlein

*Geschichte Schlesiens, Band I.* Von der Urzeit bis zum Jahre 1526. Herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien. Brentano-Verlag Stuttgart, Volleinen 620 S. Kunstdruckbeilagen, DM 34.50.

Für den Inhalt dieses ersten umfangreichen Bandes zeichnen Herbert Schlenger für die geographischen Grundlagen, Otto Kleemann für die Vorgeschichte, Erich Randt für die politische Geschichte bis 1327, Emil Schieche für die politische Geschichte von 1327—1526, Heinrich von Loesch für die Verfassungsgeschichte im Mittelalter, Hermann Aubin für die Wirtschaft, Joseph Klapper für das schlesische Volkstum, Dagobert Frey für die Kunst und Arnold Schmitz und Fritz Feldmann für die Musik im schlesischen Mittelalter verantwortlich.

Abgesehen von der unmöglichen Dickeibigkeit des Bandes, zum Teil durch sehr starkes Papier hervorgerufen, die im nächsten Bande unbedingt vermieden werden sollte, ist die gesamte Arbeit in ihrer guten wissenschaftlichen Fundierung vorbildlich zu nennen. Kleinere Überschneidungen und Wiederholungen in den Aussagen sollten bei einer neuerlichen Redaktion ausgemerzt werden. Wichtig, reichlich und instruktiv sind die vielen Karten- und Bildbeilagen. Sie unterstreichen wesentliche Aussagen, wie zum Beispiel die auf Seite 12 über die Verteilung des Siedlungsraumes und des Waldes um 1200, die auf Seite 66 über die außerordentliche Reichhaltigkeit germanischer Funde in Schlesien und die auf S. 305 und S. 310 über die slawischen Gaue und Kastellaneien in frühgeschichtlicher Zeit. Die Auseinandersetzung mit dem Chronicon Polono-Silesiacum wird ebenso sachlich wie die mit der polnischen Geschichtsschreibung geführt. Die germanische wie die slawische Zeit Schlesiens wird rein auf Grund der Fakten aufgetan und zeigt gerade darin ihre Eindrücklichkeit und Klarheit. Beinahe noch mehr, wenn das überhaupt möglich ist, zeigt über die politische- und Kirchengeschichte hinaus die Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte die großartige Verwandlung der schlesischen Kulturlandschaft im Mittelalter durch die deutsche Kolonisation. Bei aller Hochachtung vor den Leistungen der Germanen und Achtung für die Arbeit der frühen Slawen in Schlesien ist diese Verwandlung des Landes in einem reichen Jahrhundert der Kolonisation so überwältigend, daß jeder auch der geringste Zweifel an der Vollständigkeit dieser deutschen Kulturlandschaft verstummen muß. Wer anders redet, muß entweder böswillig sein oder unwissend und sei dann auf dieses Buch hingewiesen, das jeder, der verantwortlich in schlesischen Dingen mittun will, gelesen haben sollte. Hier ist Wissen geistige Macht. Auch wenn auf einen wissenschaftlichen Apparat verzichtet wurde, ist das Buch voller Belege und keine Behauptung ohne Tatsachenbegründung. Immerhin wäre für eine spätere Ausgabe in mehreren Bänden ein solcher Apparat zu empfehlen.

Dr. Dr. Gerhard Hultsch

Stichwort „Schlesien“ aus „Religion in Geschichte und Gegenwart“, 3. Auflage, Spalte 1436—1441, bearbeitet von Gerhard Hultsch.

Vergleicht man den Artikel „Schlesien“ in der 3. Auflage der RGG (von Dr. Dr. Gerhard Hultsch) mit dem in der 2. Auflage (von Helmut Eberlein), so fällt schon rein äußerlich auf, daß die Gliederung des Stichwortes die gleiche ist, wenn auch mit z. T. anderen Formulierungen (1. Politische Geschichte — 2. Die Kirche im Mittelalter — 3. Reformation und Gegenreformation — 4. Die Kirche in der preußischen Zeit — 5. Die kirchliche Lage in der Gegenwart). Aber statt der bisherigen 6½ Spalten standen nur 5 zur Verfügung. Deshalb mußte die Darstellung noch stärker komprimiert werden. Sie gibt eine gedrängte Übersicht über die politische und kirchliche Entwicklung Schlesiens, wobei das Schwergewicht auf der kirchlichen Entwicklung des Protestantismus liegt. Gegenüber der vorigen Auflage sind an vielen Stellen die Angaben von Zahlen und Namen erhöht worden, so daß der Text zwar kürzer, aber inhaltsreicher geworden ist. Natürlich könnte man sich in verschiedenen Einzelfällen darüber streiten, welche Tatsache besser auch noch aufgenommen, welche leichter weggelassen werden könnte. Dennoch stellt wohl die Auswahl ein Optimum dar. In einigen Einzelheiten lassen sich kritische Anmerkungen machen, z. B. bei der polnischen Nationalität der Breslauer Bischöfe vor 1300 (zu denken wäre u. a. an die Bischöfe Walter und Hieronymus). Dennoch bleibt dieser Aufsatz eine zwar äußerst knappe, aber in fast allen Stücken zuverlässige und im Überblick informierende Gesamtdarstellung von erstaunlicher Abgerundetheit. Hervorzuheben ist dabei der abschließende 5. Abschnitt über die letzten 3 Jahrzehnte, bei der die persönlichen Kenntnisse des Verfassers spürbar werden.

Am Ende des Stichworts folgen einige bibliographische Angaben, bei denen wir allerdings die schlesischen Bibliographien von Rister (J. G.-Herder-Institut) und einen Hinweis auf das (kath.) Archiv f. schles. Kirchengeschichte (vor allem für Mittelalter und Reformationszeit) vermissen. Alles in allem, trotz kleiner Einschränkungen, eine wohlgelungene Darstellung, der bewährten Qualität der RGG durchaus angemessen.

Dr. Gottfried Kliesch

Dr. Erbo von Schickfus und Neudorff, *Schickfus. Geschichte eines schlesischen Geschlechts. Zweiter Teil, neunte bis elfte Generation, von Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu den deutschen Einigungskriegen*. Freiburg/Breisgau 1961 Selbstverlag. VI und 380 Seiten Text, Register, Ergänzungen und Berichtigungen S. 381—524. 46 Photos.

In zwei stattlichen Bänden legt der um die Erforschung der schlesischen Adelsgeschichte hochverdiente Verfasser den zweiten Teil der Geschichte des Geschlechtes Schickfus vor. Behandelt sind 3 Generationen mit 155 Einzelpersonen

innerhalb eines in jeder Beziehung interessanten Zeitraumes: von der Besitzergreifung Schlesiens durch Preußen und dem siebenjährigen Krieg über die Erhebung von 1813 und die Revolution von 1848 bis zum Kriegsgeschehen von 1870/71 und in den Ausgang des 19. Jahrhunderts. Eingebettet in das bewegte Auf und Ab der Familiengeschichte mit ihren überaus anziehend dargebotenen Lebensläufen, liefert der Verfasser wertvolle Beiträge zur Ortsgeschichte, die z. B. für die Orte Baumgarten bei Strehlen, Rudelsdorf Kreis Nimptsch, Trebnig und Warkotsch urkundliches Material verarbeiten, das heute größtenteils nicht mehr erreichbar ist. Äußerst reizvoll ist es, die verwandtschaftlichen Beziehungen der Schickfus zu einer großen Anzahl von bekannten Adelsfamilien festzustellen, deren Abkunft, wie etwa bei den Senitz, teilweise bis ins Mittelalter zurückverfolgt wird. Dem Kirchenhistoriker werden die Verdienste des schlesischen Adels um seine Patronatskirchen deutlich vor Augen geführt. So erfahren wir Einzelheiten über die Gründung der evangelischen Kirchensysteme in Märzdorf bei Goldberg und Rogau am Zobten im ausgehenden 18. Jahrhundert. Wir lernen Pfarrerpersönlichkeiten kennen, wie den alten Samuel Horn in Rudelsdorf, den Oberkonsistorialrat Jany in Strehlen und den Superintendenten Rilke in Seifersdorf bei Liegnitz. Der Bildteil enthält neben den Familienportraits auch die Abbildungen einiger Wohnsitze des Geschlechts, so eine Ansicht von Rogau mit Schloß und katholischer Kirche um 1800 und der Schlösser Rudelsdorf, Warkotsch (nach F. B. Werner), Trebnig, Baumgarten und Rankau. Das ausführliche Register erleichtert den Gebrauch des Werkes und erschließt seinen Reichtum mühelos.

Den Ergänzungen (S. 524) könnten noch folgende Kleinigkeiten angefügt werden:

- S. 1: M. Christian Knöffel war 1741—68 Pastor in Heidersdorf bei Nimptsch.
- S. 3: Andreas Abraham Reinhard wurde 1750 Pastor in Porschwitz bei Steinau (statt Purschwitz bei Bautzen, wie S. 467 steht).
- S. 3: Der Tiefhartmannsdorfer Pastor heißt *Flögel* (statt Flegel).
- S. 23: Nach der gedruckten Leichenpredigt starb der Pastor Samuel Horn am 14. 8. 1610.
- S. 99: Anm. 3 muß es G. (statt O.) Schneider heißen.
- S. 132: Zeile 26 von oben: 1846 (statt 1840).
- S. 181: Michael Wunsch starb am 6. 7. 1727 als Senior in Strehlen.
- S. 181: Friedrich Samuel Teichert war seit 1795 Feldprediger in Ohlau.
- S. 206 und 472: Konsistorialrat D. Karl *Ritschl* (statt Ritsche).
- S. 226: Über den Generalsuperintendenten D. Hermann Küster in Stade vgl. Philipp Meyer, Die Pastoren der Landeskirchen Hannovers und Schaumburg-Lippes seit der Reformation II (1942) S. 389.

Zu der Rettung seines reichen Materials im Zusammenbruch 1945 ist der Verfasser ebenso zu beglückwünschen wie zu der hervorragenden Gestaltung seines Werkes, das die genealogischen Fachwissenschaftler ausführlicher würdigen werden.

Johannes Grünewald

Arno Lubos, *Valentin Trozendorf*. Ein Bild aus der schlesischen Kulturgeschichte. Verlag „Unser Weg“, Ulm/Donau, 1962, DM 5.90.

Lubos, der bekannte Verfasser der neuesten Schlesischen Literaturgeschichte, stellt in dieser knappen, aber inhaltsreichen Monographie einen beachtenswerten Mann vor: den Goldberger Rektor Valentin Friedland, gen. Trozendorf. Das Leben dieses erstaunlich modernen Pädagogen kreiste um zwei Brennpunkte: die Gründung einer schlesischen Universität und die Schulreform. Trozendorf, der Schüler und Freund von Luther und Melanchthon, trat z. B. als Professor an der ersten Universität des jungen Protestantismus in Liegnitz gegen die dort vorherrschenden Lehren des Kaspar von Schwenckfeld auf und half so mit, diese Universitätsgründung zu vereiteln. Bestand doch auch kaum Aussicht darauf, daß die katholischen Obrigkeitene eine Hochschule privilegieren würden, an der eine vom Katholizismus und vom Luthertum abweichende Theologie vertreten wurde.

Doch auch nach dem Scheitern des Liegnitzer Universitätsplanes waren noch nicht alle Hoffnungen auf eine eigene schlesische Universität geschwunden. Als Trozendorf einige Jahre nach dem Liegnitzer Zwischenspiel erneut als Rektor die völlig heruntergekommene Schule in Goldberg übernahm, betrachtete er sie als mögliches Instrument zur Verwirklichung des als notwendig erkannten Ziels. Deshalb führte er mehrere Neuerungen in seiner Schule ein, von denen vor allem die Schülernmitverwaltung und die Schülergerichtsbarkeit zu nennen sind. Daß sich ein Angeklagter vor dem Schulgericht mit einer wohlgesetzten lateinischen Rede entschuldigen konnte, mag nicht verwundern, stand doch der Rektor in der humanistischen Tradition. Völlig neu war dagegen die Rolle, die er einzelnen Schülern als Hilfslehrern und Richtern zuerkannte. Ungewöhnlich waren für diese Zeit auch seine wöchentlichen Turnstunden und seine naturkundlichen „Lehrwanderungen“, wie wir es heute nennen würden. Durch solche Maßnahmen und durch sorgfältig durchdachte Lehrpläne waren die Voraussetzungen für das Aufblühen der Schule gegeben, obgleich das Lehrerkollegium anfangs viel zu klein blieb. Schließlich konnte auch diese Schwierigkeit überwunden werden: Als neben anderen Lehrern auch noch ein Jurist angestellt werden konnte, nahm die Gestalt einer Universität greifbare Formen an. Wenn auch dieser Anlauf wieder nicht gelang, so bleibt doch das Lebenswerk dieses Mannes im wahren Sinne des Wortes „merk-würdig“ genug, um der

Vergessenheit entrissen zu werden. Indem Lubos in seiner kleinen Schrift wieder einmal auf diesen bedeutenden Schlesier aufmerksam macht und sein Wirken in den Zusammenhang der Schulgeschichte stellt, hat er dazu beigetragen.

Dr. Gottfried Kliesch

*Die evangelisch-lutherische Kirche in der Grafschaft Mark.* Verfassung, Rechtssprechung und Lehre, Kirchenrechtliche Quellen von 1710—1800 vorbereitet, durchgearbeitet und kommentiert von Walter Göbell (Festschrift zur Erinnerung an die Einführung der Reformation in Hagen in Westfalen), Bd. I (S. 1—392) und II (S. 393—798) Beihefte zum Jahrbuch des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte, hgg. von W. Rahe, H. 5 u. 6. Verlagshandlung der Anstalt Bethel, Bethel bei Bielefeld, 1961.

Die lutherische Kirche in den Klevischen Ländern nimmt gegenüber den lutherischen Landeskirchen insofern eine beachtliche und lange fortwirkende Sonderstellung ein, als sie von Beginn an eine echte Gemeindekirche ist und nicht eine von der Obrigkeit aufgebaute und regierte Landeskirche. Auf den Synoden zu Dinslaken, am 8. und 9. September 1612 und in Unna, am 2. und 3. Oktober 1612, wurden die Grundlagen geschaffen für die lutherische Kirche in Kleve und in der Grafschaft Mark. Die kirchlichen Verhältnisse des benachbarten lutherischen Hessens sind das Vorbild für die lutherische Kirche in Kleve und Mark geworden. Bestimmend waren auf diesen Synoden der pfalzgräfliche Hofprediger Magister Justus Weyer. Mit den vorliegenden Bänden werden die Synodalakten für die lutherische Kirche der Grafschaft Mark erstmals gedruckt und kommentiert.

*Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien*, Bd. 15/16 (1959/60), Verlag F. Berger, Horn, Nö., 1961. Schriftleitung Max Kratochwill. Gedächtnisschrift für Rudolf Geyer.

Der Doppelband ist dem Gedächtnis des ehemaligen Schriftleiters des Jahrbuches, des Archivdirektors und Universitätsdozenten Rudolf Geyer gewidmet. Die Mitarbeiter — Freunde, Kollegen und Schüler des Verstorbenen — waren bestrebt, durch die Vielfalt der gewählten Themen auch der Vielfalt der wissenschaftlichen Interessen Geyers gerecht zu werden.

*Wiener Geschichtsblätter*, hgg. vom Verein für Geschichte der Stadt Wien, geleitet von Rudolf Till 16. (76.) Jgg. 1961. Nr. 4.

Aus dem Inhalt: Rudolf Till: Das Werden des jüngsten Bundeslandes (Wien); Alexander Novotny: Kardinal Erzherzog Rudolph (1788—1831) und seine Bedeutung für Wien; Rudolf Bachleitner: Das Bild der ungarischen Madonna im Stephansdom zu Wien.

*Vom kirchlichen Leben Bremens im 19. Jahrhundert.* Hospitium Ecclesiae — Forschungen zur bremischen Kirchengeschichte hgg. im Auftrag der Kommission für bremische Kirchengeschichte von Bodo Heyne und Kурд Schulz, Bd. 3, Verlag Einkehr Bremen 1961.

Das 19. Jahrhundert liefert der kirchengeschichtlichen Forschung gerade in Bremen eine Fülle von Stoff, der noch der Bearbeitung harrt. Der vorliegende Band behandelt nur einen kleinen Ausschnitt aus dem reichen kirchlichen Leben der Hansestadt in diesem Jahrhundert. Er will anregend wirken und besonders junge Theologen und Historiker ermuntern, die zahlreichen Aufgaben auf diesem Gebiet anzufassen.

Dr. Paul G. Eberlein

2 62 | 2555 <sup>Fr</sup>



28. MAI 1963  
16. JULI 1963

3. MRZ. 1967

23. Okt. 1967

23. Okt. 1967

21. NOV. 1969

1.5°